This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Goethes Mutter

Leipzig
Verlag von E. A. Seemann.

University of California:
Es lebe der Geist!
No
867v
H463
1903
Ernst A. Denicke Fund

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

GOETHES MUTTER.

Nach dem Original im Besitze der Frau M. Heuser-Nicolovius in Cöln.

Goethes [illegible]

Ein Lebensbild nach [illegible]

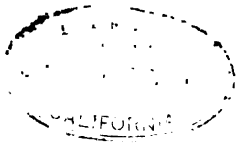
von

Karl Heinemann

Siebente, verbesserte [illegible]

[illegible]

Leipzig
Verlag von E. A. Seemann
1903



Goethes Mutter

Ein Lebensbild nach den Quellen

von

Karl Heinemann

Siebente, verbesserte Auflage

Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und vier Heliogravüren

Deshalb sind Briefe so viel wert,
weil sie das Unmittelbare des Daseins
aufbewahren.
Goethe, Aristeia der Mutter

Leipzig
Verlag von E. A. Seemann
1903

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

DENICKE

Dem Gedächtnis

Friedrich Zarnckes

170104

Vorwort zur ersten Auflage

Ottokar Lorenz bemerkt in seinem vielbesprochenen Buche: „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben", es scheine ihm manchmal, als würden die Geschichtsbücher in Deutschland von lauter Hagestolzen verfaßt, die von der Bedeutung der Frau keine gute Meinung hätten: er vermißt den Respekt vor den Müttern in der Geschichte. Und mit Recht. Wird doch der bekannte Ausspruch Schopenhauers, daß das Kind seine geistige Begabung von der Mutter ererbe, durch hunderte von Beispielen bestätigt, und dennoch schauen wir uns vergeblich nach Biographien der bedeutenden Frauen um, nach Darstellungen, die den geistigen Zusammenhang unserer großen Männer und ihrer Mütter und den stillen, aber darum nicht weniger bedeutenden Einfluß der Mutter nachzuweisen versuchen. Selbst die Königin Luise hat unter den Männern deutscher Wissenschaft noch keinen Biographen gefunden.

So werde denn mit der glücklichsten und herrlichsten aller Mütter der Anfang gemacht. Die Frau mit dem freien und edlen Herzen, mit dem ewig sonnigen Gemüt und dem unzerstörbaren Glauben, die in ihrem Leben die schöne Forderung des großen Sohnes so herrlich erfüllt hat:

„Nur wo du bist, sei alles immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich!"

Sie trete jetzt selbst vor uns in ihren Thaten und Worten.

Ein Hausbuch im besten Sinne des Wortes möchte „Goethes Mutter" werden, ein Buch, in dem unsere Frauen und Jungfrauen Erquickung in trüben und heiteren Stunden schöpfen, in dem sie vor allem die schönste

Kunst der Frau lernen können, die Frau Rat wie keine andere verstand, ihre Umgebung zu beglücken.

Um diesem Leserkreis das Buch genießbar zu machen, mußte gar manches dem Goethekenner Bekannte von neuem, manches an mehreren Stellen gesagt werden. Nicht weniger aber war es mein Bestreben, der ernsten Forschung zu genügen, was hoffentlich der Abschnitt: „Quellen und Nachweise“ darlegen wird.

Daß der Bilderschmuck des Buches so reich hat werden können, verdanke ich vor allem dem Manne, dem sein getreuer und dankbarer Schüler dies Buch gewidmet hat, ferner der hochverehrten Ururenkelin der Frau Rat, der Frau Marie Heuser-Nicolovius in Köln, dem Herrn Geheimen Regierungsrat Herman Grimm in Berlin, dem Herrn Dr. med. W. Vulpius in Weimar und dem Herrn Rud. Brockhaus in Leipzig, denen allen mein aufrichtiger Dank für immer bewahrt bleiben wird.

Dem für mich sehr empfindlichen Mangel eingehender Kenntnis des alten und neuen Frankfurt haben Frankfurter Gönner und Freunde in freundlicher Weise abgeholfen; insbesondere die gelehrte Kennerin der Geschichte des Frankfurter Theaters, Frau Elisabeth Mentzel, der Vorsitzende des Hochstifts, Herr Prof. Dr. Valentin und Herr Archivar Dr. Jung.

Am meisten aber schulde ich Dank für mannigfache, immer bereitwilligst gewährte Belehrung dem ehrwürdigen Nestor der Litteraturhistoriker, Herrn Prof. Heinrich Düntzer. Ueber alles, was ich fremder Hilfe verdanke, giebt der Anhang genauen Aufschluß.

Der große Sohn hat es richtig gefühlt, daß nichts die Mutter so charakterisiere wie ihre Briefe. Daher soll, wo immer Briefe erhalten sind, Frau Aja selbst das Wort haben.

„Wer die Orthographie dieser Briefe ändern, das heißt richten und regeln wollte,“ sagt Suphan in der Einleitung zu der Ausgabe der Briefe an den Sohn, „wird bald einsehen, daß heute nicht möglich ist, was weiland der Schreiblehrer und selbst der Herr Rat Goethe lobesam nicht fertig gebracht haben: der Frau Rat das „Bustawieren“ und die „Etkette“ des richtigen Schreibens zu lehren.“ Drucker und Verfasser dieses Buches haben die Wahrheit dieser Worte zur Genüge erfahren, aber dennoch den

Verſuch, die Rechtſchreibung der Frau Rat der modernen anzugleichen, gemacht. Einige buchſtabengetreu abgedruckte Briefe werden in ihre eigentliche Schreibweiſe genügenden Einblick gewähren.

Leider fließen dieſe und andere Quellen für die erſte Lebenshälfte der Frau Rat ſehr ſpärlich. Ich habe dieſen Mangel zu erſetzen geſucht durch die Schilderung ihrer Umgebung, ſelbſt auf die Gefahr des Vorwurfs hin, hier über den Rahmen des Themas hinausgegangen zu ſein. Daß insbeſondere die Beziehungen zum Sohn nicht bloß hier, ſondern überhaupt im Mittelpunkt des ganzen Werkes ſtehen ſollen, das beſagt wohl genügend der von mir gewählte Titel.

Das Buch iſt in derſelben Abſicht wie meine übrigen kleinen Schriften und Aufſätze geſchrieben, die Verehrung für den Menſchen Goethe, den ja viele noch trennen zu müſſen glauben von dem großen Dichter, zu erhöhen oder zu erwecken und ſo an beſcheidenem Teile mitzuwirken zu ſeines Namens Ruhm und Herrlichkeit.

Leipzig, den 28. Auguſt 1891

Dr. **Karl Heinemann**

Vorwort
zur fünften bis ſiebenten Auflage

In dieſer Auflage ſind die Anmerkungen, die wohl durch ihren Abdruck in vier ſtarken Auflagen ihren Zweck erreicht haben, weggelaſſen worden. Für die Erklärung des Bildes zu Goethes Gedicht: Das Neueſte von Plundersweilern, verweiſe ich auf das Gedicht ſelbſt, ſeine Ausgabe in der Kürſchnerſchen Nationallitteratur und den Aufſatz von Weizſäcker in der Vierteljahrsſchrift für Litteraturgeſchichte 1893, S. 67 fg. Wer ſich für die Geſchichte des Goethiſchen Familienbildes intereſſiert, findet eine ausführliche Darlegung in der Zeitſchrift für bildende Kunſt, Neue Folge III, 62, und in den Hochſtiftsberichten 1895 Heft I, S. 53.

In jeder neuen Auflage haben die dem Buche beigegebenen Bilder vermehrt werden können. Von denen, die in der sechsten Auflage zuerst auftreten, ist das Bild Thorancs (S. 35) der Biographie M. Schubarts: Goethes Königslieutenant, das Bild Horns (S. 44) und die Zeichnung Goethes: Goethe am Schreibtisch (S. 100) dem Ausstellungskatalog des Hochstifts in Frankfurt a. M. 1895, die Zeichnung Corneliens von Goethe (S. 47) dem 12. Bande der Schriften der Goethegesellschaft entnommen. Das Porträt von Maxe Brentano (S. 84) war einst im Besitze Bettinas von Arnim, darauf in dem des Herrn Geh. Regierungsrats Herman Grimm. Zur Zeit befindet es sich im Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

Von den in der siebenten Auflage neu hinzugekommenen Bildern verdanke ich das Porträt Knebels (S. 156) der Güte der Enkelin Ludwigs von Knebel, Frau Dr. M. Buchholz in Jena. Zuerst veröffentlicht wurde das Bild in der im Sommer 1903 erschienenen 3. Auflage meiner Goethebiographie. Das Original ist ein Miniaturporträt von Chr. A. K. von Imhof.

Der in Faksimile wiedergegebene Brief von Goethes Mutter an ihren Sohn vom 17. November 1786 ist zuerst veröffentlicht worden in dem Werke von Sebastian Brunner: Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II. Wien 1868, S. 157 ff. als Beilage zu dem Bericht des österreichischen Gesandten beim heiligen Stuhl, Kardinals Grafen Franz von Hrczan-Harras an Fürst Kaunitz vom 24. März 1787: „Goethe hatte auch einen starken Briefwechsel mit verschiedenen Gelehrten und seiner Mutter in Frankfurt, von welch letzterer mein deutscher Secretarius einen Brief in seine Hände bekommen, und ich hier beilege.“ Der Brief ist also Goethe von dem „deutschen Secretarius“ entwendet worden und so in das Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien gekommen, wo er sich jetzt noch befindet. Vgl. Schriften der Goethegesellschaft Bd. 4, S. 401, Weimar 1889.

Leipzig, im Oktober 1895, 1899 und 1903

Prof. Dr. **Karl Heinemann**

Inhaltsverzeichnis

Seite

I. Katharina Elisabeth Textor

Das Geschlecht Textor 3
Der Stadtschultheiß Joh. Wolfg. Textor 5
Elisabeths erste Jugend 9
Die Goethische Familie 14
Joh. Kaspar Goethe 16

II. Frau Aja

Die ersten Jahre der Ehe; die nächsten Verwandten 23
Charakter des Gatten 24
Wolfgangs Geburt und erste Lebensjahre 26
Der Umbau des Hauses 28
Politische Parteiungen. Der Graf Thoranc 33
Erziehung und Verkehr des Sohnes 36
Wolfgangs Studienzeit; Cornelia 46
Der junge Advokat 59
Corneliens Verheiratung 63
Lavater und Klopstock 69
Vater und Sohn 75
Die Familien La Roche und Jacobi 78
Lili 86
Sturm- und Drangzeit 93
Karl Augusts Einladung; Wolfgangs Abreise von Frankfurt 106

III. Die Mutter des großen Dichters

Wolfgangs Eintritt in Weimar 113
Lenz und Klinger; Kaufmann 116
Die Samstagsmädels und Freund Krespel 122
Corneliens Tod 126
Weimarer Freunde 129
Trübe Stunden; Tod des Gatten 165
Frau Rat als Theaterfreundin 172

Seite

Häusliches Leben; alte und neue Freunde 193
Luise und Friederike von Mecklenburg 204
Frau von Stein und ihr Sohn Fritz 214
Wolfgangs italienische Reise 223
Kriegsleiden und Bedrängnis 227
Frankfurter Freunde 250
Frau Rat als Großmutter 263
Berühmte Gäste 273
Goethes Familie 282
Die Werke des Sohnes 301
Bettina 325

Verzeichnis der Abbildungen

		Seite
Katharina Elisabeth Textor, Heliogravüre		Titelbild
J. W. Textor der ältere, Holzschnitt	zu Seite	4
Der Stadtschultheiß J. W. Textor	zu Seite	5
Goethes Großmutter		7
Das Goethische Stammhaus, Holzschnitt		15
Das Goethische Haus in Frankfurt a. M. vor dem Umbau, Holzschnitt		18
Katharinenkirche mit der alten Hauptwache um 1700, Holzschnitt		21
Das Goethehaus in Frankfurt nach dem Umbau		29
Grundrisse des Goethehauses		30
François de Théas de Thoranc		35
Das Familienbild von Seekatz, Heliogravüre	zu Seite	36
Eine Seite der Labores juveniles Goethes		37
Joh. Adam Horn, Kreidezeichnung von Goethe		44
Cornelia, Zeichnung Goethes		47
Joh. Georg Schlosser		64
J. K. Lavater		70
Klopstock		73
Sophie von La Roche		79
Maxe Brentano, Holzschnitt		84
Lili, Holzschnitt	zu Seite	88
Jung-Stilling		94
Maximilian Klinger		98
Agnes Klinger		99
Goethe am Schreibtisch, Zeichnung Goethes		100
Die vier Haimonskinder		105
Joh. Wolfgang Goethe, Gemälde von May, Heliogravüre	zu Seite	113
Silhouette von Lenz		117
Bildnis von Lenz		120
Herzogin Anna Amalia		137
Wieland		143
Goethes Vater, Relief von Melchior		148

Seite

Goethes Mutter, Relief von Melchior 149
Frau von Branconi, Holzschnitt 155
Ludwig von Knebel 156
Goethes Eltern, Silhouetten 157
Das Neueste von Plundersweilern, Holzschnitt . . . . . zu Seite 169
Karoline Sophie Auguste Großmann 178
G. F. W. Großmann 179
Johann Heinrich Merck . . . . . zu Seite 196
Der Hof im Goethehause 207
Luise und Friederike von Mecklenburg, Heliogravüre . . . . . zu Seite 208
Goethe und Fritz von Stein 215
Faksimile aus einem Briefe von Goethes Mutter an Frau von Stein . . . 216
Die Aussicht von der Wohnung am Roßmarkt 234
Die Beschießung Frankfurts 1796 237
Das Scharmützel vor dem Bockenheimer Thor am 22. April 1797 . zu Seite 243
Die Wohnung am Roßmarkt, Holzschnitt . . . . . zu Seite 252
Gerning 258
Silhouette der Frau Rat aus Keßlers Gedenkblättern 268
Christiane von Goethe, geb. Vulpius . . . . . zu Seite 282
Christiane und August von Goethe, Holzschnitt . . . . . zu Seite 288
Schattenriß von Goethes Mutter aus Augusts Tagebuch 292
Fürst Primas von Dalberg 294
Palaeophron und Neoterpe 302
Bettina von Arnim 326
Clemens Brentano 333
Grabstätte von Goethes Eltern 349

Katharina Eliſabeth Textor.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Man liebt es zur Zeit, die Charaktereigenschaften großer Männer bei ihren Vorfahren so weit als möglich zurück zu verfolgen und nachzuweisen. Kant, Klopstock, Lessing, Norddeutsche vom Scheitel bis zur Sohle, weisen auch in den ältesten Ahnen auf kein anderes Land hin. Schiller und Wieland sind echte Kinder des Südens. Unser größter Dichter ist auch darin universell, daß er in der Abstammung seiner Vorfahren den Norden und Süden vereinigt. Nicht nur, daß der Kaiserliche Rat Johann Kaspar Goethe, obgleich in Frankfurt geboren, in dem gewaltigen Ernst seiner nüchternen Lebensauffassung, in der Betonung des Sittlichen, in einer gewissen pedantischen Schwerfälligkeit deutlich den Norddeutschen verrät; sein Vater stammte auch wirklich aus Thüringen, war in Artern an der Unstrut geboren und erst nach Frankfurt verzogen. Aber bei unserem großen Dichter scheint das vom Großvater vererbte Blut nur ein einseitiges Hervortreten der süddeutschen Natur verhindert zu haben. In seinem Empfinden und Denken war er ein Süddeutscher und ist es geblieben, obwohl er den größten Teil seines Lebens unter dem „kimmerischen Himmel Thüringens“ und „in der Niedertracht nordischer Umgebung“ zugebracht hat. So ist es auch das Erbteil des Geschlechtes der Mutter, das den Grund zu der Größe des Dichters gelegt hat.

Das Geschlecht Textor.

Georg Weber in Weikersheim an der Tauber im württembergischen Jagstkreis ist — in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts — der älteste nachweisbare Ahne Goethes mütterlicherseits. Da er seinem deutschen Namen das lateinische Gewand gab, war er wohl, wie fast alle seine Nachkommen, ein Gelehrter. Der Sohn, Wolfgang Textor, Kanzleidirektor des

Grafen Hohenlohe-Langenburg († 1650), tritt uns schon durch seinen Vornamen etwas näher; sein Sohn, der sogar beide Namen Johann Wolfgang führte, und erst Professor der Jurisprudenz an der Universität in Altorf, später in Heidelberg war, interessiert uns deshalb, weil er, als Syndikus in die freie Stadt Frankfurt berufen, 1691 das Geschlecht in diese Stadt verpflanzte. Seine Hauptsorge war, sich hier seßhaft zu machen. Obgleich 55 Jahre alt und Vater von vier erwachsenen Kindern, verheiratete er sich nochmals und zwar mit einer jungen Frankfurterin. Doch wurde die Ehe schon nach zwei Jahren gelöst. Von dieser Scheidung melden die Akten des Frankfurter Archivs und dabei zugleich von der ersten Berührung der beiden Familien Textor und Goethe, einer Beziehung, die freilich eines komischen Anstrichs nicht entbehrt. Im Jahre 1695 verklagte der Schneider Friedrich Georg Goethe den Syndicus primarius Prof. Dr. jur. Johann Wolfgang Goethe, dessen Gattin mit Hinterlassung von etwa 2000 Gulden Schulden nach Mainz entwichen war, wegen einer Forderung von 87 Gulden für Arbeiten „vor Ihro Excellenz Herrn Doctor Textor seiner Frau Liebste und die Jungfern". Der Ehemann weigerte sich, wie es scheint, mit Glück, für die Schulden der „uxor desertrix" aufzukommen. Unterdes hatte Johann Wolfgangs Sohn Christoph Heinrich, später Advokat und Kurpfälzischer Hofrat, ebenfalls eine Frankfurterin, die Tochter des Handelsmannes Appel, geheiratet und hierdurch das in Dichtung und Wahrheit wiederholt genannte Haus in den Besitz der Textorschen Familie gebracht. Von fünf Kindern erhielt der älteste, der am 11. Dezember 1693 geborene Sohn die Vornamen des Großvaters Johann Wolfgang, er wurde der Vater der Frau Aja und unseres großen Dichters Großvater. Von seinen Geschwistern heiratete Anna Maria, 1701 geboren, den General von Hoffmann, der in Frankfurt seinen Wohnsitz hatte; der Bruder Johann Nikolaus eine geborene von Klettenberg. Es lag in dem Herkommen der Familie, daß Johann Wolfgang die Rechte studierte. Er promovierte 1717 in Altorf und ging dann, wie später sein großer Enkel, nach Wetzlar, um sich bei dem Reichskammergericht praktisch auszubilden; daneben hielt er Vorlesungen über Kameralprozeß. Hier trat er bald in nähere Beziehungen zu dem ebenfalls aus Frankfurt stammenden Kammergerichtsprokurator Cornelius Lindheimer, dessen dritte, im Juli 1711 geborene Tochter, Anna Margarete, er im Jahre 1727 heiratete. Eine in demselben Jahre ergangene Berufung in den Rat der freien Stadt Frankfurt führte ihn baldigst in die Heimat zurück. Das junge Paar wohnte zuerst in dem elterlichen Hause in der

Johann Wolfgang Textor, Goethes Urgroßvater.
Holzschnitt nach einem Stiche.

Friedberger Gasse. Nachdem zwei Söhne kurz nach der Geburt gestorben waren, wurde ihnen am 19. Februar 1731 eine Tochter geboren, die die Namen Katharina Elisabeth erhielt.

Der Stadtschultheiß Johann Wolfgang Textor.

Während die älteren Vorfahren der Frau Aja und Goethes für uns mehr oder weniger wesenlose Schatten sind, deren Existenz und Namen erst der rastlose Fleiß der Goethefreunde aufgedeckt hat, ist uns der Großvater Johann Wolfgang durch des großen Enkels prächtige Schilderung in Dichtung und Wahrheit eine wohlbekannte Person. Zu der Zeit, von der Goethe spricht, bekleidete er längst die höchste Würde der freien Reichsstadt, „eine ehrfurchtgebietende Gestalt", deren Würde durchaus nichts verliert durch die Schilderung seiner Lieblingsbeschäftigung, der Pflege der feineren Obstsorten und der Blumenzucht in seinem Garten auf der Friedberger Gasse, bei der er als sparsamer Mann sich der ihm beim Pfeifergericht geschenkten ledernen Handschuhe bediente. „So trug er auch immer einen talarähnlichen Schlafrock und auf dem Haupt eine faltige, schwarze Sammetmütze, so daß er eine mittlere Person zwischen Alkinous und Laertes hätte vorstellen können." Sehr wohl stimmte zu dieser Würde die stets gleichmäßige, wohlthuende Ruhe und Stille, die ihn oft als wortkarg erscheinen ließ, die große, auch von seinen Gegnern anerkannte Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit in seinem Amte, die Neigung zu einem Tag für Tag im gleichen Geleise sich abspielenden Leben, die sogar nicht die kleinste Veränderung in seinen Zimmern duldete, und mit der sich doch sehr wohl eine Vorliebe für Reisen, Seefahrten und Entdeckungen in der Erholungslektüre vereinigt denken läßt.

Er gelangte schnell zu hohen Ehren. Im Jahre 1731 zum Schöffen, 1738 und 1743 zum älteren Bürgermeister gewählt, wurde er, der weder adelig noch Patrizier war, vier Jahre darauf Schultheiß. Der Stadtschultheiß war das Haupt der vierzehn Schöffen, das heißt der Ratsherren, die die erste Ratsbank und zugleich den höchsten Gerichtshof bildeten, von dem man nur an das Reichsgericht apellieren durfte. Der auf Lebenszeit gewählte Schultheiß ist somit der höchste Justizbeamte und hat eigentlich mit der Verwaltung gar nichts zu thun. Indes sein moralisches Gewicht als vornehmstes, überall zuerst gefragtes Mitglied des Rates, seine Wahl auf Lebenszeit gegenüber dem alle Jahre wechselnden Bürgermeister, die geschichtliche Erinnerung an seine frühere, bis 1372 nachweisbare Stellung als Vertreter

des Königs und als höchster Justiz- und Verwaltungsbeamter: all das erklärt den thatsächlichen Einfluß des Stadtschultheißen und so auch Textors auf die Verwaltung und Geschicke der Stadt. Die bedeutenden, von Goethe geschilderten Ehrenbezeugungen, die dem Schultheißen erwiesen wurden, hatten hierin ihren Ursprung. Auf diesen hohen Posten in den stürmischsten Kriegszeiten gestellt, stand Textor fest und energisch auf der Seite des Kaisers; denn er sah in dem Kriege Preußens nur eine Empörung. Den Verbündeten der Oesterreicher, den Franzosen, erleichterte er die Ueberrumpelung der Stadt, was bei der späteren harten Bedrückung Frankfurts ihm sogar den völlig unbewiesenen Vorwurf der Bestechung zuzog. Aus einer Familie stammend, die von jeher weniger Wert auf den Erwerb äußerer Reichtümer als auf den Besitz gediegener geistiger Schätze gelegt hatte, konnte er nicht den Aufwand machen, den man bei einem Manne in so hoher Stellung voraussetzte. Er war nicht patrizischer Herkunft, gehörte nicht zu den Adeligen, weder zu den Frauensteinern, noch zu den Limpurgern, den beiden Genossenschaften der Patrizier, verkehrte auch nicht mit den ihrer Herkunft oder ihres Reichtums wegen angesehensten Kreisen der Stadt; er lebte vielmehr schlicht bürgerlich, ebenso wie die Familie Goethe, nur daß er aus einer der Beamtenaristokratie angehörenden Familie stammte, während Goethes Vater gesellschaftlich völlig homo novus war. Er lebte, wie es seiner Neigung entsprach, ohne sich um die Gegner zu kümmern, die ihm daraus einen Vorwurf machten.

Eben diese Neigung und Gesinnung war es auch, die ihn die Ehre, geadelt zu werden, ausschlagen ließ. Karl VII., der unglückliche Kaiser, dem Textor während seines Aufenthaltes in Frankfurt in seinen finanziellen Nöten durch Vermittelung wiederholt gefällig gewesen war, wollte ihn zur Belohnung in den Adelstand erheben. Textor soll jedoch mit den bezeichnenden Worten geantwortet haben: seine Töchter sollten lieber bürgerlich bleiben, denn da sie arm wären, würden sie als Adelige weder einen Edelmann noch einen Bürgerlichen bekommen. So zeigte sich denn der Kaiser ihm und der getreuen Stadt Frankfurt überhaupt auf eine andere Weise erkenntlich, indem er die sieben ersten Schöffen und den ältesten Syndikus zu wirklichen kaiserlichen Räten mit dem Titel Excellenz ernannte. Durch das am 8. August 1743 ausgestellte kaiserliche Diplom erhielt Textor, der damals sechstältester Schöffe war, den hohen Titel sofort. Auch bei der Krönung des Kaisers Franz I. war Textor natürlich an wichtiger Stelle, er trug mit neun anderen Abgeordneten den Thronhimmel über dem Kaiser: eine goldene, mit dem

Der Stadtſchultheiß J. W. Textor (Goethes Großvater).
(Aus Keßlers Gedenkblättern.)

Bilde der Kaiserin Maria Theresia geschmückte Kette ward ihm zur Erinnerung. Wunderbar erscheint, daß dieser thatkräftige, nüchtern prosaische Mann, wie

Goethes Großmutter, Frau Ajas Mutter.
(Aus Keßlers Gedenkblättern 1846.)

mehrfach bezeugt wird, die Gabe der Traumdeutung und Weissagung besaß. Im ersten Buche von Dichtung und Wahrheit hat Goethe umständlich darüber

berichtet, daß sein Großvater seine Wahl zum Schöffen und Schultheißen vorausgesagt, ja daß er sogar die Gabe besessen hätte, auf andere Personen die Spur seines Ahnungsvermögens zu übertragen. Die Gattin und die Töchter glaubten unerschütterlich an diese Gabe, auch Frau Aja, die darüber ihrer jungen Freundin Bettina Brentano berichtet hat. War doch auch dem großen Enkel, der in seinen Werken mit auffallender Vorliebe bei Ahnungen und Vorbedeutungen verweilt, ein derartiger mystischer Zug nicht fern. Die letzten Lebensjahre brachte der geistig schwach gewordene Mann meist im Krankenstuhle zu, so daß der Tod am 6. Februar 1771 für ihn und die Seinigen eine Erlösung war.

Weniger ausführlich sind die Nachrichten über Goethes Großmutter, Anna Margarete, geb. Lindheimer (1711—1783). In ihrem Bilde kann man große Aehnlichkeit mit dem Enkel erkennen, „in den großen, bedeutenden Augen, dem strengen Herrscherblick und der sehr hohen, mächtigen Stirn". Wenig ist es, aber nur Gutes, was die Freunde und selbst die Gegner ihres Mannes von ihr berichten; so ihr treues Verharren auf Seite des Gatten in dem Familienzwist, der uns noch beschäftigen wird, und ein Zug schöner Bescheidenheit beim Besuch des Herzogs Anton Ulrich von Meiningen, der die ruhig hinter einer Dame aus dem hochadeligen Hause Limpurg zurücktretende Frau auf den ersten Platz führte und vor allen anderen auszeichnete.

Daß sie noch im hohen Alter eine liebevolle Großmutter war, bezeugt der Enkel, der oft in „pädagogischen Bedrängnissen" zu den Großeltern floh. Die Sonntags dort verbrachten Stunden hielt er für die vergnügtesten seiner Kindheit. Von hoher Achtung und Ehrerbietung spricht ein noch erhaltener Brief Goethes an sie beim Tode des Großvaters im Februar 1771.

. . . „Mich, nicht Sie zu trösten, schreibe ich Ihnen, Ihnen, die Sie jetzo das Haupt unser Familie sind, bitte Sie um Ihre Liebe und versichere Sie meiner zärtlichsten Ergebenheit . . . . . Er ist nun frei und unsere Thränen wünschen ihm Glück, und unsere Traurigkeit versammelt uns um Sie, liebe Mama, uns mit Ihnen zu trösten, lauter Herzen voll Liebe! . . . Und so bleibe Ihre Liebe für uns, wie sie war, und wo viel Liebe ist, ist viel Glückseligkeit. Ich bin mit recht warmen Herzen Ihr zärtlicher Enkel

J. W. Goethe."

Noch einmal erwähnt der Enkel ihrer in einem Briefe an Kestner vom 28. Januar 1773. Tief in der Nacht, aufgeschreckt durch Feuerlärm, eilte er der Großmutter zu helfen, in deren Nähe das Feuer zu sein schien; er

traf sie, wie er berichtet, beim Ausräumen des Silberzeugs, brachte alle Kostbarkeiten in Sicherheit und wartete mit ihr „des Schicksals Weg ab".

Frau Textor hat noch die Glanzzeit des Enkels mit erlebt. Beim Besuch des Herzogs Karl August und seines Freundes Goethe bei Frau Aja wird die „Freude der alten Mutter" hervorgehoben. Sie starb 1783.

Elisabeths Jugendzeit.

Ueber Elisabeths Mädchenjahre sind wir wenig unterrichtet. Außer den Eltern standen ihrer Jugend freundlich nahe die Schwestern des Vaters, sein Bruder Johann Nikolaus Textor, Stadtkommandant von Frankfurt (1703—1765), derselbe, der bei der Ueberrumpelung der Stadt (1759) zugleich mit seiner Wache von den Franzosen überwältigt wurde, und dessen Gattin, eine geborene von Klettenberg, die auch Tante des durch Goethe unsterblich gewordenen Fräuleins Susanne Katharina von Klettenberg war. Vier nach Elisabeth geborene Geschwister waren die freundlichen Gespielen ihrer Kinderzeit, aber auch der Gegenstand der ersten Regungen mütterlicher Sorgfalt. 1734 wurde Johanna Maria geboren, die unter dem Titel „die lebhafte Tante" allen Lesern von Dichtung und Wahrheit in freundlicher Erinnerung ist. Drei Jahre darauf folgte Anna Maria, später verheiratet an den Pfarrer Starck. Als Elisabeth acht Jahre alt war, stellte der Stammhalter der Familie sich ein, Johann Jost, der in die Laufbahn des Vaters treten sollte und nach dessen Tode in den Rat der Stadt gewählt wurde. Die jüngste der Schwestern, Anna Christine, ein sehr schönes Mädchen und zwölf Jahre jünger als Elisabeth, war mehr die Freundin des Neffen Wolfgang, als die seiner Mutter.

Heiterkeit und Witz, Lebendigkeit des Geistes war unserer Elisabeth angeboren, wenn sie auch an schneller Fassungsgabe von ihrer ältesten Schwester übertroffen wurde. Ihre Neigung zu belehrenden und unterhaltenden Büchern, über die sie noch im spätesten Alter so ergötzlich berichtet, wird schon aus ihrer Jugendzeit gemeldet. Damit verband sich Abneigung gegen häusliche Arbeiten und Vorliebe für schöne Kleider, welche Eigenschaften zusammen ihr den Namen „Schwester Prinzessin" verschafften. Vor dem Vater hatte sie große Ehrfurcht, vor allem wegen seiner geheimnisvollen Weissagungsgabe, von der sie schon die wunderbarsten Proben erlebt hatte. Eine von diesen hat uns Goethe nach dem Berichte der jungen Familienfreundin Bettina über-

liefert, in seiner in Weimar aufgefundenen fragmentarischen Lebensbeschreibung der Mutter, die unter dem Namen „Aristeia der Mutter" in das achtzehnte Buch von Dichtung und Wahrheit eingefügt werden sollte.

„Der Großvater mütterlicherseits war ein Träumender oder Traumdeuter; es wurde ihm vieles über seine Familie durch Träume offenbar. Er sagte einmal einen großen Brand, dann die unvermutete Ankunft des Kaisers voraus. Daß er Stadtsyndikus werde, hat ihm ein ganzes Jahr vorher geträumt. Es wurde aber nicht beachtet; er selbst hatte es wieder vergessen, bis der Tag der Wahl herankam; nur die älteste Tochter hatte stillschweigend einen festen Glauben daran. An demselben Tage, da der Vater aufs Rathaus gegangen war, steckte sie sich in den möglichsten Putz und frisierte sich aufs beste. In dieser Pracht setzte sie sich mit einem Buch in der Hand in einen Lehnsessel. Die Schwestern und die Mutter glaubten, die Schwester Prinzeß sei närrisch; sie aber versicherte ihnen, sie würden bald hinter die Bettvorhänge kriechen, wenn die Ratsherrn kämen, ihnen wegen des Vaters, der heute zum Syndikus erwählt würde, zu gratulieren. Da nun die Schwestern sie noch mit einer ziemlichen Anzahl Spottnamen (die damals wohl Mode sein mochten) wegen ihrer Leichtgläubigkeit beehrten, kam der Vater zum höchsten Erstaunen mit stattlichem Gefolge zurück als Syndikus."

„Jene Traumgabe", so heißt es dort weiter, „hatte sich auf die eine Schwester fortgeerbt." Sie fand z. B. durch einen Traum nach dem Tode des Vaters dessen Testament.

Aber unsere Elisabeth war ihrer eigenen Aussage nach eine viel zu muntere, praktische Natur und von viel zu gesundem Verstande, als daß sie sich mit derartigen mystischen Dingen viel beschäftigt hätte. Solche Ereignisse, wie die oben geschilderten, veranlaßten sie zu dem Ausspruche: „Wenn man's auch nicht glaubt, braucht man's deswegen doch nicht zu verachten."

Es war eine politisch bewegte Zeit, in welche die Jugend Elisabeths fiel. In ihrem elften Jahre fand die Krönung Karls VII. statt; in ihrem fünfzehnten wurde Franz I. gekrönt. Beiden Krönungen sah sie von dem kleinen Zimmer neben der Uhr im Römer zu. Bei der ersteren ward auch das Herz des kleinen Mädchens in Anspruch genommen. Der so unglückliche und schöne Kaiser Karl VII. hatte die Zuneigung aller Frankfurter und die Liebe aller Frankfurterinnen für sich gewonnen. Was wunder, daß auch das elfjährige, früh entwickelte Mädchen für den Kaiser schwärmte? Daß diese Schwärmerei bei dem drei Jahre darauf erfolgten Tode des Kaisers

zu einem weihevollen Gefühle innigſter Verehrung und Liebe wurde, wußte noch die Greiſin mit Rührung zu berichten.

Aus der Hauschronik Bettinens hat Goethe auch über dieſe erſte Neigung ſeiner Mutter einen Bericht in die Ariſteia aufgenommen:

„Damals war Karl VII., mit dem Zunamen der Unglückliche, in Frankfurt; an einem Karfreitag begegnete ſie ihm, wie er, mit der Kaiſerin Hand in Hand, in langem, ſchwarzem Mantel die Kirchen beſuchte. Beide hatten Lichter in der Hand, die ſie geſenkt trugen, die Schleppen der Kleider wurden von ſchwarzgekleideten Pagen nachgetragen. Himmel, was hatte der Mann für Augen! ſehr melancholiſch, etwas geſenkte Augenwimpern. Ich verließ ihn nicht, folgte ihm in alle Kirchen; überall kniete er auf der letzten Bank unter den Bettlern und legte ſein Haupt eine Weile in die Hände; wenn er wieder emporſah, war mir's allemal wie ein Donnerſchlag in der Bruſt. Da ich nach Hauſe kam, war meine alte Lebensweiſe weg. Ich dachte nicht ſowohl an die Begebenheit, aber es war mir, als ſei etwas Großes vorgegangen. Wenn man von ihm ſprach, ward ich blaß und zitterte wie Eſpenlaub; ich legte mich am Abend auf die Knie und hielt meinen Kopf in den Händen, ohne etwas anderes dabei zu empfinden, als nur: wie wenn ein großes Thor in meiner Bruſt geöffnet wär. Da er einmal offene Tafel hielt, drängte ich mich durch die Wachen und kam in den Saal anſtatt auf die Galerie; es wurde in die Trompeten geſtoßen, bei dem dritten Stoß erſchien er in einem roten Mantel, den ihm zwei Kammerherren abnahmen; er ging langſam mit gebeugtem Haupt. Ich war ihm ganz nah und dachte an nichts, noch daß ich auf dem unrechten Platze wäre; ſeine Geſundheit wurde von allen anweſenden großen Herren getrunken, und die Trompeten ſchmetterten dazu, da jauchzte ich laut mit; der Kaiſer ſah mich an und nickte mir. Am anderen Tage reiſte er ab, ich lag früh morgens vier Uhr in meinem Bett, da hörte ich fünf Poſthörner blaſen, das war Er, und ſo höre ich jetzt nie das Poſthorn, ohne mich jener Tage zu erinnern." „Sie ſagte mir", ſo fährt Bettina fort, „daß ſie's zum erſten Male in ihrem Leben erzähle; das war ihre erſte rechte Leidenſchaft und auch ihre letzte. Sie hatte ſpäter noch Neigungen, aber nie eine, die ſich ihr ſo mächtig angekündigt und gleich wie dieſe bei dem erſten Schritte ihr ſo ganz verſchiedene Himmelsgegenden gezeigt hätte."

Eliſabeth wurde ſtreng religiös erzogen und mit der Bibel aufs innigſte vertraut; dafür ſpricht ihr frommes Feſthalten an dem Glauben und ihre

bewunderungswürdige Kenntnis der heiligen Schrift noch in den spätesten Jahren. Die vor einigen Jahren veröffentlichten Stammbuchverse ihres Beichtvaters Fresenius, vom 4. April 1748, „aus inniger Hochachtung“ geschrieben:

„Du hast in Deinem Thun mich zweimal recht vergnüget:
Vor's erste, da Du Dich im Lernen treu bewiesen,
Als ich Dir Gottes Wort zum Leitstern angepriesen.
Darnach: als Du die Welt durch Gottes Kraft besieget.
Nun warte ich mit Recht noch auf die dritte Freude:
Daß Du Gott treu verbleibst, bis Leib und Seel sich scheide“

sind ein Beweis ihres Eifers und ihrer aufrichtigsten Religiosität. Im übrigen mag der Unterricht recht mangelhaft gewesen sein und die Erziehung sehr einfach. Gewiß ist die Vermutung, daß wir in den später weggefallenen Worten der Olympia in „Erwin und Elmire“ die eigene Meinung der Frau Rat über ihre Erziehung zu sehen haben, sehr ansprechend.

„Wie ich jung war, wußte man von all den Verfeinerungen nichts, so wenig man von dem Staate was wußte, zu dem man jetzt die Kinder gewöhnt. Man ließ uns lesen lernen und schreiben, und übrigens hatten wir alle Freiheit und Freuden der ersten Jahre. Wir vermengten uns mit Kindern von geringem Stand, ohne daß das unsere Sitten verderbt hätte. Wir durften wild sein, und die Mutter fürchtete nicht für unsern Anzug, wir hatten keine Falbalas zu zerreißen, keine Blonden zu verschmutzen, keine Bänder zu verderben: unsre leinenen Kleidchen waren bald gewaschen. Keine hagere Deutsch-Französin zog hinter uns her, ließ ihren bösen Humor an uns aus und prätendierte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern thun, wie sie. Es wird mir immer übel, die kleinen Mißgeburten in der Allee auf und ab treiben zu sehen. Nicht anders sieht's aus, als wenn ein Kerl in der Messe seine Hunde und Affen mit Reifröcken und Fantangen mit der Peitsche vor sich her in Ordnung und auf zwei Beinen hält, und es ihnen mit derben Schlägen geeignet, wenn die Natur wiederkehrt und sie Lust kriegen, einmal à leur aise auf allen Vieren zu trappeln. . . . .

Dein Vater hat weder Schande an mir in der großen Welt erlebt, noch hatte er sich über mein häuslich Leben zu beklagen. Ich sage Dir, die Kinderschuhe treten sich von selbst aus, wenn sie einem zu eng werden: und wenn ein Weib Menschenverstand hat, kann sie sich in alles fügen. Gewiß! die besten, die ich unter unserm Geschlecht habe kennen gelernt, waren eben die, auf deren Erziehung man am wenigsten gewendet hatte. . .

Eure Kenntnisse, eure Talente, das ist eben das verfluchte Zeug, das euch entweder nichts hilft oder euch wohl gar unglücklich macht. Wir wußten von all der Firlefanzerei nichts; wir tappelten unser Liedchen, unser Menuet auf dem Klavier, und sangen und tanzten dazu."

Daß Frau Rat nicht einmal etwas Französisch gelernt hatte, verrät uns der Sohn bei dem Berichte vom Königslieutenant, wie er uns auch erzählt hat, daß der Vater durch Unterricht im Italienischen und durch Anhalten zum Klavierspielen, Singen und fleißigen Schreiben nachzuholen sich bemühte, was an ihr in der Jugend versäumt worden war.

Sie selbst äußert sich über ihre mangelhafte Ausbildung in ihrem Brief an den Enkel August aus dem Juli 1798:

„Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß Du mehr von diesen Sachen, die von so großem Nutzen sind, weißt, als die Großmutter. — Wenn ich so gerne schriebe wie Du, so könnte ich Dir erzählen, wie elend die Kinder zu meiner Zeit erzogen wurden — danke Du Gott und Deinen lieben Eltern, die Dich alles Nützliche und Schöne so gründlich sehen und beurteilen lernen, daß andere, die dieses Glück der Erziehung nicht haben, im dreißigsten Jahre noch alles vor Unwissenheit anstaunen wie die Kuh ein neues Thor."

Die Textorsche Familie führte, wie damals die meisten bürgerlichen, ein einfaches, auch geistig einförmiges, wenig angeregtes Leben. Aus diesem „bornirten Wesen des häuslichen Lebens", in dem sie, wie sie später selbst sagte, sonst erstickt wäre, hob sie eine lebhafte, höheren Interessen zugeneigte Tante etwas heraus, der sie noch als Greisin ein dankbares Gedenken bewahrte. Daß sie aber auch schon damals eine große Zahl treuer, sie hochschätzender Freunde und Freundinnen besaß, zeigt sich in den Aufzeichnungen in ihrem Stammbuche, von denen einige bekannt geworden sind. Außer dem Beichtvater Fresenius und dessen Gattin, dem Prediger Griesbach und zahlreichen Textors finden wir hier auch schon die Schwestern Klettenberg, die in ihren Aussprüchen ihre Zugehörigkeit zu jener stillen Gemeinde kennzeichnen, zu deren Lehren sich Frau Rat auch eine Zeit lang bekannte.

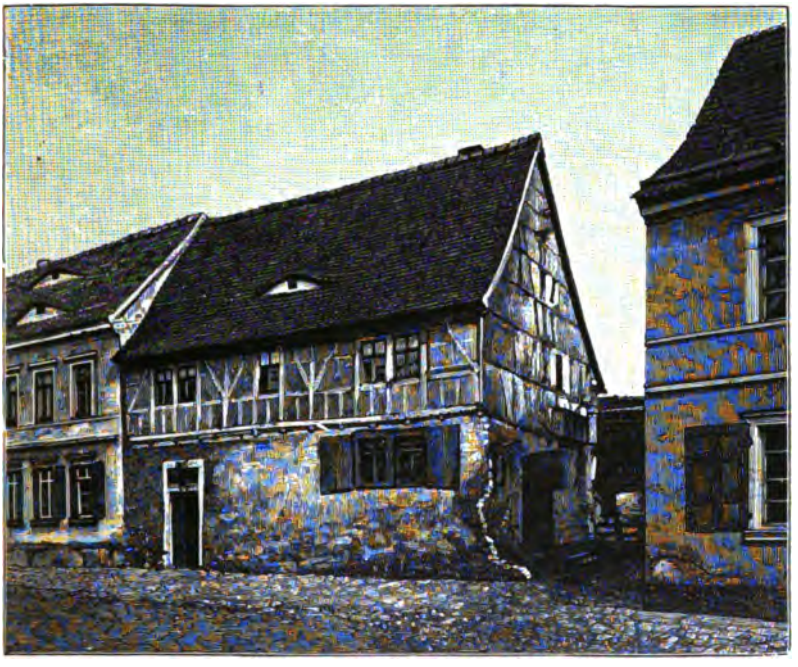
War Katharina Elisabeth nicht gerade mit vielen Kenntnissen belastet, so war sie dafür gesund an Leib und Seele, gehorsam und fromm gegen die Eltern, einfach und zufrieden, heiter, von tiefem Gefühl und von natürlicher Ursprünglichkeit, und auch mit körperlichen Reizen ausgestattet, wenn wir von der Frau auf die Jungfrau schließen dürfen. Da nun noch dazu kam, daß ihr Vater seit kurzem der erste Beamte der Stadt war, so erscheint

es natürlich, daß die Augen der Männerwelt auf die siebzehnjährige Schöne gelenkt wurden. Bald bot sich dem fürsorglichen Vater eine treffliche Partie für seine älteste, eben erst den Kinderjahren entwachsene Tochter. Der Kaiserliche Rat Johann Kaspar Goethe bewarb sich bei dem Schultheißen um die Hand Elisabeths; er erhielt das Jawort, und Elisabeth, wenn auch die Neigung zu dem um einundzwanzig Jahre älteren, etwas pedantischen Manne nicht allzugroß gewesen sein mag, war wie immer eine gehorsame Tochter, hatte wohl auch keinen Grund, den höchst ehrenwerten und achtbaren, auch äußerlich schönen Mann abzuweisen.

Die Goethische Familie.

Der Gelehrten- und der Handwerkerstand, beide können mit gleichem Rechte unseren größten Dichter für sich in Anspruch nehmen. Goethes Urgroßvater väterlicherseits war der Hufschmied Hans Christian Goethe, in Artern an der Unstrut zuerst 1657 genannt. Er war aus Berka bei Sondershausen, wo sein Vater Hans Goethe bis 1657 nachweisbar ist, nach Artern gezogen. Er starb dort im Jahre 1694. Sein Sohn, Friedrich Georg, geboren am 7. September 1657 zu Artern, erlernte das ehrsame Schneiderhandwerk; er ist für uns von großer Bedeutung nicht bloß durch die Verpflanzung des Geschlechts nach Frankfurt, sondern auch durch seine Verheiratung in zweiter Ehe (1705) mit der Besitzerin des Weidenhofes (jetzt Zeil Nr. 68 und 70), Cornelia Schelhorn, geb. Walther, eine Verbindung, der eben unser Johann Kaspar, des Dichters Vater, entsproß. Daß die Verwandten Goethes mütterlicherseits es nicht zu Reichtümern brachten, ist natürlich; sie waren Gelehrte. Aber bei Friedrich Georg Goethe, dem Schneider, hatte das Handwerk einen goldenen Boden, wozu noch kam, daß der erwerbsbeflissene Mann durch seine zweite Gattin Besitzer eines ertragreichen Gasthauses wurde. Er gab nun das Handwerk auf und widmete sich ganz der Gastwirtschaft. Es gelang ihm, den Weidenhof zu einem der ersten Hotels Frankfurts zu erstehen und sich ein Vermögen von fast 100,000 Gulden zu erwerben. Im Jahre 1710 wurde dem Ehepaar als drittes Kind ein Sohn, Johann Kaspar, geboren, der am 31. Juli die Weihe der Taufe erhielt. Die gute Begabung des Knaben veranlaßte die Eltern, die es sich etwas kosten lassen konnten, ihn auf die Hochschule zu schicken. Vorerst ging er 1725 auf das Gymnasium zu Koburg, das, wie

der Sohn ſagt, „unter den deutſchen Lehranſtalten eine der erſten Stellen einnahm“ und das außer dem Pädagogium noch durch ein Publikum, eine Art Univerſität, höheren Anforderungen zu genügen ſuchte. Während ſeiner Abweſenheit (1730) ſtarben Bruder und Vater, worauf die Mutter für ſich und das nun einzige Kind ein Haus auf dem Hirſchgraben kaufte, welches das Geburtshaus des größten deutſchen Dichters werden ſollte. Das Bild



Das Goethiſche Stammhaus in Artern, 1684 erbaut.
Schmiedewerkſtelle des Hans Chriſtian Goethe.
Aus der Chronik des Wiener Goethevereins vom 20. Juni 1888.

der Großmutter, die bis zum Jahre 1754 lebte, war Goethen noch in ſpäter Zeit gegenwärtig: „Ich erinnere mich ihrer gleichſam als eines Geiſtes, als einer ſchönen, hageren, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend, iſt ſie mir im Gedächtnis geblieben.“ Die Kleinen, Cornelia und Wolfgang, ſpielten mit Vorliebe in ihrem Zimmer oder an ihrem Bett.

Johann Kaspar Goethe.

Johann Kaspar studierte in Gießen und Leipzig Jura, ging dann als Praktikant an das Reichskammergericht nach Wetzlar und promovierte 1738 in Gießen mit einer Dissertation, die noch in vorigem Jahrhundert mehrfach rühmlich hervorgehoben worden ist. Nach größeren Reisen nahm er die Studien nochmals im Jahre 1741 in Straßburg auf.

Sein Sohn hat uns von seiner Leidenschaft fürs Reisen berichtet. Wir wissen von einem längeren Aufenthalt in Italien, Frankreich und Holland. Es verrät hier den Philister und Pedanten, daß er sich in einem noch erhaltenen Briefe lustig macht über die Sucht der Reisenden, Italien zu sehen: „Ich wundere mich, daß es doch allen Reisenden gleich wie mir ergangen und noch ergeht, daß man denen Italienern ihre alten Mauern, worauf sie sich so viel einbilden, nicht lässet und davor Frankreich, England, Holland und Niedersachsen alleine besucht . . . Man bringt nichts mehr mit nach Hause als einen Kopf voller Kuriositäten, für welche man insgesamt, wenn man sie in seiner Vaterstadt auf den Markt tragen sollte, nicht zwei bare Heller bekäme.“ In einem anderen Briefe weiß er nur zu klagen über das schlechte Essen und Trinken und die lästigen Fliegen. Doch hat die Veröffentlichung eines Teils seiner Beschreibung der Reise in Italien uns ein günstigeres Bild des Reisenden gegeben, auch erschien ihm später, in der idealisierenden Erinnerung, dieser Aufenthalt in Italien als der Gipfel seines Glückes. Er wurde nicht müde, der Gattin und den Kindern davon zu erzählen und die Reise immer und immer mit ihnen zu wiederholen, wenn auch nur auf der Landkarte.

„Mit Rührung“, schreibt der Sohn in seiner italienischen Reise aus Neapel, „erinnerte ich mich meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck hier erhalten hatte; und wie man sagt, daß einer, dem ein Gespenst erschienen, nicht wieder froh wird, so konnte man umgekehrt von ihm sagen, daß er nie ganz unglücklich sein konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte.“ Ebenso schreibt er aus Venedig, daß er des guten Vaters in Ehren gedenke, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen.

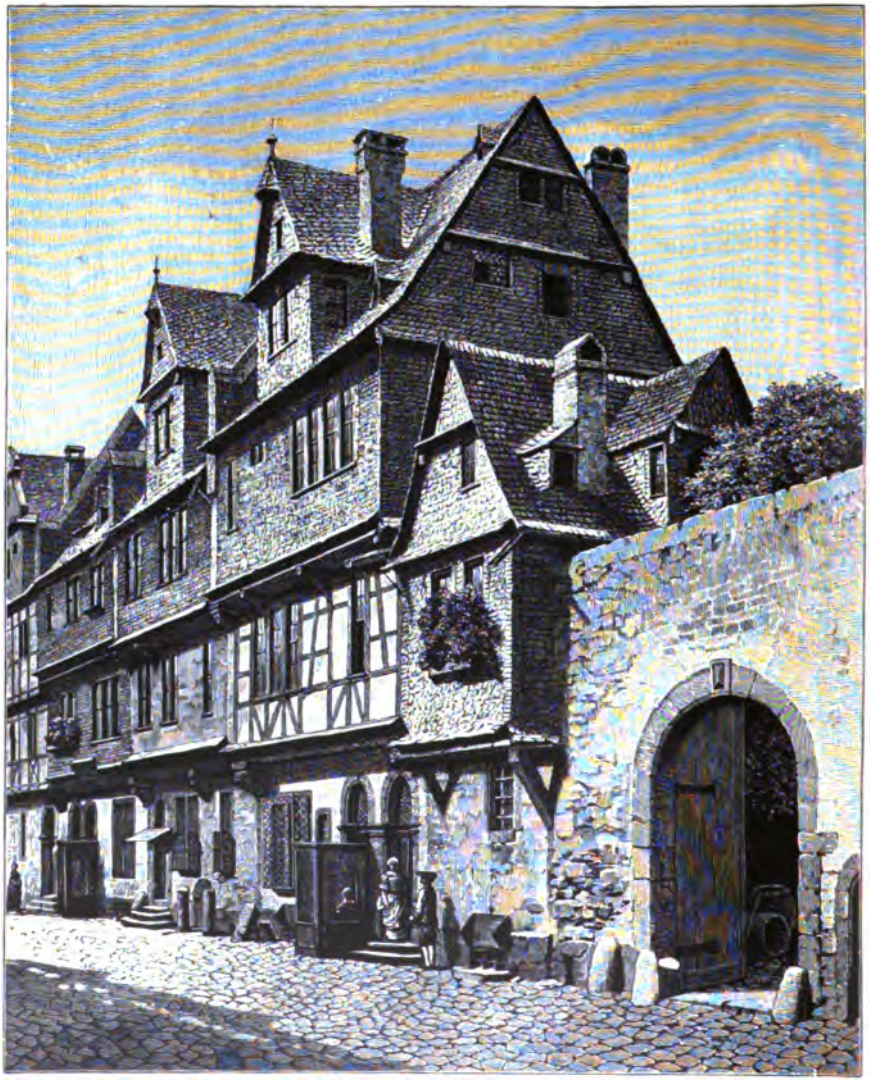
Von Natur aberaus thätig und arbeitsam, wollte der nach Frankfurt zurückgekehrte Doktor beider Rechte Johann Kaspar Goethe ein Amt, vorläufig ein geringeres, in seiner Vaterstadt erhalten. Auf Besoldung konnte

er ja verzichten, doch glaubte er dafür der Kugelwahl überhoben zu sein Als ihm dies wider Erwarten abgeschlagen wurde, beschloß er, um denen, die ihn abgewiesen hatten, gleichgestellt zu sein, oder auch, um sich nun selbst von jeder Stellung im Staate auszuschließen, sich den Titel eines Wirklichen Kaiserlichen Rates zu verschaffen. Das Bittgesuch um Verleihung dieses Titels an den Kaiser Karl VII. sowie die kaiserliche Bestätigung vom 16. Mai 1742 (gegen Bezahlung von 313 Gulden 30 Kreuzern) ist im Goethehause in Weimar gefunden worden. So war der Sohn eines Schneiders und Gastwirts den Höchsten im Staate gleichgestellt: ja auch den Titel „Excellenz" erhielt er dadurch, wenn man auch ihm gegenüber als einer Privatperson keinen Gebrauch davon machte.

Er durfte es nun wagen, die Augen zur Tochter des Stadtschultheißen emporzuheben und seiner Familie das noch zu verleihen, was ihr fehlte, Verwandtschaft mit einer alten, hochangesehenen, der Gelehrten- und der Beamtenaristokratie angehörigen Familie. Elisabeth, damals siebzehn Jahre, folgte dem Willen des Vaters, „ohne viel nachzudenken".

Am 20. August 1748 fand die Trauung des Kaiserlichen Rates und Doktors beider Rechte, Johann Kaspar Goethe, und der Jungfrau Katharina Elisabeth Textor, Tochter des Stadtschultheißen und Kaiserlichen Rates, statt. Aus einem erhaltenen Eintrag im Traubuch und einer eigenhändigen Notiz des Geistlichen über den Text der Predigt, die von „der Würdigkeit des Ehestandes" (1. Tim. 4, 8) handelte, ergiebt sich, daß die Trauung von dem Beichtvater der Textorschen Familie und Senior des Ministeriums, Johann Philipp Fresenius, vollzogen wurde, dem unser Dichter in Dichtung und Wahrheit Anerkennung und Lob gespendet und den er in der Gestalt des Oberhofpredigers in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" der Nachwelt erhalten hat.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA



Das Goethiſche Haus am Hirſchgraben zu Frankfurt a. M., vor dem Umbau.

Nach der Zeichnung von Reiffenſtein.

Frau Aja.

Katharinenkirche mit der alten Hauptwache um 1700.

Wie Goethes Mutter zu dem Namen Frau Aja kam, berichtet der Sohn im 18. Buche von Dichtung und Wahrheit bei der Erzählung von dem Besuche der Grafen Stolberg und ihres Freundes von Haugwitz.

„Meine Mutter wußte in ihrer tüchtigen, geraden Art sich gleich ins Mittelalter zurückzuversetzen, um als Aja bei irgend einer lombardischen oder byzantinischen Prinzessin angestellt zu sein. Nicht anders als Frau Aja ward sie genannt, und sie gefiel sich in dem Scherze und ging so eher in die Phantastereien der Jugend mit ein, als sie schon in Götz von Berlichingens Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte.“ Die Erklärung, die also Aja (Hofmeisterin) auf das italienische Ajo zurückführt, ist um so auffallender, als die gleich darauf folgende, sehr bekannte Scene, da Frau Rat für die revolutionären Köpfe „Tyrannenblut“ aus dem Keller heraufholt, mit Notwendigkeit auf eine schon von Düntzer zitierte Stelle aus „der schönen Historie von den vier Haimonskindern“ zurückgeht. Frau Aja, so heißt in diesem Volksbuch die Mutter der Haimonskinder und Schwester Karls des Großen, bewirtet ihre Söhne, die unerkannt als Pilger zu ihr gekommen sind, aus Sehnsucht nach der Mutter, obgleich sie in den Tod gingen. „Da aßen sie und tranken sie, und machten sich lustig; zuletzt ging Frau Aja in den Keller und holte vom besten Weine, goß eine silberne

Schale voll und gab sie dem Reinold und sagte zu ihm: er solle trinken. Wie er nun getrunken hatte, sagte er zu der Frauen: ‚Ach liebe Frau, wer des Weins noch mehr hätte! Dieser Trank ist so gut, daß ich dergleichen noch nicht auf der ganzen Reise getrunken habe.‘ Die Frau sprach zu Reinold: ‚Freund, so euch der Wein schmeckt, so trinket frei! ich will euch genug geben.‘“ Diese Stelle zwingt uns wohl, hier Düntzer recht zu geben und nicht Goethe. Als er in hohem Alter jene Stelle in Dichtung und Wahrheit schrieb, wird er der Haimonskinder und ihrer Mutter, Frau Aja, nicht gedacht haben. Damals aber und noch später in Wetzlar war es sein Lieblingsbuch, in dessen einfache, schlichte Erzählungen mit ihren zwar rauhgewaltthätigen, aber auch tief empfindenden Menschen er sich mit Vorliebe versenkte. Wie von selbst bot sich ihm da die herrliche Gestalt der Frau Aja, das Urbild aufopfernder Mutterliebe, zum Vergleiche dar; wie von selbst mußte er bei diesem Hohenliede der Mutter- und Kindesliebe der eigenen Mutter gedenken, die nicht anders, als einst Frau Aja zwischen die Söhne und den Vater oder Oheim begütigend und beschwichtigend trat, zwischen dem alternden, pedantisch-philiströsen Vater und dem genialen heißblütigen Wolfgang, mit ihrem Herzen auf des Sohnes Seite, immer und immer wieder vermittelte. Darum war ihm seine Mutter die Frau Aja, und das in der Biographie so hübsch geschilderte Ereignis, das auffallende Aehnlichkeit mit jener Scene aus den Haimonskindern hatte, ist der äußere Anlaß dazu geworden, daß die Mutter den Ehrennamen wirklich erhielt. Auch Wieland knüpft an diese Entstehung des Namens an in einem Brief an die Frau Rat vom ersten Dezember 1777: „Unsern Gruß zuvor, liebe Frau Mutter Aja! daß Ew. Liebden nicht gerne schreiben, ist recht und billig — die erste große Frau Aja konnte nicht einmal lesen und schreiben und war doch Reinolds Mutter.“

Frau Aja wurde nun der Name der Frau Rat in allen näherstehenden Kreisen; er bezeichnete bald nicht die Eigenart der ursprünglichen Trägerin, sondern die besonderen Eigenschaften der Frau Rat. Eine Kritik in Frau Ajas Manier wünscht sich Wieland, und sie selbst, die den neuen Namen ungemein liebte und beständig anwandte, bildete sogar ein besonderes Zeitwort aus ihm: „Frau Aja ajate, das kannst du leicht denken, doch alles hübsch mit Maß und Ziel, sie wird ja einmal gescheidt werden“, heißt es in einem Briefe an den Sohn. So sind wir wohl berechtigt, den Ehrennamen der Frau Rat diesem Kapitel zu geben, das uns Mutter und Sohn in ihrem Zusammenleben bis zur endgültigen Trennung schildern soll.

Die ersten Jahre der Ehe; die nächsten Verwandten.

Der Gatte brachte seine junge Frau in das Haus auf dem Hirschgraben, den Besitz der Mutter, der oben geschilderten Cornelia Goethe, die auch noch die ersten Jahre den Hausstand leitete. Später zog sie sich in ein nach dem Hofe liegendes, großes Zimmer zurück und überließ, besonders als sie leidend wurde, dem jungen Geschlecht die Macht und die Last. Wie der Enkel ihr eine freundliche und liebevolle Erinnerung bewahrt hat, so war auch das Verhältnis zwischen Mutter und Schwiegertochter das denkbar beste. Das beweist uns der folgende Zug, der von ihr erzählt wird. Als sie im sechsten Jahre der Ehe ihrer Kinder ihr Ende herannahen fühlte, soll sie, da ihr die ängstliche Sparsamkeit ihres Sohnes wohl bekannt war, der Schwiegertochter 200 Dukaten heimlich als Notpfennig übergeben haben. Freilich war Frau Rat eine viel zu gute Hausfrau, als daß sie das Geld nicht sofort dem Gatten zum Aufbewahren gegeben hätte. Das Gerücht, daß sie es bei seinen Lebzeiten nicht wieder gesehen habe, beruht gewiß auf Wahrheit.

Die ersten Jahre der Ehe brachten viel Freude und Glück, aber auch Trauer und Verlust. Das erste Kind war unser Wolfgang, ihm folgte 15 Monate später Cornelia Friederike Christiane, mit ihrem Rufnamen nach der Großmutter genannt; ihr Geburtstag war der 7. Dezember. Noch vier Kinder wurden bis zum Jahre 1760 geboren: sie starben aber alle frühzeitig.

Da beide Gatten Frankfurter waren, so war der Kreis der nahen und nächsten Verwandten nicht klein. Freilich von der Goethischen Familie lebte nur noch ein Stiefbruder aus der ersten Ehe des Großvaters Goethe mit Anna Elisabeth, geb. Lutz, der Zinngießermeister und Ratsherr Hermann Jakob Goethe, der zudem auch schon 1761 starb und von Wolfgang überhaupt nicht erwähnt wird; seine zanksüchtige Gattin soll den Verkehr beider Familien verhindert haben. Umsomehr hatte sich aber die Familie Textor erweitert. Die älteste Schwester der Frau Rat, Johanna Maria, hatte 1751 den Handelsmann Melber geheiratet. Sie stand der Frau Rat besonders nahe, nicht minder ihrem Neffen Wolfgang, der ihrer von allen andern Verwandten in Dichtung und Wahrheit am eingehendsten und liebevollsten gedenkt und von ihr hübsche, charakteristische Züge aus der Erinnerung an seine Jugendjahre mitteilt. Auch in dem politischen Streit der Familie

ſtand die lebhafte, „fritziſch“ geſinnte (das heißt für den großen Friedrich begeiſterte) Tante auf der Seite der Familie Goethe. Ihr Charakter hatte ſehr viel Verwandtes mit dem ihrer Schweſter; daher rührt es wohl, daß man die Freude an ihr aus dem Berichte des Neffen heraushört. Nach einer aus der Schloſſerſchen Familie ſtammenden Nachricht ſoll Goethe in der „muntren, etwas wilden“ Tochter des Hauſes in den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele dieſe Tante gezeichnet haben.

Im Hauſe der zweiten Tante, Anna Maria, die ſeit November 1756 an den evangeliſch-lutheriſchen Pfarrer Starck verheiratet war, ging es ruhiger und ernſter zu. Deshalb war dies Haus für die Kinder ein weniger beliebter Aufenthalt. Goethe erzählt von ihm nichts weiter, als daß er bei dem einſamen Manne in der ſchönen Bibliothek den Homer in einer proſaiſchen Ueberſetzung kennen lernte. Durch ihn war Goethe mit Johanna Fahlmer und den Schloſſers verwandt.

Die dritte Schweſter der Frau Rat, die von Goethe in Dichtung und Wahrheit nirgends erwähnte, 1743 geborene Anna Chriſtine, heiratete am 5. Mai 1767 den Leutnant Cornelius Schuler, eine Heirat, über die der Student Goethe ſich höchlichſt wegen der Häßlichkeit des Bräutigams luſtig machte.

Entfernter verwandt mit dem Goethiſchen Hauſe war die Familie des reichen und kunſtſinnigen Adeligen Johann Michael von Loën, der eine Tante der Frau Rat, eine Lindheimer aus Wetzlar, geheiratet hatte. Von ſeiner literariſchen Bedeutung und dem Streit des aufgeklärten, toleranten Mannes mit der orthodoxen Geiſtlichkeit hat Goethe in Dichtung und Wahrheit berichtet. Spätere Andeutungen von ihm laſſen auf einen intimen Verkehr der beiden Familien in den erſten Jahren der Ehe der Frau Rat ſchließen, ebenſo der Stammbuchvers, den Herr von Loën ſeiner „herzgeliebten Nichte“ in das Schatzkäſtlein einſchrieb.

Charakter des Gatten.

Es war nicht nur der Unterſchied der Jahre, der Frau Rat, „die, ſelbſt noch ein Kind, mit ihren Kindern heranwuchs“, von ihrem Gatten trennte, mehr noch beruhte „der Widerſtreit in der Familie“ auf dem Gegenſatze der Charaktere der Eltern. Nicht daß es Johann Kaſpar Goethe als Menſchen und als Familienoberhaupt an trefflichen Eigenſchaften gefehlt hätte; er war ein treuſorgender Hausvater, der ſich den berechtigten Bedürfniſſen

der Seinigen und den Anforderungen des Standes nicht verschloß; ja er widmete der Familie und der Erziehung der Kinder seine ganze Thätigkeit. Ernste Beharrlichkeit und Gediegenheit, die sich in dem größten Lehr- und Lerneifer, in strenger Ordnungsliebe, gepaart mit Gewissenhaftigkeit, in Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, in Bedürfnislosigkeit und eiserner Selbstzucht äußerte, waren die Grundlagen seines Charakters. Aber er gehörte zu jenen unfrohen Naturen, die den Genuß des Lebens als etwas Strafbares ansehen; er war ein durch und durch norddeutscher Charakter, ein Mann des kategorischen Imperativs, der nur die Pflicht kennt, aber nicht die Empfindung, nur den Ernst des Lebens, aber nicht die „lieblichen Gefühle", die das Leben erst lebenswert machen. Und diese Strenge und Beharrlichkeit trat um so unerbittlicher auf, weil, wie sein Sohn uns verstehen läßt, seine Ueberzeugung erst die Folge des Sieges des Verstandes über ein von Natur weiches und zartes Gemüt war. So wurde denn die rühmenswerte Konsequenz zu Trotz, da sie besserer Einsicht entgegen nur um des Prinzipes willen an dem einmal Begonnenen festhielt, die Strenge des Erziehers zu Pedanterie, weil sie stets das eigene Können und die eigene Willenskraft ohne Rücksicht auf die Individualität des Zöglings zum Maßstab der Forderungen nahm; die Sparsamkeit artete oft in Geiz aus, da nur die Nützlichkeitsfrage entschied; der Fleiß blieb unfruchtbar, weil er nur um des Fleißes willen sich bethätigte. Seine patriotische Begeisterung für Friedrich den Großen brachte ihn und die Seinen in die größte Gefahr, seine Verteidigung der Fritzischen Sache führte zu einem Riß in die Familien Goethe und Textor. So wurden viele seiner Tugenden zu Fehlern und Schwächen, weil ihm, dem klugen, pflichttreuen und opferfreudigen Manne, die höhere Weisheit fehlte, die maßvolle Besonnenheit, die Rücksichtnahme auf Menschen und Umstände, die Fähigkeit oder der Mut, das Verfehlte oder Unrechte zur richtigen Zeit einzugestehen. Auch die Beschäftigung mit der Kunst war für diesen phantasielosen, philiströsen Mann zu äußerlich, als daß sie die Schärfe des Charakters hätte mildern und ihn geschmeidiger machen können. Das Gefühl, ein eigentlich verfehltes Leben nicht ohne eigene Schuld zu führen, erhöhte die ihm eigene pessimistische Stimmung.

Vielleicht erscheint nach dieser Schilderung das Leben der Frau Rat an der Seite ihres Gatten allzu düster. Doch vergesse man nicht, daß der siebzehnjährigen Frau der bedeutend ältere Mann mehr als Vater denn als Gatte erscheinen mußte, daß sie in ihrem eigenen Charakter das beste Heil-

mittel besaß, unverwüstlichen Humor, Hochachtung für den Gatten und aufrichtige Frömmigkeit, die in dem vom Vater bestimmten Mann die Wahl des Himmels sah. Bei der Frische ihres Geistes und ihrer mangelhaften Ausbildung wird sein auch an ihr erprobter pädagogischer Eifer ihr gewiß willkommen gewesen sein. Zum Schreiben, Klavierspielen, Singen und Erlernen der italienischen Sprache hielt sie der lehrbegierige Gatte in den ersten Jahren an, in denen ja die Schwiegermutter ihr noch die Sorgen für den Hausstand abnahm.

Wolfgangs Geburt und erste Lebensjahre.

Mag die junge Frau vielleicht ein anderes Eheleben erwartet haben, als das, welches ihr geboten ward, vom 28. August an im zweiten Jahre der Ehe gab es keine glücklichere Frau als sie. „Du sollst mich," schreibt sie viel später einmal an Bettina, „Mutter heißen in Zukunft für alle Tage, die mein spätes Alter noch zählt; es ist ja doch der einzige Name, der mein Glück umfaßt." „Der heilige Schatz, mein liebendes Wissen von dir," wie Bettina die ihr von Goethes Mutter gewordenen Mitteilungen aus seiner Jugend nennt, waren für Goethe eine wichtige Quelle; als eine Hauschronik, eine Aristeia der Mutter bezeichnet er sie, wie sie von einer jungen Familienfreundin aufgefaßt, in liebendem Herzen verwahrt und endlich in Schriften niedergelegt wurden.

„Ich war achtzehn Jahr alt", so lauten die Worte der greisen Mutter, „als ich ihn gebar. Er kam wie tot, ohne Lebenszeichen zur Welt, und wir zweifelten, daß er das Licht sehen würde. Seine Großmutter stand hinter meinem Bett, und als er zuerst die Augen aufschlug, rief sie hervor: Elisabeth, er lebt! Da erwachte mein mütterliches Herz und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde. Nun soll ich die Vorsehung nicht dankend anbeten, wenn ich bedenke, daß ein Leben damals von einem Lufthauch abhing, das sich jetzt in tausend Herzen befestigt hat, in mir nun das einzige ist?" Der Großvater Textor pflanzte am Geburtstage Wolfgangs einen Birnbaum in seinem Garten vor dem Bockenheimer Thor, der herrlich gedieh und köstliche Früchte trug.

Am 29. August 1749, einem Freitag, wurde der Knabe getauft und erhielt die Taufnamen seines Paten, des Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor. Seinen ersten Anzug, den die liebende Mutter aufbewahrt hatte, beschreibt uns Bettina:

„Ein buntes Röckchen, mit Streifen von Blumen durchwirkt, und ein Flormützchen, mit silbernen Blümchen geschmückt, holte sie aus dem großen Tafelschrank und zeigte sie mir als deinen ersten Anzug, in dem du in die Kirche und zu den Paten getragen wurdest.“

Von Wolfgangs Kindheit erzählte Frau Rat der begierig lauschenden Hörerin unter anderen Geschichten:

Er spielte nicht gern mit kleinen Kindern, sie mußten denn sehr schön sein. In einer Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen und schrie: das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden; er hörte auch nicht auf mit Weinen, bis er nach Hause kam, wo ihn die Mutter befragte über die Unart, er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit. Damals war er drei Jahre alt. Dagegen liebte er seine Schwester Cornelia schon zärtlich, als sie noch in der Wiege lag, und er pflegte heimlich Brot in der Tasche zu tragen, das er dem Kinde in den Mund stopfte, wenn es schrie; wollte man es nehmen, so ward er zornig, wie er überhaupt mehr zum Zürnen als zum Weinen zu bringen war.

Die liebevolle, sehr nachsichtige Art der Mutter, die Kinder zu behandeln, lehrt schon die kleine Geschichte, die Goethe nach Bettinas Mitteilung in seine Biographie mit aufgenommen hat, von dem Knaben, der alles Geschirr zur Belustigung der Passanten zum Fenster hinauswirft. „Bessere pädagogische Auskunft“ nennt es der Sohn, wenn sie mit Leckerbissen — Frankfurter Brende war sein Lieblingskonfekt —, mit Versprechungen und Belohnungen den Kindern die Furcht vor der Dunkelheit und Einsamkeit abgewöhnte, während der strenge Vater sie durch Schrecken und Angst kurieren wollte. So ist Frau Aja schon hier die liebevolle Vermittlerin, die der Härte des Erziehers gegenüber das Recht der Kindheit an der Freude des Lebens vertrat und ihn „mit mancherlei Art zum Vorteil der Kinder zu lenken“ suchte. „Kinder brauchen Liebe“, war Anfang und Ende ihrer Erziehungskunst. Welch ein Fest für Wolfgang und die wenig jüngere Cornelia, wenn die Mutter sie an langen Winterabenden über die kleinen Leiden ihres Lebens hinweg hob in das Land der Dichtung und Phantasie! Kein lieblicheres und schöneres Bild kennen wir aus Goethes Kinderzeit, als das von der Märchen erzählenden Mutter und dem voller Aufregung lauschenden Knaben, der mit Jubel immer das Märchen so ausgehen hörte, wie er es sich selbst vorher in seinem Köpfchen zurechtgelegt hatte.

Die Großmutter, deren Liebling Wolfgang war, starb schon im März

1754, und dennoch hat ihr der Dichter ein treues Andenken bewahrt, weil sie ihm die größte Freude seiner Kinderzeit bereitete, indem sie den Kindern ein Puppentheater schenkte. Am 30. Juni 1754 wurde das Puppentheater zum erstenmal vorgeführt.

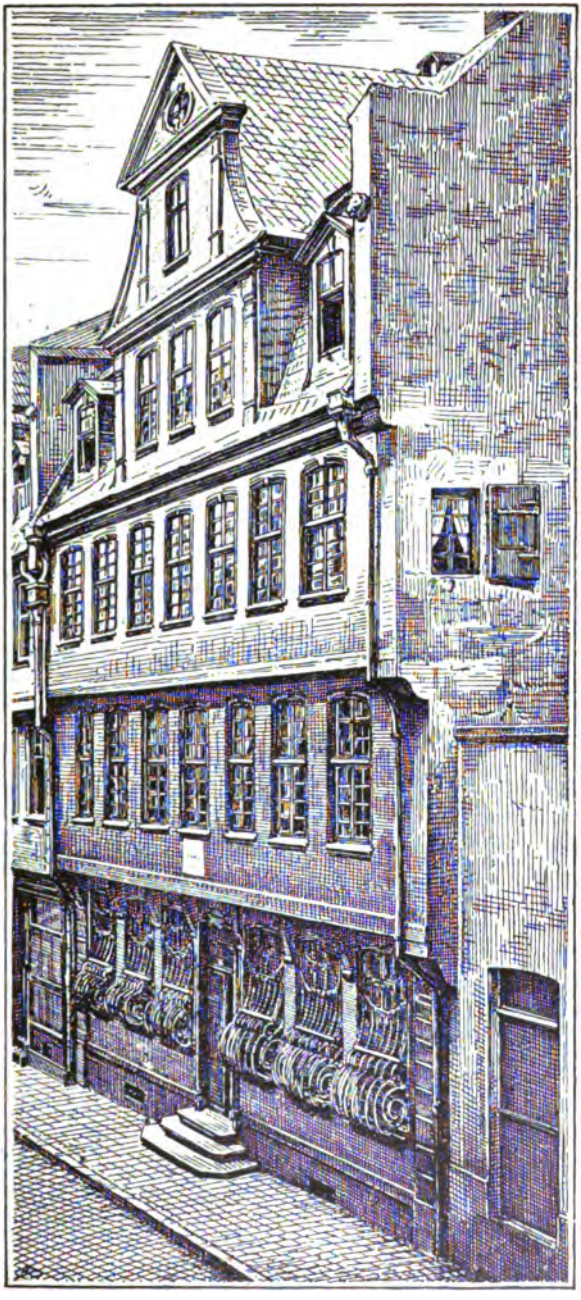
Eine neue geheimnisvolle Welt erstand vor dem Knaben. Welch einen Eindruck und Einfluß auf den Knaben das erste Theater und das erste Schauspiel ausübte, merkt man noch an der Schilderung des Greises in Dichtung und Wahrheit und noch mehr in Wilhelm Meisters Lehrjahren. Die Ueberreichung des rätselhaften Geschenkes und die erste Aufführung des Stückes David und Goliath, die Auffindung der Puppen durch den wißbegierigen Knaben in der Speisekammer, das heimliche Auswendiglernen des Textes jenes Stückes, das er der überraschten Mutter vordeklamiert, wobei er Wachsklümpchen als Schauspieler benutzt, die freundliche Beihilfe der freudig bewegten Mutter gegen den Widerstand des strengen, dem Theater abholden Vaters, alles das können wir aus dem Roman Wilhelm Meister unverändert in unsere Schilderung herübernehmen.

Der Umbau des Hauses.

Ein Jahr nach dem Tode der Mutter Cornelia unternahm der Rat Goethe den längst vorbereiteten Umbau des alten Hauses, das auf S. 18 abgebildet ist. Der Darstellung liegt eine Photographie nach einer Reiffensteinschen Zeichnung zu Grunde, die etwa im Jahre 1830 nach älteren Angaben angefertigt worden ist. Das Nebenhaus wurde völlig abgebrochen, der Grundstein des neuen Anbaues feierlich im Mai 1755 gelegt, wobei der kleine sechsjährige Wolfgang, mit dem Maurerschurz angethan, die Kelle führte. Gattin und Kinder sollten während des Umbaues im Hause bleiben.

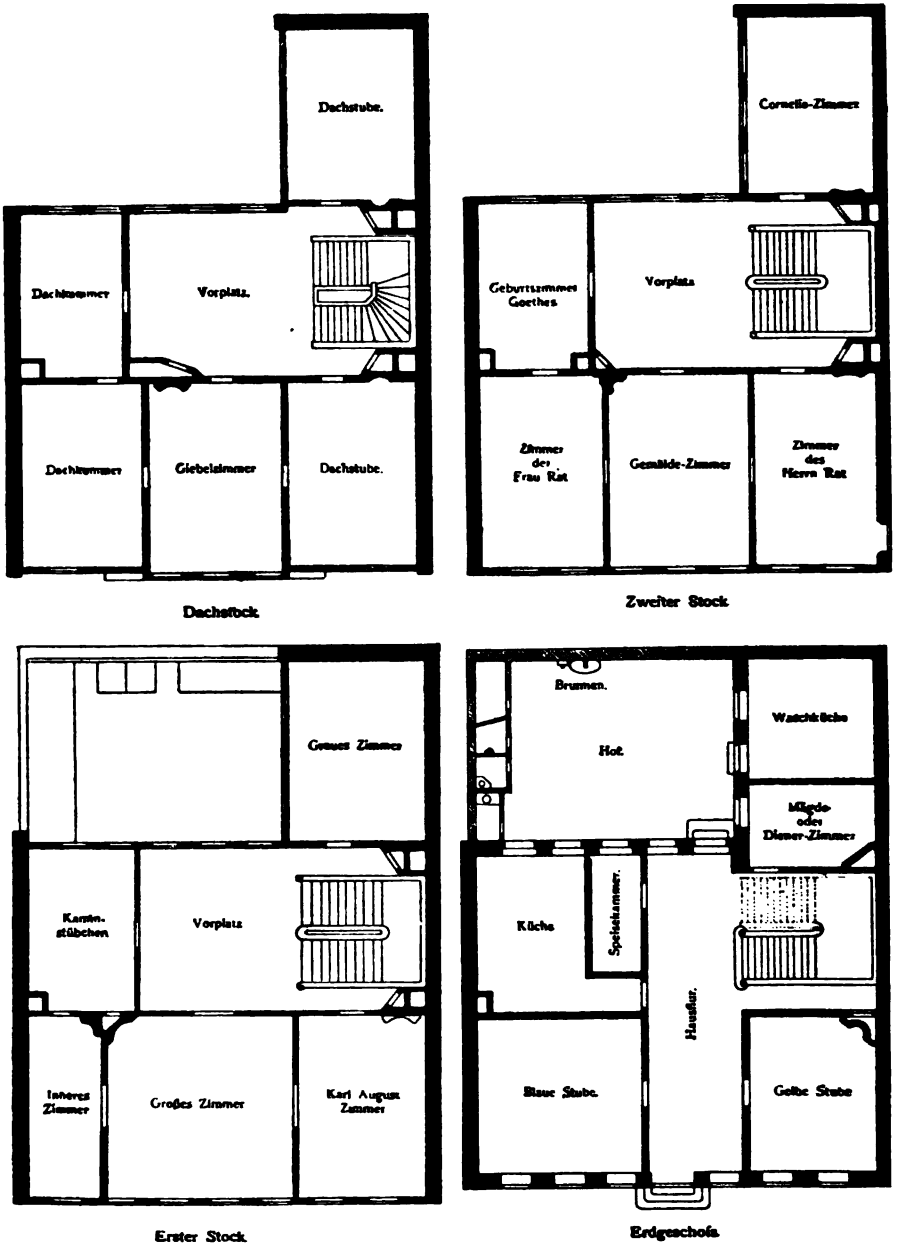
Wie die äußere und innere Einrichtung des nun neuerrichteten Hauses gewesen ist, darüber hat uns die im Auftrage des Hochstiftes von Pallmann gegebene Beschreibung ausführliche Auskunft gegeben. Das Bestreben des Hochstiftes ist es bekanntlich, „diese weihevolle Stätte würdig, zeit- und stilgemäß, wie zu Goethes Jugendzeit, wieder herzustellen". Die äußere Ansicht giebt das vorstehend abgedruckte Bild.

Von der Schilderung des Innern heben wir aus Pallmanns Schrift hervor: der Fuß des Eintretenden betritt zuerst eine eichene Kellerthür, die zu dem großen Keller des Hauses führt. Es ist der in Dichtung und Wahr-



Das Goethehaus in Frankfurt a. M. Nach dem Umbau.

(Nach einer Photographie.)



Grundrisse des Goethehauses in Frankfurt a. M.

(Aus Ballmann, Das Goethehaus, 1889.)

heit und in den Briefen der Frau Rat wiederholt genannte Weinkeller mit seinem kostbaren Inhalt. In dem Hausflur lag zur Rechten die gelbe Stube, später wegen der dort aufbewahrten Geschenke die „Weimarer Stube“ genannt; auf der linken Seite lag die blaue Stube, anfangs das gemeinsame Speisezimmer der Familie, später die Wohnstube der Frau Rat. Hier überraschten einst Karl August und Goethe (18. September 1779) die Eltern.

Der Hof enthält den ursprünglichen oft genannten Pumpbrunnen und zeigt noch denselben Umfang wie zu Goethes Zeiten. Neben dem Brunnen breitete eine Haselstaude ihre Zweige aus. Eine große, breite Treppe führte in das erste Stockwerk. Das erste Zimmer rechts war das graue Zimmer, ein heller großer Raum liegt davor, wo sich die bekannte Scene zwischen Goethes Vater und dem Grafen Thoranc abspielte. Die gegenüber liegende Doppelthür führt in das „große Zimmer“, die Staatsstube des Herrn Rat. Hier und in den beiden Nebenräumen wohnte Thoranc (nicht Thorane, wie Goethe ihn nennt) und später Herzog Karl August. Das rechtsanliegende einfenstrige Zimmer wurde von beiden als Schlafzimmer benutzt, das linke zweifenstrige war ihr Wohnzimmer. Im zweiten Stock, der ebenso einen freien großen Vorsaal aufwies, befand sich oberhalb des grauen Zimmers das „Cornelia-Zimmer“, so genannt, weil man darin das ihrige vermutet. Von den drei vorderen, nach der Straße zu liegenden Räumen ist das erste das Gemäldezimmer, das wir wohl auch als Wohnzimmer oder den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Mutter mit den Kindern betrachten dürfen. Daneben lag das Studierzimmer des Herrn Rat mit einer großen Bibliothek. Hier befindet sich das bekannte, von Wolfgang gefürchtete Guckfenster in der Mauer. Das Zimmer rechts von der Gemäldestube war das Schlafzimmer der Eltern, und das Geburtszimmer Goethes.

Im Dachstock ist der Vorplatz kleiner und niedriger, sonst ist die Einrichtung gleich. Rechts von der Treppe war das Zimmer, in dem Herr Rat die Seidenraupenzucht betrieb und wo das Bleichen der römischen Prospekte vorgenommen wurde. Eine den Fenstern gegenüber liegende Thür führt uns in das Zimmer des jungen Goethe. Es ist das eigentliche Heiligtum des Hauses. Götz, Werther, Clavigo, die ersten Scenen des Faust sind hier beschrieben worden. Alle die Leiden und Schmerzen hat der Götterliebling in diesem Zimmer durchlebt. Es sah des Knaben kindliche Versuche, sich Gott zu nähern, und sein erstes Entzücken am dramatischen Spiel, sein Leiden um Gretchen, des Zurückgekehrten langsam weichende Krankheit. „In diesem

Zimmerchen verschlossen", träumte er von den goldenen Stunden bei Lili; aber hier wurden auch die ersten Pläne geschmiedet, die eine Revolution in der deutschen Litteratur heraufführen sollten. Eine von Goethe selbst gemachte Zeichnung dieses Zimmers mit dem am Fenster schreibenden Dichter (s. S. 100) hat sich nebst der Zeichnung Corneliens (s. S. 47) und anderen in einem von seiner Hand mit „Juvenilia" überschriebenen Umschlage erhalten.

Erst in der letzten Zeit des Baues entschloß sich der Vater, die Kinder zu Verwandten zu geben und sie eine öffentliche Schule besuchen zu lassen. Das geschah vom Juli 1755 bis Ende des Jahres; bald darauf übernahm er wieder den Unterricht und ließ nur einige Stunden von Privatlehrern erteilen. Eine schöne Abwechslung war für die Kinder der Besuch bei den Großeltern mütterlicherseits. Nicht bloß, daß sie bei festlichen Gelegenheiten Zeugen sein konnten der Ehrenbezeugungen, die dem Schultheißen entgegengebracht wurden; die Wohnung der Großeltern auf der Friedberger Gasse, der große Garten, die unabsehbare Reihe von Johannis- und Stachelbeersträuchern, der Nimbus des Geheimnisvollen, der den Großvater umgab, alles das bot Wolfgang einen besonderen Reiz, so daß er die sonntäglichen Besuche zu Mittag, die ihm als ältestem Enkel und Paten gestattet waren, für die vergnügtesten Stunden der ganzen Wochen erklärte.

Des Knaben Wolfgang tiefes Gemüt beschäftigte sich schon früh mit religiösen Fragen und Vorstellungen. Die erste Aufgabe der frommen, gottesfürchtigen Mutter war es, in das jugendliche Herz die Liebe zum Schöpfer einzupflanzen und ihn mit dem gütigen Gott bekannt zu machen; den zornigen lehrte ihn das große Weltereignis seiner Kinderzeit, das Erdbeben und der Untergang von Lissabon im Jahre 1755, kennen, nicht minder, vielleicht noch eindrucksvoller für das kindliche Gemüt, ein furchtbares Hagelwetter, das auch im Vaterhause Verwüstungen anrichtete. Vergebens suchte der frühreife Knabe nach einer Vermittelung. Die vielen Absonderungen in Frankfurt von der bestehenden Kirche, die doch alle den richtigen Glauben zu haben meinten, verwirrten den jugendlichen Geist noch mehr. Der Mutter tiefe und wahre Frömmigkeit, die auf dem unerschütterlichen Glauben, daß Gott alles zum besten führe, beruhte, wird ihm wohl über die Skrupel hinweggeholfen haben. Ihre Neigung zu den „Stillen im Lande", schon von frühester Jugend durch die Freundin und Base Klettenberg gepflegt, gab auch die Veranlassung, daß das Kind in kindlicher Weise durch Opfer sich seinem Gott zu nähern suchte. Goethe nennt diese Zeit eine der glücklichsten

seiner Familie. Der Vater war guter Laune über den wohlgelungenen Hausbau und froh beschäftigt, sein Haus zu schmücken, Frau Aja glückselig in dem Namen Mutter, die Kinder heiter und froh in dem Frieden der Familie, im Verkehr mit lieben Verwandten und Freunden.

Leider sollte dieser fröhliche und glückselige Zustand bald durch Ereignisse in der Familie und durch Weltbegebenheiten, deren Folgen sich in der Familie geltend machten, gestört werden. Kinderkrankheiten, von denen auch Wolfgang zu leiden hatte, brachten dem Hause Unruhe und Sorge; der Tod der einjährigen, nach der Frau Rat getauften zweiten Tochter (Dezember 1755) verursachte besonders der Mutter Trauer und Herzeleid.

Politische Parteiungen. Der Graf Thorane.

Das große Ereignis des Jahres 1756, der Einfall Friedrichs des Großen in Sachsen, brachte in seinen Folgen viel Unglück über Frankfurt, Parteiungen, Spaltung und Unfrieden in viele Familien und so auch in den Textor-Goethischen Kreis. Der Großvater, Schultheiß Textor, stand auf der österreichischen Seite, mit ihm sein Schwiegersohn, der Pastor Starck, und da Goethe von mehreren ebenso gesinnten Schwiegersöhnen und Töchtern spricht, wohl auch die Frau Pastor Starck, der Kaufmann Melber und die noch unverheiratete Tochter Textors, Anna Christine. Das Haupt der Fritzischen Partei war Gothes Vater, der, seinem Charakter nach norddeutsch oder preußisch gesinnt, auf die Oesterreich feindliche Seite getreten war; mit ihm sein Stiefbruder, der Zinngießermeister und Ratsherr Hermann Jacob Goethe, Tante Melber, die alle preußischen Siege mit Jubel verkündete und dann gewöhnlich hinzufügte: „Nun wird mein Vater wieder untröstlich sein", und Frau Rat selbst, die aber wie immer mehr die Rolle der Vermittlerin spielte. Dieser Gegensatz, der auch andere, bis dahin verhüllte Mißhelligkeiten der Verschwägerten gegeneinander aufdeckte, wurde zu offener Feindschaft, als die Franzosen am 2. Januar 1759 Frankfurt überrumpelten. Die Einnahme geschah, wie man sich bald offen erzählte, mit Hilfe der Gegner der preußischen Sache, die die Franzosen als befreundete Macht betrachteten, vor allem mit Genehmigung des alten Textor, dem seine Feinde sogar Bestechung vorwarfen.

Nur mit äußerstem Widerwillen nahm Goethes Vater die Einquartierung an, sein Stiefbruder wich sogar nur der Gewalt. Mit grimmem Zorn sah

er die verhaßten Franzosen den ersten Stock des eben erst eingerichteten Hauses in Beschlag nehmen. Weder das musterhafte Betragen des bei ihm einquartierten Grafen Thoranc, noch dessen Güte und Liebenswürdigkeit, auch nicht die ihm an und für sich sympathische Neigung des Grafen für die Kunst konnte den Rat Goethe versöhnen. Seine unmutsvolle Stimmung, in der er sogar den mit so viel Eifer betriebenen Unterricht, sehr zur Freude der mit der Einquartierung schnell befreundeten Kleinen, vernachlässigte, steigerte sich bis zum widerwärtigen Trotz, und nur der Vermittelung Frau Ajas gelang es, einen erträglichen Zustand zu schaffen. Eifrig bestrebt, durch ihre Liebenswürdigkeit wieder gut zu machen, was der Starrsinn des Vaters verdarb, verband sie sich mit dem Dolmetscher des Grafen, dem Frankfurter Bürger Diene, um ihm die Lage der Dinge zu erklären und zu entschuldigen; ja sie gab sich alle Mühe, von dem Dolmetscher Französisch zu lernen, wenigstens die notwendigen Phrasen, um sich mit dem Grafen verständigen zu können. Beiden gelang es auch, den drohenden Sturm zu beschwichtigen und den Befehl zur Gefangennahme des Vaters, wegen seiner unvorsichtigen Beleidigung des Grafen nach der für Frankreich günstigen Schlacht bei Bergen rückgängig zu machen. Der Unmut des Vaters darüber, daß der Schultheiß Textor seine Beschwerde wegen der Einquartierungslast unbeachtet ließ, führte endlich zu jener Scene (bei einer Taufe beim Pastor Starck), die uns der Frankfurter Arzt Senckenberg in seinem Tagebuch unter dem 1. April 1760 beschrieben hat:

„Da redeten sie von dieser Materie, und Textor gab Goethe keine guten Worte. Dieser sagte wild: er verfluche das Geld, so Textor, die Stadt den Franzosen zu verraten, genommen habe, wolle nichts davon (am Rande steht noch beigeschrieben: und verfluche die, so sie herein gelassen). Textor warf ein Messer nach ihm, Goethe zog den Degen. Pastor Starck wurde über diese Begebenheit aus Schrecken krank. Pfarrer Claudi, so dabei war, stiftete Frieden. Die Stadtschultheißin soll sich alle Mühe gegeben haben, Schwiegervater und Schwiegersohn zu versöhnen."

Der Haß des Berichterstatters gegen Textor hat ihn zu Uebertreibungen geführt; der Vorwurf der Bestechung ist unerwiesen.

Erst im Sommer 1761 wurde Rat Goethe von der Einquartierung befreit; er vermietete nun den ersten Stock, um auf jeden Fall vor Franzosen gesichert zu sein.

Aber der Krieg sollte noch viel schlimmeres als diese Sorgen, Be-

drückungen und Streitigkeiten im Gefolge haben. Die infolge der Truppenanhäufungen ausbrechenden Krankheiten rafften Anfang Januar 1759 den sechs Jahre alten Sohn Hermann Jakob, den Spielgenossen Wolfgangs, hinweg, dessen Lehrer und Führer der ältere schon hatte sein wollen. Hierüber berichtet die Mutter:

„Bei dem Tode seines jüngeren Bruders Jakob, seines Spielkameraden, vergoß er keine Thräne, er schien vielmehr eine Art Aerger über die Klagen der

François de Théas Comte de Thoranc.

Eltern und Geschwister zu empfinden. Als ich ihn nun nach acht Tagen fragte, ob er den Bruder nicht lieb gehabt? lief er in seine Kammer, brachte unter dem Bett eine Menge Papier hervor, die er mit Lektionen und Geschichten beschrieben hatte. Dieses alles, sagte er, habe ich gemacht, um es dem Bruder zu lehren!“

Die Wunde war noch nicht vernarbt, da folgte (August 1759) Maria, die dritte Schwester Goethes, in einem Alter von zwei und ein viertel Jahren der im Dezember 1755 gestorbenen zweiten nach; ihrer erinnert sich Goethe

in Dichtung und Wahrheit als eines sehr schönen und angenehmen Mädchens. Der Mitte Juli 1760 geborene jüngste Sohn Georg Adolf schien der betrübten Mutter Ersatz bringen zu wollen für so schwere Verluste, aber auch er erlag schon nach acht Monaten einer Krankheit.

In dieser Zeit, und zwar im Jahre 1762, ist das Seekatzsche, jetzt in Weimar befindliche Bild der Goethischen Familie entstanden, von dem wir eine Reproduktion in Heliogravüre beigeben. Bettinens Schwester, Melina von Guaita, hatte es nach dem Tode der Frau Rat für Bettina erstanden. Achim von Arnim beschreibt es in einem Briefe von 1808 folgendermaßen:

„Die alte Goethe sitzend, als wenn sie eben in ganzer Pracht eine Geschichte erzählt. Der Alte steht neben ihr als Schäfer, eine Hand auf der Brust in die Jacke gesteckt, während er die andere an den Rippen heruntergeschleichen läßt; er macht ein Gesicht, als wenn er mit der Erzählung nicht ganz zufrieden, denn es thut gar zu stark seinen Effekt. Der alte junge Goethe steht in der Nähe, giebt aber auf beide nicht Achtung, sondern bindet ein rotes Band um ein Lämmchen; seine Schwester steht daneben und im Hintergrunde als Genien die verstorbenen Kinder der Goethe."

Erziehung und Verkehr des Sohnes.

Über den Privatunterricht, den Wolfgang und zum Teil auch Cornelia erhalten haben, hat uns das Haushaltungsbuch einige Nachrichten gegeben. Schon im Jahre 1752 wird eine Frau Hoff als Lehrerin Wolfgangs erwähnt, vom nächsten Jahre wird sie auch als Lehrerin Corneliens angeführt und verschwindet erst 1758 aus dem Ausgabebuch. Am 10. Oktober 1756 tritt der Schreiblehrer Thym sein Amt an, aus dessen Unterricht sich vierzehn Stechschriften, Probeschriften, die Wolfgang zusammen mit etwa zwanzig Knaben um die Wette angefertigt hat, erhalten haben. Im Jahre 1757 und den folgenden werden eine Frau Gachet und eine Frau Althein als Lehrerinnen der Kinder besoldet, ohne daß der Gegenstand des Unterrichts angegeben wird. Im November 1756 tritt zuerst der Name des Lehrers am Gymnasium Joh. Jakob Scherbius im Haushaltungsbuch auf, der Wolfgang bis zum Jahre 1760 lateinischen Unterricht gab. Eine Anzahl deutsch-lateinischer Exerzitien, die Wolfgang unter der Leitung dieses Lehrers angefertigt hat, hat sich erhalten. Mit September 1758 beginnt ein

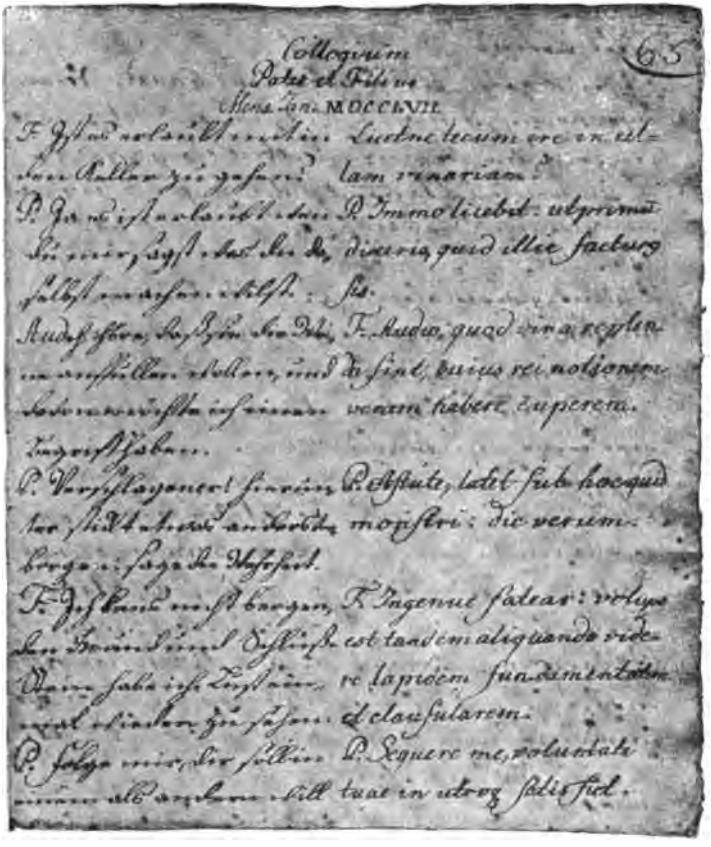
Seekatz pinx

DIE GOETHISCHE FAMILIE.

Nach dem Original im Besitze des Herrn Geh. Regierungsrates Herman Grimm.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

regelmäßiger Zeichenunterricht, den ein Lehrer Namens Eben bis zum Oktober 1761 erteilte. Muſikaliſchen Unterricht gab der Kantor Bismann „wohl hauptſächlich für Cornelia, da der Unterricht auch nach Wolfgangs Abgang zur Univerſität bis zu ihrer Verheiratung fortdauert".



Eine Seite der Labores juveniles Goethes (1757).

Engliſchen Unterricht erteilte von Juni 1762 an etwa ein Jahr lang ein Lehrer Namens Schade; endlich erſcheinen noch im Jahre 1765 während ſechs Monate bevor Wolfgang auf die Univerſität ging, ein „magister equarius" und ein „magister armorum". Franzöſiſch lernte Wolfgang, wie er ſelbſt ausführlich erzählt hat, im franzöſiſchen Theater in Frankfurt, das während der

Beſetzung dort ſpielte. Trotz des Widerwillens des Vaters ſetzte der zehnjährige Knabe mit dem Beiſtand der guten Mutter es durch, von dem Billet, das dem Großvater zukam, Gebrauch machen zu dürfen. Als er aber ganz auffällige Fortſchritte im Franzöſiſchen machte und, dem Triebe der Nachahmung folgend, dem Vater ein ſauber geſchriebenes mythologiſch-allegoriſches Theaterſtück überreichte, ſchwand auch deſſen gewiß berechtigter Widerwille gegen den täglichen Theaterbeſuch des Sohnes. Der treffliche pädagogiſche Grundſatz des Vaters, mehr durch gutes Beiſpiel, als durch Lehre zu wirken, erſtreckte ſich auch auf's Zeichnen und auf das Erlernen des Engliſchen, worin er mit den Kindern zuſammen Stunde nahm. Für das Wachbleiben des Kunſtintereſſes ſorgte der Vater durch den Verkehr mit den beſten Künſtlern Frankfurts. Auch die Muſik wurde nicht vernachläſſigt. Die Mutter ſpielte Klavier und ſang, während der Vater das Lauten- und Flötenſpiel betrieb. Daß er als Knabe mit Bewunderung das Wunderkind Mozart hörte, deſſen erinnert ſich Goethe noch bei Abfaſſung ſeiner Lebensbeſchreibung. In den letzten Tagen des Auguſt 1763 war der Vater Mozarts in Frankfurt mit „einem Mägdlein von zwölf Jahren, welches die ſchwerſten Stücke der größten Meiſter ſpielte, und dem Knaben von ſieben Jahren, der ein Konzert auf der Violine ſpielte, bei Symphonien mit dem Klavier akkompagnierte und bei verdeckter Taſtatur eben ſo gut ſpielte, als wenn er ſie vor Augen hatte.“ Seine große, allerdings mehr in der Theorie bethätigte Leidenſchaft für Reiſen ſuchte Rat Goethe auch auf den Sohn zu verpflanzen. Sein Zimmer war mit Landkarten behängt, in müßigen Stunden ſpazierte er mit den Fingern darauf herum und erzählte dabei alle Merkwürdigkeiten, alle Abenteuer, die andern Reiſebeſchreibern begegnet waren; „das war der Mutter eine angenehme Unterhaltung“.

In ſo ſehr zerſtreuter Thätigkeit bildete das Studium der Bibel einen feſten Punkt. Hier kam der Einfluß der Mutter auf die Erziehung und Entwicklung des Knaben ſo recht zur Geltung. „Ich flüchtete gern nach jenen morgenländiſchen Gegenden, ich verſenkte mich in die erſten Bücher Moſis und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenſtämmen zugleich in der größten Einſamkeit und in der größten Geſellſchaft.“ Von dem philiſtröſen, mehr rationaliſtiſch geſinnten Vater hat Goethe dieſe Vorliebe für die Bibel nicht erben können; es war ein Erbteil der frommen Mutter, die, wie der Sohn einſt an Zelter ſchrieb, ein tüchtiges Leben voll Zuverſicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zugebracht hat. Der

viel lesenden Frau war die Bibel eine Lieblingslektüre; daher sind ihre Briefe durchtränkt von biblischen Sprüchen, Ausdrücken und Anspielungen, die uns zeigen, daß Frau Rat in der Kenntnis der Bibel es mit jedem Theologen aufnehmen konnte. Nicht anders der Sohn. Von früh auf durch die Mutter an die Verehrung der heiligen Schrift, die ihr in jeder Not Orakel und Trost war, gewöhnt, und durch unablässige Lektüre in ihr bewandert, suchte er die sprachlichen Kenntnisse zu erlangen, um den Urtext zu verstehen und über manche Zweifel Aufklärung zu erhalten. Des Griechischen war er bald so weit mächtig, daß er das neue Testament im Urtext lesen konnte; umsomehr trug er nun auch das Verlangen, hinter die Geheimnisse des Hebräischen zu kommen. Auf seine Bitten ließ ihn der Vater von dem Rektor des Gymnasiums, Albrecht, in dieser Sprache unterrichten; man erinnert sich der anziehenden Schilderung dieses Unterrichts in Dichtung und Wahrheit. Sogar zu eigenen Versuchen, biblische Stoffe dichterisch zu bearbeiten, führte die Lektüre der Bibel. Ein großes episches Gedicht: „Joseph und seine Brüder", und fromme Oden, darunter die noch erhaltene: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi", gehören hierher. Diese und andere Gedichte, auch Predigten, die Wolfgang im Jahre 1762 eifrig nachschrieb, wurden dem Vater vorgelegt, der große Freude darüber bezeigte. Der Konfirmandenunterricht, den Wolfgang von dem hochbetagten Pastor Johann Georg Schmidt um 1762 erhielt, konnte ihn nicht befriedigen. Die Mutter hatte ihn von früh auf zu wahrer, werkthätiger Gottesfurcht erzogen; hier handelte es sich aber nur um die Aneignung äußerer Kenntnisse. „Der trockene, geistlose Schlendrian paralysierte meinen guten Willen", sagte er selbst später von diesem Unterricht. So vollzog sich die Konfirmation, bei der Vater und Mutter den Sohn zum Tisch des Herrn begleiteten, ohne inneren Anteil Wolfgangs.

Mit dem frommen, tiefgläubigen Sinn der Mutter hängt auch ihre Vorliebe für Klopstock zusammen, während bezeichnender Weise der Vater auf Gottscheds Seite blieb und reimlose Gedichte für bare Prosa hielt. Ein Freund des Vaters und sonntäglicher Gast der Familie, der Kaufmann und bayerische Agent in Frankfurt, Rat Schneider, der voller Begeisterung den Messias in jeder Karwoche durchlas, hatte hinter dem Rücken des Vaters die ersten zehn Bücher der Mutter übergeben, die sie heimlich für sich las, ohne es verhindern zu können, daß die Kinder sich des verbotenen und darum für sie so interessanten Buches bemächtigten. Jene hübsche, hierauf

bezügliche Schlußszene des zweiten Buches von Dichtung und Wahrheit ist zu bekannt, als daß wir ihrer hier Erwähnung zu thun brauchen. Rat Schneider war wiederholt für Mutter und Kinder der freundliche Vermittler; er lebte in bescheidenen Verhältnissen und war wohl deshalb gern bereit, kleine Freundschaftsdienste zu übernehmen, wie ja auch Goethe selbst andeutet. Welche Freude für ihn und auch für die Mutter, als Wolfgang große Stellen aus dem geliebten Messias vortragen konnte! Das gute Gedächtnis des Knaben, der des Vaters Bibliothek durchstöberte und dessen dort befindliche Lieblinge, wie Canitz, Hagedorn, Gellert und Haller, las und memorierte, unterhielt wiederholt die staunenden Freunde der Familie.

Es ist gewiß kein Zufall, daß uns Goethe viel mehr von seinem Verkehr mit Erwachsenen als mit Altersgenossen berichtet hat. Der geistig so früh entwickelte Knabe war seinen Gespielen entwachsen; seine Wißbegierde, das erstaunliche Gedächtnis, die schnelle Fassungsgabe machten ihn bald zum Liebling älterer Freunde des Hauses und überall zum gern gesehenen Gast. Von solchen Männern, die als Dilettanten, Kunstkenner oder Sammler damals in Frankfurt bekannt waren und mit der Familie Goethe in freundschaftliche Berührung kamen, erwähnt Goethe den damals schon siebenzigjährigen Schöffen von Uffenbach, einen Musikenthusiasten, der Oratorien bei sich aufführen ließ, den reichen Sonderling im Wohlthun, Baron von Häckel, den Großoheim von Loën, dessen Haus der Mittelpunkt der guten Gesellschaft war, und den reichen Juristen Dr. Orth, dessen Buch über Frankfurter Altertümer Goethe als Jüngling fleißig studiert hat; vor allem aber als Männer von großem Einfluß auf seine Entwickelung die drei Frankfurter Schöffen von Olenschlager, von Reineck und Hofrat Hüsgen. Der erstgenannte, der damals gerade die Erläuterungen zur goldenen Bulle schrieb, führte den Knaben in die Rechtsverhältnisse des Deutschen Reiches ein; auch kam er der Vorliebe Wolfgangs für das Theater und das Drama entgegen, indem er Wolfgang, Cornelia, seinen eigenen Sohn und andere junge Leute veranlaßte, deutsche und französische Dramen aufzuführen. Goethe berichtet von einer Aufführung des Schlegel'schen Kanut und des Corneille'schen Britannicus, bei der die erst zehnjährige Cornelia die Rolle der Agrippina gab. Der sächsische Kriegsrat von Reineck, ein starrsinniger, einsiedlerisch lebender Mann, hatte unter den wenigen Menschen, mit denen er verkehrte, den jungen Goethe besonders in sein Herz geschlossen und wollte ihn zum Diplomaten erziehen. Der Hofrat von Hüsgen, ebenfalls ein Menschenfeind, fand Gefallen an dem Widerspruch

des heranwachsenden Knaben, der sich dem einseitigen Pessimismus des alten Herrn nicht gefangen geben wollte. Eine treffliche Gelegenheit bot sich hier für den Knaben, dieser krankhaften, menschenfeindlichen Gesinnung gegenüber, die sogar in Gott Fehler entdecken wollte, die täglich die Schönheit der Werke Gottes preisende, weltfreudige Stimmung der Mutter verehren zu lernen.

Viel weniger ist über den Verkehr des Knaben Wolfgang mit seinen Altersgenossen bekannt; er selbst nennt außer dem Franzosen Derones und seiner Schwester nur den fingierten Namen Pylades und will auch nur wenige, ausgesuchte Freunde besessen haben.

Durch Frau Rat werden noch als seine Gespielen genannt die beiden Moors, Söhne des Schöffen und Bürgermeisters, von denen der zweite mit Goethe an demselben Tage geboren war, und Elise Bethmann, die später eine gute Freundin der Mutter wurde.

Diese Zeit stand der Mutter vor Augen bei den hübschen Worten, die sie als Antwort auf die Uebersendung von Wilhelm Meisters Lehrjahren dem Sohne sandte:

„Das war einmal wieder vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich dreißig Jahre jünger — sahe dich und die andern Knaben drei Treppen hoch die Präparation zum Puppenspiel machen — sahe, wie die Elise Bethmann Prügel vom ältesten Moors kriegte und dergleichen mehr."

Dazu werden wir uns noch die Schar der verwandten, gleichalterigen Kinder, die vielen Melbers und Starcks u. s. w. zu denken haben, ferner die Söhne der vorhin erwähnten Gönner Wolfgangs, Olenschlagers, Reinecks und Hüsgens, vielleicht auch schon eins der jungen Mädchen und Knaben, in deren Gesellschaft wir Wolfgang und Cornelia später finden, um den Kreis der näheren Bekanntschaft der Kinderzeit zu vervollständigen. Daß er seine Spielgenossen geistig weit überragte und sie regierte, dafür ist uns ein Wort der Mutter aufbehalten: „Deine übrigen Freunde," schreibt sie am 17. November 1786 an den Sohn, „sind alle noch, die sie waren, keiner hat so Riesenschritte wie du gemacht (wir waren aber auch immer die Lakaien, sagte einmal der verstorbene Max Moors)." Er selbst war sich auch dessen schon als Kind bewußt, wie Bettina erzählt: „Oft sah er nach den Sternen, von denen man ihm sagte, daß sie bei seiner Geburt eingestanden haben; . . . . er sagte auch oft zur Mutter sorgenvoll: die Sterne werden mich doch nicht vergessen und werden halten, was sie bei meiner Wiege versprochen haben? — Da sagte die Mutter: warum willst du denn mit Gewalt den Beistand der

Sterne, da wir andre doch ohne sie fertig werden müssen; da sagte er ganz stolz: mit dem, was andern Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden." — Auch äußerlich suchte er vor allen andern sich auszuzeichnen. Häufig wurde er verlacht wegen der Würde in seinem Aeußeren.

„Eines Tages", so erzählt wiederum die Mutter, „stand jemand mit mir am Fenster, als er eben mit andern Knaben die Straße heraufkam und sehr gravitätisch einherschritt. Als er ins Zimmer trat, neckte ihn der Freund mit seinem Geradehalten, und wie er sich so sonderbar von den andern Knaben auszeichne. ‚Hiermit, antwortete er, mache ich den Anfang, und später werde ich mich mit noch allerlei auszeichnen'. Und er Wort gehalten."

„In seiner Kleidung", so läßt Bettina die Mutter berichten, „war er nun ganz entsetzlich eigen; ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen Ueberrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein Paar Stiefel dazu; auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe u. s. w.; auf den dritten kam alles vom feinsten, nebst Degen und Haarbeutel. Das erste zog er im Hause an, das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zum Gala. Kam ich nun am andern Tage hinein, da hatte ich Ordnung zu stiften, da standen die Stiefeln auf den feinen Manschetten und Halskrausen, die Schuhe standen gegen Osten und Westen, ein Stück lag da, das andere dort; da schüttelte ich den Staub aus den Kleidern, legte frische Wäsche hin, brachte alles wieder ins Geleis."

Reiche Abwechslung von ihrem häuslichen Leben bot den Kindern Frankfurt selbst. Die alte an geschichtlichen Erinnerungen so reiche Stadt, die das Altertümliche mit dem Modernsten verband, erregte bei einem so wißbegierigen Knaben, wie Wolfgang war, nicht bloß Neugier, sondern auch den Sinn für deutsche Geschichte und deutsches Altertum; nicht wenig trug auch das moderne und großartige Getriebe der Messen, die Lage der Stadt und die Lebendigkeit der Bewohner zu einer schnelleren Entwickelung seiner geistigen Kräfte bei. Auf das höchste gespannt wurden seine Erwartungen, als die Nachricht kam, daß im Beginn des Jahres 1764 die Wahl des römischen Königs und seine Krönung in Frankfurt stattfinden sollte. Freilich der Vater wußte in seiner Art auch hieraus sofort für den Sohn und seine Studien Gewinn zu ziehen. Wie er dem Knaben Interesse für die Kunst dadurch zu erwecken suchte, daß er ihn mit den für ihn selbst arbeitenden Künstlern der Stadt in Verbindung treten ließ, wie er ihm in ähnlicher Weise Einblick

in die Werkstatt der Handwerker verschaffte, so wurde jetzt mit jener Beharrlichkeit, die bei der gemeinsamen Abendlektüre geschichtlicher Werke Mutter und Kinder in Schrecken setzte, das große Ereignis juristisch und geschichtlich beleuchtet. Diesmal aber hatte der Vater gewiß keinen aufmerksamen Zuhörer. Gerade in jener Zeit war der Knabe in eine etwas anrüchige Gesellschaft junger, aber ihm an Alter weit überlegener Leute geraten, an deren Trinkgelagen und Ausflügen er sich besonders deshalb beteiligte, weil er dort das Mädchen zu sehen bekam, in das der Vierzehnjährige, auch hierin seinen Altersgenossen weit voraus, sich verliebt hatte. Die Gretchenepisode gehört zu den lieblichsten Schilderungen aus Dichtung und Wahrheit. Mit allem Zauber der Unschuld und Keuschheit hat Goethe die Schilderung seiner ersten Liebe umgeben. Daß er der herrlichsten Gestalt in seiner größten Dichtung denselben Namen gegeben hat, ist selbstverständlich kein Zufall. Schon darum ist es ausgeschlossen, daß diese Liebesgeschichte nur erdichtet sein soll; ebenso ausgeschlossen ist, was Scherer, auf geistreiche Vermutungen, nicht auf Beweise gestützt, hat glaubhaft machen wollen, daß Gretchen Wagner, wie er sie nennen zu dürfen glaubt, eine Kokette gewesen sei, deren Gunstbezeugungen Wolfgang mit Geschenken erkaufte.

Hat Bettina recht, so wußte Frau Aja um das Gretchen; aber sie erzählte nicht gern davon, und Bettina hütete sich, zu fragen. Aber die örtliche Bestimmung, Offenbach und das Wirtshaus zur Rose, hat Bettina falsch überliefert erhalten; denn nach einer Mitteilung Creizenachs hat der Jugendfreund Goethes, Passavant, bestimmt die Wohnung Gretchens als in der Nähe der Peterskirche gelegen angegeben. Es war, wie wir jetzt wissen, das Wirtshaus zur Rose in Frankfurt (jetzt Zeil Nr. 36). Wie häufig in seiner Biographie, ist Goethe auch in dieser Erzählung von der Wirklichkeit um der Form willen abgewichen. So wird die Gesellschaft, in der Goethe Gretchen kennen lernte, etwas harmloser, als sie wirklich war, dargestellt worden sein, weil er den Hintergrund des Idylls nicht anders gestalten konnte. Eine Stelle in Dichtung und Wahrheit, die das Drama „Die Mitschuldigen" in Beziehung zu jenen Erlebnissen setzt, ebenso die Bezeichnung „Ungeheures" für eben diese Dinge im Tagebuch spricht sehr dafür. Der Kern ist auch hier wahr. Eine Gesellschaft von jungen Leuten aus dem niederen Stande benutzt das dichterische Talent des etwa vierzehnjährigen Wolfgang zu Mystifikationen, dann auch, um sich Geld zu Wirtshausbesuchen zu verschaffen. In ihrem Kreise lernt er als Verwandte des Wirtes Gretchen kennen; um ihret-

willen hält er an dem Verkehr fest. Die Zeit der Kaiserkrönung giebt die Möglichkeit und Gelegenheit zu unbemerkten Wanderungen und Trinkgelagen, für die sich Wolfgang die Teilnahme dadurch ermöglicht, daß er sich einen Hausschlüssel verschafft. Ein mit jenen Leuten bekannter, etwas älterer Mann drängt sich an Wolfgang, um eine Stelle im Dienste der Stadt durch

Joh. Adam Horn.
Kreidezeichnung von Goethe.

eine Empfehlung beim Großvater Textor zu erhalten. Sobald er das erreicht hat, benutzt er seine Stellung als Gerichtssubstitut zur Unterschlagung von Geldern. Die Sache wird entdeckt und Wolfgang, wie natürlich, in sie verwickelt, obgleich er ihr ganz fremd ist. Der Vater gerät bei der Mitteilung in den höchsten Zorn. Der ängstlich gehütete Sohn, auf dessen Erziehung und Ausbildung er viele Jahre die besten Kräfte und Mühe

gewandt, auf den er die größten Hoffnungen gesetzt hat, nun ein Genosse von Verbrechern und wohl gar selbst ein Verbrecher! Nur die äußerste Strenge konnte hier heilsam wirken, wenn er überhaupt noch zu retten war. Nicht weniger erschrocken und entsetzt war die Mutter. Wenn sie auch ihrem Liebling nichts wirklich schlechtes zutraute, Vorwürfe mußte sie sich selbst machen, daß sie stets der Strenge des Vaters gegenüber auf die Seite des Sohnes getreten war und sogar sein Ausbleiben in der Nacht dem Vater verheimlicht und vertuscht hatte. Ihre begütigenden Worte erreichten wenigstens, daß der Vater nicht selbst die Untersuchung unternahm, sondern sie dem alten Hausfreund und Wolfgangs Gönner, Rat Schneider, überließ. In ihrer Angst eilte sie zu dem Sohne, um ihn zu wecken und vorzubereiten.

Verstört und ängstlich trat sie ein. Man konnte es ihr gar leicht ansehen, wenn sie sich irgend bedrängt fühlte. — „Steh auf," sagte sie, „und mache dich auf etwas Unangenehmes gefaßt! Es ist herausgekommen, daß du sehr schlechte Gesellschaft besuchst und dich in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt hast. Der Vater ist außer sich, und wir haben nur soviel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen Dritten untersuchen will. Bleibe auf deinem Zimmer und erwarte, was bevorsteht!"

Mit der Tochter Cornelia suchte sie im Verlauf der Untersuchung den Sohn zu trösten und wieder aufzurichten. Bald klärte sich seine Unschuld auf. Auch die Strafe gegen Wagner, so hieß wahrscheinlich der Uebelthäter, und seine Genossen fiel milde aus. Gretchen kehrte in ihre Heimat zurück. Ihre Aussage, daß sie Wolfgang als ein Kind betrachtet habe, heilte, wie Goethe sagt, den jugendlichen Liebhaber von seinem Schmerze. Auch eine körperliche Krankheit und „hypochondrische Thorheit", die als eine Folge der seelischen Erschütterung sich einstellte, überwand Wolfgang.

Die Gesellschaft eines Hofmeisters, der seinen Zögling für die Universität vorbereiten sollte und ihn zuerst mit der Philosophie bekannt machte, wirkte wohlthätig. In der freien Natur und durch Zeichnen nach der Natur, wozu er damals zur Freude des Vaters viel Neigung zeigte, suchte Wolfgang schmerzliche Erinnerungen zu verbannen. Bald war seine heitere, lebenslustige Stimmung wieder hergestellt; gerade den Sommer 1765 schildert uns Goethe als reich an mannigfachen Wasser- und Landpartien und genußreichem, heiterem Verkehr mit Freunden und Freundinnen. Wenn nun auch die in Dichtung und Wahrheit so anschaulich geschilderten Partien, wie man wahr-

scheinlich gemacht hat, in der Hauptsache in eine spätere Zeit zu verlegen sind, so lassen doch die Seufzer des Studenten aus Leipzig nach den Frankfurter Freunden und Freundinnen auf regen Verkehr auch in jenem Jahre schließen. Zu den schon genannten Altersgenossen haben wir noch zu rechnen den von Goethe so humoristisch und liebevoll gezeichneten Horn, der später mit ihm in Leipzig war, Joh. Jak. Riese, später Kastenschreiber in Frankfurt, Krespel, der freilich damals in Paris war und später der treue Freund der Frau Rat wurde, Max von Lersner, Kehr, Passavant und von Schweitzer; von den Freundinnen Corneliens und Wolfgangs: Charitas Meixner aus Worms, die vor der Leipziger Zeit seinem Herzen teuer gewesen war, die drei Schwestern Gerock, Töchter des Kaufmanns Gerock in Frankfurt, Katharina und Franziska Krespel, die Schwestern des obengenannten Bernhard, die im zweiten Gesange von Hermann und Dorothea geschildert sein sollen, ferner Lisette Runkel und Maria Bassompierre, die besten Freundinnen Corneliens.

Wolfgangs Studienzeit; Cornelia.

Mit Michaelis 1765 nahte der Zeitpunkt heran, da Wolfgang auf drei Jahre das Vaterhaus verlassen sollte; es war eine freudlose Zeit für die nur im Sohne lebende Mutter, aber vielleicht noch trüber für die Schwester Cornelia. Sie hatte eine rauhe Kindheit hinter sich; die Erziehung des Vaters war streng, das Verhältnis der Kinder zu den Eltern überhaupt unterwürfiger als heute. Das äußert sich schon in der Anrede den Eltern gegenüber, die stets in der dritten Person der Einzahl oder Mehrzahl geschah; noch im August 1779 schreibt Goethe in der dritten Person der Einzahl an die Mutter, später, von 1781 an, in der Mehrzahl, aber nie in dem vertraulichen „Du".

Der Vater, zwar nicht ohne Gefühl und Zärtlichkeit, gehörte doch zu jenen Pädagogen, die aus Angst, ihrer Würde etwas zu vergeben, jede natürliche Regung hinter eiserner Strenge verbergen und wie der alte Meister in Goethes Lehrjahren den Kindern die Freuden verderben, um sie nicht merken zu lassen, wie lieb man sie habe. Ohne Verständnis für die besonderen Eigenheiten und Bedürfnisse eines Mädchens, und noch dazu eines Charakters wie Cornelia, plagte er die Kinder gleichmäßig; aber natürlich mußte die Tochter das mehr empfinden als der Sohn. Deshalb klammerte sich die gequälte, selbst der unschuldigen Freuden des Verkehrs mit Altersgenossen beraubte Cornelia mit ihrem ganzen, liebebedürftigen Herzen an den Bruder;

und ſo entſtand zwiſchen den Geſchwiſtern ein ſehr freundſchaftliches Verhältnis, dem es ſogar an Zärtlichkeit und Eiferſucht nicht gebrach. Schon zu der kleinen, noch in der Wiege liegenden Schweſter hatte der Bruder die zärtlichſte Zuneigung gezeigt. Mit den Jahren wurde ſie ihm „eine an Annehmlichkeit wachſende Geſellſchaft“. Vor des Vaters Strenge flohen die Geſchwiſter, die man an Wachstum und Bildung für Zwillinge halten konnte,

Cornelia.
(Zeichnung Goethes.)

zu den Großeltern auf der Friedberger Gaſſe, oder ſie ſuchten ſich bei der lieben Mutter, die ſich immer ihrer annahm und die Sache der Jugend vertrat, für die Sorgen und Mühen zu entſchädigen. Die ſchon berührte Scene von dem durch Klopſtocks Meſſias in Schrecken geſetzten Barbier in Dichtung und Wahrheit könnte ja als typiſcher Beleg für eine heitere und freundliche erſte Kinderzeit gelten. Aber ſobald Cornelia nur irgend bildungsfähig erſchien, begann jene Qual, die das zum Ernſt und zur Schwermut

neigende Mädchen gänzlich verschüchterte und um den Genuß ihrer Jugend brachte. Die rücksichtslose Strenge des Erziehers, der mit „unglaublicher Konsequenz" sein Ziel verfolgte, entfremdete das Mädchen dem Vater, und diese Entfremdung ward zum Trotz, ja fast zu Haß, oder, wie Goethe sagt, zu furchtbarer Härte, als während der Abwesenheit Wolfgangs der Vater seine ganze pädagogische Thätigkeit der Tochter zuwandte und ihr selbst die unschuldigsten Freuden vergällte. In ähnlichen Fällen wird ein bedrängtes Mädchenherz Schutz und Rettung bei der Mutter suchen, und Frau Aja war mit ihrem tiefen Gemüt, ihrem milden, liebenden Herzen, ihrem prächtigen Humor gewiß eine reiche Quelle des Trostes. Daß aber für Cornelia diese Quelle nicht floß, oder von ihr verschmäht wurde, dafür finden wir allein die Erklärung in ihrem Charakter.

Die beste Schilderung Corneliens, zugleich ein herrliches Denkmal dankbarer Liebe, haben wir im zweiten und achten Buche von Dichtung und Wahrheit. So oft auch Goethe Cornelia erwähnt und charakterisiert, ein Zug kehrt immer wieder: es bleibt trotz aller edlen Eigenschaften etwas Unerklärliches in ihr. Er redet von dem merkwürdig unbegreiflichen, indefiniblen, eigenen Wesen, von dem schwer zu sprechen sei; er nennt ihre wundersame Natur das sonderbarste Gemisch von Strenge und Weichheit, von Eigensinn und Nachgiebigkeit, Eigenschaften, die bald vereint, bald durch Willen und Neigung vereinzelt wirkten. Dazu noch, heißt es an einer dieser Stellen, ein Wundersames: „in ihrem Wesen lag nicht die mindeste Sinnlichkeit". Eine erst später bekannt gewordene Aeußerung Goethes drückt sich stärker und deutlicher aus: „Man hätte von ihr sagen können, sie sei ohne Glaube, Liebe und Hoffnung."

Außer der Schilderung des Bruders besitzen wir noch zwei wichtige Quellen für das Verständnis seiner Schwester: Corneliens Briefe an ihre Freundin Katharina Fabricius, die sie im Sommer 1768 in Frankfurt kennen gelernt hatte, und das Tagebuch aus dem Winter 1768—69, das uns die Gefühle und Denkweise des jungen Mädchens unverhüllt offenbart. Eine Frage wird in diesen Briefen und Blättern besonders häufig besprochen, ob geistige Vorzüge körperliche Schönheit ersetzen können. Cornelia war von der Natur nicht mit körperlichen Reizen ausgestattet. Nur ihre Augen werden von dem Arzt Zimmermann mit den Worten gerühmt: „Augen, die so schön sind, als nur irgendwelche in Nizza oder Genua." „Bei vorzüglichen geistigen und sittlichen Eigenschaften empfand sie nicht zugleich das Glück eines schönen Körpers", äußerte der Bruder über sie. „Sie war groß, wohl und zart

gebaut, aber die Züge ihres Gesichts waren weder bedeutend noch schön. . . . Was aber ihr Gesicht ganz eigentlich entstellte, so daß sie manchmal wirklich häßlich aussehen konnte, war die Mode jener Zeit, welche nicht allein die Stirn entblößte, sondern auch alles that, um sie scheinbar oder wirklich, zufällig oder vorsätzlich zu vergrößern. Da sie nun die weiblichste, reingewölbte Stirn hatte und dabei ein Paar starke schwarze Augenbrauen, so entstand aus diesen Verhältnissen ein Kontrast, der einen jeden Fremden für den ersten Augenblick, wo nicht abstieß, so doch wenigstens nicht anzog. Sie empfand es früh, und dies Gefühl ward immer peinlicher, je mehr sie in die Jahre trat, wo beide Geschlechter eine unschuldige Freude empfinden, sich wechselseitig angenehm zu werden." Daß dieses Gefühl bei Cornelia besonders ausgebildet war, zeigen Stellen aus den Briefen und dem Tagebuch:

„Der Wunsch, ein liebenswürdiges Mädchen zu sein, liegt mir Tag und Nacht am Herzen. Mein Spiegel täuscht mich nicht, wenn er mir sagt, daß ich zusehends häßlich werde. Ich gäbe alles darum, wenn ich schön wäre. Ich wäre thöricht, zu verlangen, eine große Schönheit zu sein, aber ein wenig Feinheit in den Zügen, einen reinen Teint und jene Anmut, die entzückt beim ersten Anblick, mehr nicht. Indes das ist nicht und wird nimmer sein, was ich auch thun und wünschen möge; so ist's denn besser, den Geist zu pflegen und zu versuchen, wenigstens nach dieser Seite hin erträglich zu sein." Bald darauf klagt sie aber: „Welche Vorzüge hat die Schönheit! Sie wird der Anmut der Seele vorgezogen."

So glaubt sie darauf verzichten zu müssen, je die Liebe eines Mannes zu erwecken. Trübe, unglückliche Erfahrungen mit dem Manne, dem sie eine leidenschaftliche Liebe entgegenbrachte — einem Engländer, Harry Lupton —, die Lektüre der sentimental überspannten Romane ihres Lieblings Richardson halfen dazu, die Anschauung, als sei sie dazu bestimmt, ohne Liebe zu heiraten, in ihr zu befestigen. „Dieser Gedanke macht mich schaudern, und doch wird es die einzige Wahl sein, die mir bleibt; denn wo wäre ein Mann zu finden, der an mich dächte?"

Aber der Grund für das Mißgeschick lag tiefer. Nicht bloß ihr Aeußeres, auch ihr Charakter war wenig geeignet, Liebe zu erwecken. Was ihr fehlte, war eben das, was uns für ihre Mutter so erwärmt: der Humor, jene beneidenswerte Gabe, die stets über den Dingen steht und selbst die größten Widersprüche der Welt in Harmonie auflöst. Sie gehörte zu jenen unglück-

lichen Wesen, die nirgends sich zurecht finden; sie war eine Art problematischer Natur oder, wie es Goethe später beim Tode ihrer Tochter schonend ausdrückte: „eine tiefe, zarte Natur, ein über ihr Geschlecht erhabener Geist, der sie nicht vor einem gewissen Unmut mit ihrer jedesmaligen Umgebung schützen konnte". Das Vorwalten des Verstandes, der große Ernst, mit dem sie über sich nachdachte, eine pessimistische, alles ins Schwarze malende Auffassung, die bei der Beurteilung der Mitmenschen wie Härte aussieht, waren ihr ins Leben mitgegeben. Dazu kam noch die strenge, harte Erziehung des Vaters, die einseitig nur auf die Ausbildung des Verstandes und den Erwerb von Kenntnissen bedacht war, eine Einschränkung, die ihr jedes Vergnügen, jede unschuldige Freude raubte. So werden wir es verstehen, daß die Mutter bei dem zurückkehrenden Sohn „in geheimem Gespräch" sich über die Tochter und ihr Verhältnis zum Vater beklagte.

Wolfgang war gewiß auch der beste Vermittler. Seine Mutter liebte ihn auf das zärtlichste. Das Verhältnis zur Schwester nannte er „das reinste, wahrste, edelste, das er je zu einem Weibe gehabt". So besaß er beider Vertrauen und dennoch konnte er nichts ausrichten, wo Natur und Charakter sich so schroff gegenüber traten. Die optimistische Gesinnung der Frau Rat, die alles Traurige und Unangenehme mit beneidenswertem Geschick von sich fern hielt, ihre heitere, humorvolle Lebenslust und Sorglosigkeit, die schöne Kunst, jeder Lage gewachsen zu sein, auch in dem Unbedeutendsten etwas Erfreuliches, und auch bei den traurigsten Dingen immer noch einen Trost zu finden: das alles war dem ernsten, starren, sich in das Unglück vergrabenden, gewissermaßen lieblosen Wesen Corneliens unverständlich, wenn nicht zuwider. Den tiefen, echt religiösen, unerschütterlichen Glauben der Frau Rat, der etwas Geheimnisvolles, Mystisches hatte, konnte ihr reifer Verstand nicht teilen. Gerade die Eigenschaften, die Cornelien nach des mild urteilenden Bruders Worten fehlten, waren die Grundlagen des Charakters der Mutter: Glaube, Liebe und Hoffnung. Darum ist das Verhältnis zwischen beiden kühl und fremd geblieben, wie es Goethe im Götz zwischen der geistig und körperlich gesunden Elisabeth und ihrer madonnenhaft kühlen, „durch Liebesunglück gebeizten" Schwägerin, oder zwischen Olympia und Elmire in Erwin und Elmire geschildert hat. Deshalb wird es auch kein Zufall sein, daß Cornelia in dem Tagebuch und ihren Briefen niemals die Mutter erwähnt.

Nur in einem Punkt einigten sich beide, in der schwärmerischen Ver-

ehrung Wolfgangs. Darum wurde für sie sein Aufenthalt in Leipzig eine traurige, düstere Zeit. Ersatz suchte Cornelia für den Verkehr mit dem vielgeliebten Bruder in ausführlichem Briefwechsel. Diesen Wunsch und Trieb benutzte der Vater zur Uebung der Tochter in deutscher, englischer und französischer Sprache und zugleich zur Ueberwachung des Sohnes. So hatte er denn wieder das Kunststück fertig gebracht, das, was Freude und Glück für Cornelia sein sollte, ihr zu verhaßter Qual zu machen. Auch erreichte er dabei den vorhin angedeuteten Zweck dem Sohne gegenüber nicht. Dieser merkte natürlich die Absicht, ja er verhöhnte den Vater sogar, indem er dem Erzieher folgendes zu lesen gab: „Ich sehe manchmal mit Lachen, wie ein gutes, einfältiges Mädchen Reflektionen macht, die niemand als ein einsehender, erfahrener Mann machen konnte." In dem Briefwechsel zeigt sich Wolfgang als der überlegene Student, der die Schwester erziehen und belehren will. „Ich studiere für dich und mich," heißt es einmal. Was er morgens lernt, bekommt sie nachmittags zu hören; er korrigiert ihre Briefe und Stilübungen, er warnt sie vor vieler und schlechter Lektüre und erlaubt ihr von Romanen nur den Grandison; auch warnt er sie vor dem Fehler der jungen Mädchen, der Klatschsucht. Er will in ihr das vernünftigste, artigste, angenehmste, liebenswürdigste Mädchen erziehen, nicht „nur in Frankfurt, sondern im ganzen Reiche". „Denn unter uns, draußen bei euch residiert die Dummheit ganz feste noch," so schließt er einen Brief. Gleich als wollte er sich aber über ihre vielfachen Studien lustig machen, verlangt er von ihr das Betreiben der Kochkunst und der Haushaltung, Klavierspiel zum Zeitvertreib, Tanzen, Kartenspiel, Putz mit Geschmack. „Die Madl. Breitkopf," schreibt er einmal, „habe ich fast ganz aufgegeben, sie hat zuviel gelesen, und da ist Hopfen und Malz verloren." Cornelia berichtet natürlich auch über die neuesten Ereignisse in Frankfurt, und so werden uns von Begebenheiten in der Frankfurter Verwandtschaft in dieser Zeit folgende bekannt: die Verheiratung des einzigen Bruders der Frau Rat, des Advokaten Dr. jur. Textor, mit der fünfzehnjährigen Jungfer Möller, Tochter eines Buchhändlers, jene Hochzeit, zu der Wolfgang ein Gedicht verfaßte, das zwar den Beifall der Verwandten, aber den Spott seines Lehrers Clodius erregte; ferner die schon erwähnte Verheiratung der Tante Anna Christina mit dem Lieutenant Schuler; endlich der Tod der Großtante Goethes, der Frau Generalin von Hoffmann, am 16. September 1766, für deren Gatten der Student auf Wunsch des Vaters ein Trauergedicht in französischer Sprache verfertigte.

Uns interessiert freilich der schriftliche Verkehr zwischen Mutter und Sohn bei weitem mehr. Leider ist uns aber gar keine Nachricht darüber erhalten, während doch eine Korrespondenz mit der jungen Schwester der Frau Rat, Anna Christina, Jungfer Tante oder Miß Aunt genannt, erwähnt wird; — ja in den Briefen wird die Mutter überhaupt nur zweimal berührt. Mag das nun vom Vater wegen des Charakters der Briefe oder aus anderen Gründen befohlen worden sein, die beste Entschuldigung hat Wolfgang selbst gegeben in seinem den Brief vom 11. Mai 1767 begleitenden Gedicht:

An meine Mutter.

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir
So lang dir kömmt, laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär' die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß vor ew'gem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obgleich die Flut
Mit stürm'schen Wellen bald, mit sanften bald
Darüberfließt und ihn dem Aug' entreißt,
So wenig weicht die Zärtlichkeit für dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom,
Vom Schmerz gepeitscht, bald stürmend drüberfließt
Und, von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt und rings umher
Zurückgeworfne Strahlen trägt und dir
Bei jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn verehrt.

Gleich innig lautet der Schluß des Briefes vom 7. Dezember 1765:

Grüß mir die Mutter, sprich, sie soll verzeihn,
Daß ich sie niemals grüßen ließ, sag ihr
Das, was sie weiß — daß ich sie ehre. Sag's,
Daß nie mein kindlich Herz, von Liebe voll,
Die Schuldigkeit vergißt. Und ehe soll
Die Liebe nicht erkalten, eh ich selbst
Erkalte.

In den letzten Wochen seines Aufenthaltes in Leipzig wurde Wolfgang von schwerer Krankheit heimgesucht. Nach längerem Uebelbefinden wachte er eines Nachts mit heftigem Blutsturz auf; er hatte noch soviel Besinnung,

daß er seinen Stubennachbar, den Theologen Limprecht, rufen konnte. Es war die Krankheit eine Folge der Extreme, in denen sich das Leben des Studenten bewegt hatte, und einer unvernünftigen Abhärtung, die man in mißverstandener Befolgung Rousseauscher Lehren als natürliche Lebensweise ausübte. Mehrere Tage schwankte sein Zustand zwischen Leben und Tod. Auch bei der Genesung wurde ihm eine Geschwulst an der linken Seite des Halses recht lästig.

Noch nicht völlig genesen, verließ Wolfgang am 28. August 1768 Leipzig. Einen Schiffbrüchigen nannte sich der Rückkehrende selbst. Ohne äußere Zeichen erfolgreicher Studien kehrte er zurück, scheinbar in seiner geistigen Entwickelung derselbe, körperlich statt des blühenden, vor Gesundheit strotzenden Jünglings elend und krank. Der Vater gab rücksichtslos seinem Verdruß hierüber Ausdruck. „Der Willkomm war nicht ohne Bewegung; die große Lebhaftigkeit meiner Natur, durch Krankheit gereizt und erhöht, verursachte eine leidenschaftliche Szene."

Mutter und Schwester aber wandten ihre ganze Liebe und Sorgfalt dem geliebten Kranken zu; Cornelia wurde sogar lustig, um ihn zu erheitern, was doch sonst gar nicht in ihrer Art war. Freilich brauchte er auch ihre liebevolle Sorge und Pflege. Die Briefe, die er während des anderthalbjährigen Aufenthalts in Frankfurt nach Leipzig an Käthchen Schönkopf oder an Oeser und dessen Tochter schrieb, melden von dem langsamen Verlauf der Krankheit und mehrfachen Rückfällen. Ende des Jahres kann er mitteilen, daß die gefürchtete Gefahr einer Lungenkrankheit beseitigt ist; um so mehr macht ihm aber der Magen zu schaffen. Er blickte auf drei unter großen Schmerzen zugebrachte Wochen zurück. Ende Januar ist noch immer nicht viel Besserung eingetreten. „Die Laune der Natur schraubte mich vier Wochen an den Bettfuß, vier Wochen an den Sessel." Die Geschwulst am Halse und andere, infolge gestörter Verdauung eintretende Leiden erhöhten den ungemütlichen Zustand, den er den Seinigen durch eine Art Galgenhumor weniger fühlbar zu machen suchte. Die Hoffnung auf das Frühjahr erwies sich auch als trügerisch. Erst im Dezember 1769 kann er melden, daß sein Körper wieder hergestellt sei; aber eine leicht erklärliche verdrießliche Stimmung hatte infolge der langdauernden Krankheit sich seiner bemächtigt.

Wahren Trost und wahre Erquickung fand Wolfgang in dieser Leidenszeit bei seiner Mutter und ihrem unerschütterlichen Glauben an einen gerecht lenkenden Gott, der alles zum besten der Menschen wende und hinausführe. Von ihr hatte er die erste religiöse Anregung erhalten; sie, die Bibelkundige,

hat ihn frühe mit der Bibel bekannt gemacht. Die häufigen Versuche des Knaben, sich Gott zu nähern, seine Allweisheit und Gerechtigkeit mit den vielfachen offenbaren Ungerechtigkeiten in der Welt in Einklang zu bringen, und andres zeigen, wie sehr ihn religiöse Fragen beschäftigten. Der ungewöhnliche Raum, den Goethe ihnen in Dichtung und Wahrheit einräumt, soll das auch äußerlich kund thun. Aber ein öder und geistloser Religionsunterricht entfremdete ihn der Kirche, übereifrige Skrupel quälten ihn unnütz. Es war wohl noch eben so in seinem eigenen Sinn, wie ganz in dem seiner frommen Mutter, wenn er ihr bei der Abreise nach Leipzig in ihr Stammbuch gegenüber den Einsetzungsworten im heiligen Abendmahl geschrieben hatte:

Das ist mein Leib, nehmt hin und esset,
Das ist mein Blut, nehmt hin und trinkt,
Auf daß ihr meiner nicht vergesset,
Auf daß nicht euer Glaube sinkt.
Bey diesem Wein, bey diesem Brot
Erinnert euch an meinen Tod.

Fsurt.
d. 30. Sept.
1765.

Zum Zeichen der Hochachtung
und Ehrfurcht setzte dieses
seiner geliebten Mutter
J. W. Goethe.

Der leichtsinnige Student jedoch hielt es für das Beste, sich innerlich von dieser Verbindung loszusagen. Erst am Schlusse seines Leipziger Aufenthaltes fand er in dem frommen und zugleich gelehrten Hofmeister Langer, dem Nachfolger seines vertrauten Freundes Behrisch, den Mann, der ihn zu einer tieferen Auffassung und zum Glauben zurückführte.

Es tritt in dieser Zeit für Goethes inneres Leben eine Verwandte der Mutter in den Vordergrund, von der wir bisher nur wenig gesprochen haben. Es ist die Nichte der Frau des Obersten und Stadtkommandanten Johann Nikolaus Textor, einer geborenen von Klettenberg, zugleich Tante der Frau Rat: die am 19. Dezember 1723 geborene Susanna Katharina von Klettenberg. Sie bildete damals den Mittelpunkt der an die Herrnhuter sich anlehnenden Frommen in Frankfurt. Die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Frauen haben von früher Kindheit an bestanden. Ihre Freundschaft beruhte auf gleicher religiöser Anschauung. Schon als junges Mädchen huldigte Susanna von Klettenberg der strengen Richtung der Herrnhuter.

Die Herrnhuter Gemeinde trat später in starken Gegensatz zu den Pietisten, aber die Entstehung dieser beiden Absonderungen von dem gewöhnlichen kirchlichen Leben geht auf dieselben Ursachen zurück.

Es waren vor allem der Dogmenzwist, die Verknöcherung der Glaubenslehre und das Vorherrschen des Aeußerlichen, was tiefer fühlende Gemüter in dem Protestantismus jener Zeit unbefriedigt ließ, ferner die Verwilderung der Sitten in der sogenannten guten Gesellschaft, wovon der Frankfurter Gelehrte Kriegk in seinem Buche über die Brüder Senckenberg fast Unglaubliches berichtet hat; endlich die Verbreitung einer frivolen Auffassung der Religion, wie sie von Frankreich ausging.

Darum wollten die Herrnhuter ein persönliches Verhältnis des Einzelnen zu Gott und Christus, abgesehen von dem Dogma, eine nähere Gemeinschaft mit Gott, eine Art Sonderbund des Einzelnen mit Christus. Auf der andern Seite predigte man die Heiligung des Lebenswandels, der ganz von Gott geleitet und gelenkt werden sollte. Das Verhältnis der Seele zu Gott sollte sich nach ihrer Auffassung gestalten „wie das einer Braut zum Bräutigam, dem man sich unbedingt hingiebt und dem man ohne Zweifel das Schicksal des Lebens anvertraut". Christus ist der unsichtbare Freund, der Beichtvater eines jeden, er ist sein Gott. Die Erkenntnis der Seelennot ist der Anfang der Erweckung. Hiermit verbindet sich naturgemäß auch die Ueberzeugung von einem persönlichen Eingreifen und Einwirken des höchsten Wesens auf unsre Thaten und Leiden und der Glaube an die Möglichkeit, durch das Los und andere Orakel diese Bestimmung vorher zu erkennen.

Wie sehr Frau Rat in jener Zeit ihrer innersten religiösen Anschauung nach zu dieser Lehre neigte, wissen wir nicht bloß aus ihrem felsenfesten Vertrauen auf Gott und seine persönliche Leitung, sondern auch aus ihrer Gewohnheit, das Orakel der Bibel oder des güldenen Schatzkästleins durch einen Nadelstich zu befragen, wie sie es bei Beginn der Schlacht bei Bergen gethan hat, ebenso bei der schweren Krankheit des Sohnes, wo der gefundene Spruch ihr Trost und seine Erfüllung Herzensfreude bereitete.

Die Lehre der Herrnhuter wurde in Frankfurt durch den Pastor Claus oder Claudi und einen Herrn von Bülow-Plüskow verbreitet. Wie hundert Jahre früher Spener in derselben Stadt eifrige Mitglieder für seine collegia pietatis gewonnen hatte, so fand auch die neue, Speners „fromme Wünsche" (pia desideria) erfüllende Richtung viele Verehrer.

Zu Anfang der sechziger Jahre, so lesen wir in den „Reliquien des

Fräuleins von Klettenberg", blühte in Frankfurt eine besondere Verbindung einiger guter Christen aus den höheren Ständen, zu der die Frau Pfarrerin Griesbach, Fräulein von Klettenberg und andere Frauen nebst dem Herrn von Bülow, Hofrat Moritz und Herrn von Moser gehörten. „Wir alle neigten uns auf die Seite der Brüdergemeinde, sangen ihre Lieder, lasen ihre Schriften und überlegten oft, wie wir uns gegen sie zu benehmen und ihretwegen zu verteidigen hätten." An den adeligen Sonntagskränzchen mit Vorträgen des Pfarrers Claudi nahm auch Frau Rat eifrigst Teil.

„Die Bekenntnisse einer schönen Seele", die Goethe in seinen Wilhelm Meister aufgenommen, und in denen er dem Fräulein von Klettenberg ein Denkmal gesetzt hat, führen uns näher in diesen frommen Kreis und seine Ideen ein. „Das Ausschweifende und Leere der großen Welt und das Trockene und Aengstliche der Stillen im Lande" führte diese unbefriedigten Seelen zusammen.

Der Oheim der Bekenntnisse ist wahrscheinlich der Freiherr von Loën; der fromme Arzt in Dichtung und Wahrheit und der Arzt im Hause des Oheims ist ein und derselbe, ein Dr. med. Metz; Philo, der Grundbesitzer, durch den die schöne Seele mit den Herrnhutern bekannt wird, stellt den Freiherrn und späteren Minister (seit 1772) in Hessen-Darmstadt Friedrich Karl von Moser vor, mit dem Susanna von Klettenberg bis zu ihrem Tode in Briefwechsel stand; der für die Herrnhuter begeisterte Kavalier, der durch Verschen, Liedchen und Bildchen Propaganda für sie macht, ist der obengenannte von Bülow. Nach einer Behauptung Schlossers, des Schwiegersohnes der Frau Rat, soll eine der ersten Szenen der Bekenntnisse, jene Szene, in der die verhängnisvolle Ohrfeige fällt, in Textors Haus wirklich geschehen, und die muntere, etwas wilde Tochter die älteste Schwester der Frau Rat gewesen sein. Mit dem Oberhofprediger der Bekenntnisse meint Goethe den schon genannten Frankfurter Pfarrer Fresenius, der, ein eifriger Gegner der Herrnhuter, „die besten und empfänglichsten seiner Zuhörer auf Seite der von ihm gehaßten Irrlehren sah".

Für den aus Leipzig wiederkehrenden Studenten waren diese Anschauungen und dieser Ideenkreis gewiß nicht neu, aber er selbst war ein anderer geworden. Von seinem Freunde Langer nach dem Zeitraum oberflächlicher Ablehnung wieder für das Evangelium gewonnen, war er infolge der Krankheit und des äußeren Mißerfolgs der Studien seelisch und körperlich überaus geeignet, den Anschauungen der beiden Frauen entgegen zu kommen. Neben

der Schwester waren sie es, die sich des vom Vater rücksichtslos behandelten Jünglings während der langwierigen Krankheit annahmen, den lebhaft Empfänglichen in einem herzlichen, echt kindlichen Verhältnis zu Gott, in dem unerschütterlichen Glauben an dessen persönliche Leitung und Einwirkung den besten Trost zu suchen lehrten. Die Erzählungen des Fräuleins von Klettenberg über die sittlichen Erfahrungen, die sie an sich gemacht hatte, ließen ihn in eine edle, tief angelegte, dem Ueberirdischen zugeneigte Natur schauen, zu der er in seiner Lage als Ideal hinaufsah, während die praktische Mutter das Geistige und Uebersinnliche in thätigen Glauben und heiter zufriedene Stimmung umsetzte. So kam es, daß Wolfgang wie seine Mutter damals mit großem Ernst und Eifer den Lehren der Herrnhuter anhing.

Dieser Eifer ließ beide auch bis zu dem Punkt folgen, wo die Grenze des Glaubens war und der Aberglaube anfing.

Die Schriften Swedenborgs, des schwedischen Bergrats, die den Zusammenhang des Geisterreichs mit der Menschenwelt in Visionen enthüllen wollten und gewissermaßen nur ein Weiterbau der Lehre der Herrnhuter von der Annäherung der Menschen an Gott und Christus waren, wurden von Fräulein von Klettenberg und Goethe damals eifrig studiert. Dazu kam, daß der Arzt Dr. Metz die Bereitung eines Universalmittels durch das Studium mystisch-alchemischer Werke in Aussicht stellte. So trieben denn der Kranke, die Mutter und Fräulein von Klettenberg in geschlossenem Zimmer heimlich mystische Studien. Als nun gar am 7. Dezember 1768 ein heftiger Kolikanfall, der fast das Leben des Patienten bedrohte, durch das endlich hervorgeholte Universalmittel des Arztes gehoben wurde, da war jeder Zweifel geschwunden, und eifrigst ging man daran, das Wundersalz selber zu bereiten. Die fromme Mutter hatte sich in ihrer Not an Gott selbst gewandt. Sie fand den Spruch: „Du sollst wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samarias, pflanzen wird man und dazu pfeifen“ (Jeremia 31, 5). Das stärkte sie wunderbar und richtete sie wieder auf. Dieser Spruch und dieser Augenblick sind ihr nie aus dem Gedächtnis geschwunden. Sie sah das Wort als eine Verheißung der Größe ihres Sohnes an; immer wieder und noch kurz vor ihrem Tode bezeugte sie dem Sohne ihre Dankbarkeit gegen Gott, daß er diese Weissagung gehalten habe. Der feste Glaube an ein persönliches Eingreifen Gottes war das Band, das Frau Rat mit den Herrnhutern vereinigte. Das schwärmerisch-mysteriöse, mehr dem Aberglauben sich nähernde Element ist ihrer gesunden, auf

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

die That und das Wirkliche gestellten Natur, wenn auch nicht ganz fremd geblieben, so doch bald von ihr überwunden worden.

Der Einfluß der beiden frommen Frauen auf Wolfgang war so nachhaltig, daß er mit der Entfernung von ihnen sich durchaus nicht verlor. Die Briefe aus Straßburg sind uns die besten Beweise dafür. Bald nach seiner Ankunft schreibt Goethe an den alten Stubennachbar aus Leipzig, Limprecht: „Wie ich war, so bin ich noch, nur daß ich mit unserm Herrn Gott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohne Jesu Christo"; und ebenso einige Tage später: „Ich bin anders, viel anders, dafür danke ich meinem Heilande."

So erklärt sich auch bei dem Studenten Goethe, der sonst gern einen Scherz mitmachte, das feste Auftreten zur Verteidigung des von den „Aufgeklärten" gehänselten frommen Jung-Stilling in Straßburg. Er fand in ihm den Glauben seiner Mutter wieder: „das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hilfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und unfehlbaren Rettung aus aller Not augenscheinlich bestätigte."

Anfang April 1770 hatte sich die Mutter von dem nun hergestellten Sohne wieder trennen müssen, der in Straßburg seine Studien beenden und promovieren sollte. Er sehnte sich mächtig hinaus aus der Enge des Vaterhauses. Zudem hatte sich mit dem Vater kein rechtes Verhältnis herstellen lassen. Die Verschiedenheit der Charaktere, der selbst während der Krankheit mit aller Härte geäußerte Wunsch des Vaters, die Vollendung der Studien zu beschleunigen, daneben die wachsende Selbständigkeit des Sohnes führte zu Auftritten, von denen uns einer in Dichtung und Wahrheit geschildert wird. Hier war nun Frau Aja wieder der gute Engel des Hauses, der das Verhältnis durch Bitten und Vertuschen, so weit es ging, ins Gleiche brachte.

Während der Sohn in Straßburg eins der bedeutendsten Jahre seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Entwickelung durchlebte und zugleich das größte Glück seines Lebens, das Sesenheimer Liebesidyll, genoß, ist uns leider von seinem Verkehr mit dem Elternhause und den Beziehungen zur Mutter nichts erhalten. Nur daß wir aus dem Schluß eines in Sesenheim an Freund Salzmann geschriebenen Briefes sehen, daß er mitten im Glück der Heimat nicht vergaß, wie er auch selbst durch einen unbedachten Scherz den besten Beweis der herzlichsten Sorge der Eltern und Schwester für sich

erhielt. Ein Brief Goethes an seine Familie aus Straßburg ist uns erhalten: das früher schon zitierte Beileidsschreiben an seine Großmutter, Anna Margarete Textor, vom Februar 1771. Am 6. Februar war der Vater der Frau Rat, der Stadtschultheiß, gestorben. Im August 1768 hatte ihn in seiner Amtsstube auf dem Römer der Schlag gerührt; infolge dessen war er eine Zeit lang am rechten Arme und auf der Zunge gelähmt, sowie seiner Geisteskräfte nicht mehr mächtig. Er erholte sich zwar wieder etwas, sah sich aber doch im Juni 1770 genötigt, sein Amt niederzulegen. Der Rat zeigte auch darin seine Dankbarkeit für den Stadtschultheiß, daß er seinen Sohn, den Advokaten Dr. Johann Jost Textor, schon im Jahre 1771 zum Senator erwählte.

Fünf Jahre waren vergangen, seit Wolfgang die Universität bezogen, ohne daß er das ersehnte Ziel erreicht hatte. Des Vaters Ungeduld, der eine epochemachende Dissertation vom Sohne erwartete, stieg aufs höchste. Die Vorprüfung hatte Wolfgang freilich schon im September 1770 bestanden, aber die Vollendung der Dissertation zog sich in die Länge, und als sie, vollendet, des Vaters Beifall gefunden hatte, trug die Fakultät Bedenken, die Arbeit, die von der Notwendigkeit für den Gesetzgeber handelte, einen gewissen für alle verbindlichen Kultus festzusetzen, als akademische Dissertation zu veröffentlichen; der Zufall wollte es, daß sie fast genau mit der einen These seines in Altorf 1715 promovierten Großvaters Johann Wolfgang Textor übereinstimmte. — Wegen dieser Bedenken promovierte Goethe mit Theses; er erlangte am 6. August 1771 den Grad eines Licentiaten der Rechte. Bald darauf reiste er nach Hause, von den Eltern und der Schwester um so freudiger erwartet, weil er nun die vom Vater gewünschte Advokatenlaufbahn beginnen konnte, die ihn zur Freude der Mutter und Schwester nach ihrer Meinung für immer an Frankfurt fesseln sollte.

Der junge Advokat.

An seinem Geburtstage 1771 bewarb sich Goethe um die Zulassung zur Advokatur in seiner Vaterstadt und schon am 3. September wurde er als Advokat und Bürger durch den ältesten Bürgermeister, Olenschlager, vereidigt. An ein Amt im höheren Staatsdienst kann damals nicht gedacht worden sein, da sein Onkel, Johann Jost Textor, zu ebenderselben Zeit in den Rat aufgenommen wurde, wodurch Wolfgang diese Laufbahn verschlossen war.

Gleich beim Eintritt in das Vaterhaus, so berichtet Goethe, zeigte sich der segensreiche, zwischen Vater und Sohn vermittelnde Einfluß der Mutter: „die wackre Frau, mit dem ersten Probestück des Ausgleichens und Vertuschens wohl zufrieden, dachte nicht, daß sie diese Kunst in der nächsten Zeit durchaus nötig haben würde.“ Für die ersten Wochen freilich war der Vater zufrieden mit der Erfüllung des langgehegten Planes und genugsam beschäftigt mit der Vorbereitung des Druckes der Dissertation, sowie mit der Sichtung und Aufbewahrung der Gedichte und Aufsätze des Sohnes, der, wie bekannt, für seine Geschöpfe kein Interesse mehr zeigte, sobald er ihnen das Leben gegeben hatte. Auch hatte der Vater jetzt eine angemessene Lebensaufgabe, die Mitarbeit an der Praxis des jungen Advokaten. Wir sind jetzt ziemlich genau über Goethes Thätigkeit als Rechtsanwalt unterrichtet. Zeigt er sich auch hier, wie natürlich überall, als der große Geist, als der feuersprühende Genius, der selbst dem trockenen Aktenstil Leben einhauchte, so war ihm doch die Thätigkeit selbst zuwider. Die Praxis bestritt er in den Nebenstunden; der fachmännisch trockenen Art des Geschäftsganges konnte er nur schwer sich unterordnen, und nicht zu seiner Freude wiesen ihm der Oheim Textor und Freund Schlosser Prozesse zu. Da tritt denn der Vater mit der ihm eigenen Genauigkeit und Pflichttreue ein für den säumigen Sohn und befriedigt die Klienten, die der Sohn halbe Jahre lang auf Antwort warten läßt. Der Herr Doktor hatte andere, größere Dinge im Kopfe; die erste Zeit lebte er noch ganz in der eben verlassenen Welt, die ihm durch Herder neu aufgegangen war. Ihm klagt er über das Nest Frankfurt, „sonst auch figürlich spelunca, ein leidig Loch genannt; Gott helf aus diesem Elend.“ Dann sucht er die alten Freunde auf, von denen er Horn, Riese, Schlosser und Krespel in Frankfurt traf. Weite Fußwanderungen — neben Reiten und Schlittschuhlaufen — unternimmt er bis nach Homburg und Darmstadt, wo neue Freunde entgegenkommen, und wird „der Wanderer und Vertraute“. Den lieben, ihm von früher schon bekannten Freundinnen der Schwester, Lisette Runkel, den Schwestern Gerock und Krespel und dazu den beiden Münchs teilt er die Volkslieder mit, die er in Straßburg kennen gelernt hatte. Vor allem aber schließt er sich an die teure Schwester Cornelia an. Ihr vertraut er seine Herzensangelegenheit, den noch an ihm zehrenden Liebeskummer um Friederike, offen an; sie läßt er teilnehmen an dem Aufschwung seines Geistes in Straßburg. Was er selbst gedichtet hat, liest er ihr vor, und auch in den Homer und selbst in die germanische und in-

diſche Mythologie führt er ſie ein. Den großen, von ihm angebeteten Freund, deſſen Lehren in Straßburg wie eine himmliſche Erſcheinung über ihn gekommen waren, hatten die Eltern und die Schweſter im April 1771 durch ſeinen Beſuch kennen gelernt. Mit welcher Begeiſterung hier Cornelia von dem Bruder zu Herder geſprochen hat, verrät uns ein Brief Goethes an dieſen bald nach der Ankunft in der Heimat. „Es iſt auch verplembert worden," heißt es in dieſem Briefe, „daß ich fürtreffliche Werke geſchrieben habe. Meine Schweſter weiß ſelbſt nicht, warum ſie ſie auf Ihr anhaltendes Geſuch nicht herausgeben wollte. Es würde Ihnen nicht unangenehm geweſen ſein, die Geſchichte meiner Seele zu leſen und den ſeltſamen Standort, von dem ich damals die Welt ſah." Nun ſchreibt Cornelia für Herder die Melodien der Volkslieder ab und lädt ihn, — wenn auch vergeblich, zu einer Shakeſpearefeier ein, die am 14. Oktober auch wirklich im Vaterhauſe vor ſich ging. Wolfgang hielt vor einem geladenen Publikum die erhaltene Rede „Zum Shakeſpearefeſte". Bei dem gemütlichen Teil des Feſtes wurde das erſte Hoch dem „Will of all Wills", das zweite Herder gebracht. Zehn Gulden hatte der ſparſame Vater für dieſes Feſt bewilligt und ſogar Muſikanten zur Belebung der Feier beſtellt.

Der Pflege der Muſik widmeten ſich alle Mitglieder des Hauſes. Der Vater ſpielte die Laute, Mutter und Tochter Klavier, Cornelia war ſogar eine Meiſterin im Klavierſpiel, Wolfgang trieb die Kunſt des Violoncellſpiels. Der Italiener Giovinazzi, der Herrn Rat bei Abfaſſung der Beſchreibung der italieniſchen Reiſe behilflich war, erhielt zugleich als muſikaliſcher Begleiter Frau Ajas einen jährlichen Gehalt.

Neue Freunde, mit denen ihn künſtleriſches Intereſſe verband, gewann der überall mit Freuden aufgenommene geiſtreiche Jüngling gar bald nach ſeiner Rückkehr nach Frankfurt; auch ſolche, die für das Haus und die Mutter von Bedeutung werden ſollten. Unter dieſen iſt an erſter Stelle zu nennen der Darmſtädter Kriegszahlmeiſter Merck, ein Mann, der, wenn auch ſelbſt ſchöpferiſch wenig thätig, doch auf die erſten Geiſter ſeiner Zeit und ſo auch auf Goethe großen Einfluß ausgeübt hat. Als Merck zu Ende des Jahres 1771 in Frankfurt war, traf ihn Goethe im Hauſe des Dechanten von St. Leonhard Dumeix. „Ich war ſehr vergnügt," meldet er ſofort Herdern, „wieder einen Menſchen zu finden, in deſſen Umgang ſich Gefühle entwickeln und Gedanken beſtimmen." Im März 1772 waren Goethe und Schloſſer auf einige Tage in Darmſtadt. Anfang April wiederholte Goethe

auf einer Fußwanderung seinen Besuch. Beide fuhren dann über Frankfurt nach Homburg, wo Merck die von einer Reise zurückkehrende Frau La Roche treffen wollte. Der erste Eindruck dieser Frau, die für sein Leben noch so bedeutend werden sollte, war bei Goethe nicht günstig: „die Unnatur ihres Wesens brachte ihn gegen sie auf.“ —

Auf der Rückreise wohnte Merck bei Goethes Eltern und schloß hier mit Frau Aja Freundschaft, die sie ihm bis zu seinem Tode bewahrt hat. „Die Schwester Goethes,“ schreibt er an seine Frau, „ist artig, und die ganze Familie sind sehr gute Leute. Ich fange an, in Goethe ernstlich verliebt zu werden. Dies ist ein Mensch, wie ich wenige für mein Herz gefunden habe.“ Nicht anders urteilte die Familie Goethe über den ihr wert gewordenen Gast. Die Klarheit und Schärfe seines Geistes, die sich besonders in der Kritik künstlerischer Leistungen unübertrefflich kundgab, die Rücksichtslosigkeit und Wahrheit seines Urteils imponierte dem jungen Feuergeist und fesselte ihn; die Offenheit und der edle Grundzug des Charakters gewann ihm die Mutter.

Beide ließen sich von der Schattenseite dieses zwiespältigen Mannes, der Lust zum Zerstören und Negieren, die manchmal wie ein Bedürfnis, „die Menschen hämisch und tückisch zu behandeln“, aussah, nicht abschrecken; ja vielleicht war der Schelm Merck für Frau Rat der anziehendere. In den Briefen an Anna Amalia berichtet sie mit Vorliebe von den Streichen des „Mephistopheles“. Vor Frau Aja hatte Merck, der sich glücklich fühlte, sich ihren Sohn nennen zu dürfen, hohen Respekt. Er wurde in ihrem Hause ein lieber Gast, an dessen Eigenart sie sich gewöhnte: „den Mephistopheles kann er nun freilich niemals ganz zu Hause lassen, das ist man nun schon so gewöhnt.“

Es gehört auch zu dem Unbegreiflichen in dem Charakter dieses Mannes, daß er, der so scharf und kritisch angelegte Kopf, der Spottvogel und ewige Verneiner, den Mittelpunkt des Kreises der Empfindsamen, der schönen Seelen in Darmstadt, einer Psyche, Lila und Urania und eines Leuchsenring bildete. Frau Rat stand diesem Kreise fern; ihr war dieser Gefühlsüberschwang, dieses Schwimmen in Gefühlsseligkeit, dieser beständige Wechsel zwischen Liebe und Eifersucht, Freundschaft und Feindschaft innerlich zuwider. Nichts war ihr mehr verhaßt, wie ihre Briefe zeigen, als erdachte Empfindsamkeit und Gefühlsüberschwenglichkeit. Für Wolfgang, der auch Cornelia mit einführte, war dieser Verkehr im Frühjahre 1772 und wieder in dem

darauffolgenden Winter mit der „Gemeinschaft der Heiligen" die hohe Schule für Werthers Leiden.

Der Vater wünschte eine weitere juristische Ausbildung des Sohnes am Reichskammergericht zu Wetzlar nach seinem eigenen Beispiel; so verließ denn der junge Rechtsanwalt seine Vaterstadt und Praxis und ließ sich am 25. Mai 1772 in Wetzlar als Praktikant immatrikulieren, weniger um in seiner Wissenschaft sich zu vervollkommnen — „unter all meinen Talenten ist meine Jurisprudenz der geringsten eins," schrieb er etwas später von sich selbst —, als um dem Gebote des Vaters zu folgen und in Wetzlar „die Natur und die Griechen" zu studieren.

In Wetzlar fand er eine Tante der Mutter, die Gattin des Prokurators beim Reichskammergericht, Dr. Lange, eine geborene Lindheimer. Dadurch hatte der sonst in Wetzlar fremde junge Mann sofort Bekanntschaft und Freundschaft. Nach einer brieflichen Aeußerung scheinen ihm freilich die Frau Großtante und ihre Töchter später nicht gerade in bester Erinnerung gestanden zu haben. Für den Dichter Goethe war der Aufenthalt in Wetzlar von sehr großer Bedeutung, für den Juristen weniger, was sich auch daraus ergiebt, daß er schon am 11. September 1772 ganz plötzlich und wider den Willen des Vaters, um der Liebe zu Charlotte Buff aus dem Wege zu gehen, Wetzlar verließ. Ueber den reichen Erlebnissen des Sommers — er nannte der Mutter gegenüber diese Zeit eine der vergnügtesten seines Lebens — war sein Verkehr mit Mutter und Schwester weniger rege. Nun traf er zu Hause eine große Veränderung, von der ihm schon kurz zuvor Georg Schlosser Mitteilung gemacht hatte, dessen Verlobung mit Cornelia.

Corneliens Verheiratung.

Georg Schlosser war, wie sein älterer Bruder Hieronymus Peter, ein Frankfurter Kind. Da er zehn Jahre älter als Wolfgang war, sind beide während Wolfgangs Knabenjahren wenig in Berührung gekommen. Wie sein Bruder war Georg Rechtsanwalt in Frankfurt geworden, nahm aber, während Goethe in Leipzig studierte, die Stelle eines Geheimsekretärs des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg an und besuchte als solcher Wolfgang in Leipzig, wovon dieser in Dichtung und Wahrheit genau berichtet. Später gab er auch diese Stellung auf und so traf ihn Goethe, als er von Straßburg zurückkehrte, in Frankfurt an, wo sich ein regerer Verkehr zwischen beiden entwickelte. Mit Cornelia wurde dieser Verkehr Schlossers noch

inniger, als Goethe nach Wetzlar ging. Schlosser war ein feingebildeter und kenntnisreicher Mann, der unter die besten Schriftsteller seiner Zeit gezählt wurde. Das mag wohl Cornelia an diesem körperlich häßlichen Manne gefallen haben, denn von wirklicher Liebe kann bei ihr nicht die Rede gewesen sein; wissen wir ja doch, daß das wunderliche Mädchen es als ihre Bestimmung erkannt hatte, einem ungeliebten Manne die Hand zu reichen.

Joh. Georg Schlosser.

Schlosser sah in ihr das bisher nur geträumte Ideal, und seine Berichte an Lavater klingen ganz überschwenglich: „Ich habe ein Mädchen gefunden, das mich liebt, und das ich liebe wie mein Leben; meine Liebe ist so rein, so von der Tugend und Vernunft gebilligt.“

Corneliens geistige Eigenschaften zogen ihn zu ihr hin; denn körperliche Reize besaß Cornelia nicht, und von der Annahme einer Geldheirat ist ganz abzusehen; das war die Heirat durchaus nicht. Die Antwort des Vaters auf die Werbung erkennen wir aus dem eben zitierten Briefe vom 13. Sep-

tember 1772 an Lavater. „Goethes Vater will mich erst wo fixiert sehen, ehe er mir die Tochter überläßt.“ Doch gab er die Zustimmung zu einer nicht öffentlichen Verlobung, die einige Tage vor Goethes Rückkehr aus Wetzlar stattfand. Bald nach seiner Ankunft berichtet Goethe an Lotte:

„Unsre beiden Verliebten sind auf dem Gipfel der Glückseligkeit. Der Vater ist unter höchst billigen Bedingungen zufrieden, und es hängt bloß von Nebenbestimmungen ab.“

Eine sehr fröhliche Weinlese folgte darauf, bei der Goethe und Schlosser mit Wachslichtern auf den Hüten wie Geister auf dem Neuen Weg, der jetzigen Friedberger Landstraße, „herumgingen“, und an die Frau Rat noch sechs Jahre später mit dem Seufzer sich erinnerte: „da waren noch viel andere und bessere Zeiten für Frau Aja.“

Dann begab sich der Bräutigam nach Karlsruhe, wo er eine Anstellung erhoffte. Die Erfüllung dieser Hoffnung ließ freilich lange auf sich warten. „Meine Schwester ist mit Schlosser vor wie nach,“ schreibt Goethe am 15. September 1773; „er sitzt noch in Karlsruhe, wo man ihn herumzieht, Gott weiß wie.“ Aber innerlich war Goethe sehr glücklich über diese Verzögerung; wurde doch dadurch die von Bruder und Schwester gefürchtete Trennung hinausgeschoben. „Wir leben,“ so berichtet die Schwester an Kestners Braut im Winter des Jahres 1772 und 1773, „hier ganz einfach und recht vergnügt; wenn wir abends zusammen am Ofen sitzen und schwatzen, oder wenn mein Bruder“ — wir müssen uns ihn damals im Hause immer im Frack, seiner gewöhnlichen Tracht, denken — „etwas vorliest, da wünsche ich oft, daß Sie bei uns sein und unser Vergnügen teilen könnten.“ Was Wolfgang ihr und den Schwestern Gerock, die Merck einmal „formées d'après l'idéal de notre Goethe“ nennt, vorlas, wird uns auch verraten: es war Shakespeare, Ossian und vor allem Homer. Ein jedes Gedicht wurde Cornelia vorgelegt; der Götz wurde ja, wie allbekannt, unter ihrem eifrigen Zuspruche und ihrer regen Teilnahme vollendet.

Der Briefwechsel zwischen den Geschwistern Goethe, Kestner und seiner Braut Charlotte Buff führt uns am besten in jene Zeit ein. Schon im September 1772 war Kestner bei Goethe zu Besuch. In seinem Tagebuch hat er darüber berichtet:

„Nach einem Spaziergang ums Thor gingen wir in Goethes Haus, die Mutter war nur im Haus und empfing uns, auch mich, auf das bei ihr alles geltende Wort des Sohnes, der Vater bald hernach, damit war es

ebenso, ich unterhielt mich mit ihm . . . . . wir fanden die Demoiselle Goethe oben am Klavier; sie spielte vortrefflich, außerordentlich fertig; nach einer Pause bat sie, die Lottchen doch hieher zu bringen, recht inständig bat sie, daß sie sie schon in der Ferne sehr lieb habe . . . . . "

Den Tag darauf waren Kestner, Schlosser, die Geschwister Goethe und Frau Merck zusammen im Theater, nachher noch bis elf Uhr Gäste der Frau Rat. Es knüpfte sich hieran eine innige Freundschaft zwischen Cornelia und Lotte, ebenso zwischen Frau Rat und dem Kestnerschen Brautpaar, von der wir noch manche Spuren in späteren Jahren finden werden. Für den Sohn waren sie in dieser Zeit die eigentlichen Vertrauten.

Gerade im Jahre 1773 wurde die Geselligkeit besonders lebhaft. Einmal in der Woche traf man sich im Winter zur Abendgesellschaft, im Sommer zu Lustpartien, und sicherlich haben die von Goethe ausführlich geschilderten, in das Jahr 1765 verlegten Wasserfahrten und Landpartien hauptsächlich im Jahre 1773 stattgefunden. Hier hat dann auch der von Goethe so ergötzlich uns vor Augen geführte Redner — es war der Freund der Frau Rat, Krespel — sein Unwesen getrieben. Zu diesen heiteren Gefährten der Geschwister gehörten Horn, Riese, wohl auch Passavant, die Schwestern Krespel und Gerock. Auch die Damen Jacobi, Betty und Lottchen, sowie das jugendliche Tantchen Johanna Fahlmer, hielten sich den Sommer in Frankfurt auf und verstanden es, „das ernste und starre, gewissermaßen liebloſe Wesen Corneliens aufzuheitern". Anfang August machten Frau La Roche und ihre reizende Tochter Maxe dem Freundeskreis „acht glückliche Tage", in denen Frau Rat und Frau La Roche sich kennen lernten.

Innige Freundschaft verband damals den leicht begeisterten Dichter mit der um vier Jahre jüngeren Susanna Magdalena Münch. Dies Mädchen, schreibt Goethe einmal an Kestner, würde er gern heiraten, schon deswegen, weil sie mit Lotte an einem Tage geboren war, oder weil sie nach Corneliens Urteil aussah, wie Lottens Schwester Lenchen. „Hätten wir einander so lieb, wie ihr zwei", heißt es in diesem Briefe, — „ich heiße sie indessen mein liebes Weibchen, denn neulich, als sie in Gesellschaft um uns Junggesellen würfelten, fiel ich ihr zu."

Bald darauf wurde Schlosser Hof- und Regierungsrat; und so konnte denn am 1. November 1773 die Hochzeit stattfinden, zu der Lavater aus Freundschaft für Schlosser ein Gedicht schickte. Vierzehn Tage später zog das junge Paar nach Karlsruhe, von wo Schlosser Anfang Juni 1774 nach

Emmendingen versetzt wurde. Es erscheint sonderbar, daß der Dichter nicht die so sehr geliebte Schwester an ihrem Ehrentage besungen hat. Aber vielleicht ahnte er schon, daß bei der Verschiedenheit der Charaktere aus dieser Verbindung kein Glück erblühen könnte; auch war der Schmerz über den Verlust der Schwester sehr groß und tief. Zwar scherzte er bald nach der Abfahrt der Schwester, „er sei nun Hahn im Korbe"; doch war das nur Galgenhumor. Die Briefstellen: „Ich verliere viel an ihr, sie versteht und trägt meine Grillen" — „Ich sehe einer fatalen Einsamkeit entgegen, Sie wissen, was ich an meiner Schwester hatte. Doch was thut's? ein rechter Kerl muß sich an alles gewöhnen — Um unseren kleinen Zirkel sieht's etwas scheu aus, meine Schwester macht einen großen Riß," und die ausführliche Schilderung ihrer Teilnahme mit „Geist und Gemüt" an den Schöpfungen des Dichters, besonders am Götz, zeigen uns, wie nahe dem Menschen und Dichter Goethe die Schwester stand. Daß ihr die Trennung nicht weniger schwer wurde, ist bei Corneliens Liebe und Begeisterung für den Bruder selbstverständlich und wird auch durch die Briefe an die junge Frau Herders bezeugt. Sonderbarer Weise erwähnt sie in diesen Briefen wie im Tagebuche niemals die Eltern. So scheint auch in den reiferen Mädchenjahren der Gegensatz in den Charakteren von Mutter und Tochter sich nicht gemildert zu haben, wenn auch Cornelia, wie bei der Liebe und Güte der Frau Rat natürlich, in der Einsamkeit von Emmendingen außer Freundinnen vor allem eine zweite Mutter zu finden wünschte.

In den ersten Monaten kamen die besten Nachrichten von dem jungen Ehepaare; Schlosser sendet begeisterte Briefe an Lavater, und Cornelia wendet in einem Brief an Karoline die Worte aus dem Götz auf sich an: „Wen Gott lieb hat, dem geb er so einen Mann." Der Bruder meldet über sie am Weihnachtsabend: „Es geht ihr wohl, und Schlosser ist der beste Ehemann, wie er der zärtlichste und unverrückteste Liebhaber war", und nur die kurz vorhergehenden Worte: „Meine Schwester ist brav! Sie lernt leben! und nur bei verwickelten, mißlichen Fällen erkennt der Mensch, was in ihm stickt!" lassen uns den Beginn einer Leidenszeit ahnen, die erst mit dem Tode Corneliens ihr Ende erreichen sollte.

Aber zwischen Mutter und Sohn blieb das Verhältnis das denkbar beste und herzlichste. Die treue Mutter hat zuerst die Größe des Dichters geahnt, mit Begeisterung an ihm gehangen und zu ihm hinaufgesehen.

Wie die Schwester, so wurde auch die Mutter in die Pläne des Dichters

eingeweiht. Sie war die erste, die vom Götz von Berlichingen etwas erfuhr. „Eines Abends," so erzählte im Jahre 1802 Frau Rat dem Engländer Crabb Robinson, „kam mein Sohn in aufgeregter Stimmung nach Hause und erzählte mir: ‚Mutter, ich habe ein prächtiges Buch in der Bibliothek gefunden, aus dem ich ein Stück machen will. Was für Augen werden die Philister machen über den Ritter mit der eisernen Hand! Das ist etwas Herrliches — die Eisenhand'." Dieses Buch kann nichts anderes sein als die Lebensbeschreibung Götzens von Berlichingen.

Da nun Goethe bestimmt versichert, daß er den Plan zum Götz schon in Straßburg mit sich herumgetragen habe, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben, so folgt daraus, daß die eben geschilderte Szene in die Zeit vor Straßburg, also den Winter 1769 auf 1770, zu verlegen ist. Dem widersprechen nicht die Worte der Mutter in dem Briefe vom 4. Februar 1781 an den Schauspieler Großmann, wo sie den Sohn gegen die Angriffe Friedrichs des Großen verteidigt: „Meinem Sohne ist es nicht im Traume eingefallen, seinen Götz für die Bühne zu schreiben. — Er fand etliche Spuren dieses vortrefflichen Mannes in einem juristischen Buche — ließ sich Götzens Lebensbeschreibung von Nürnberg kommen, glaubte, daß es anschaulich wäre in der Gestalt, wie's vor Augen liegt, webte einige Episoden hinein und ließ es ausgehen in alle Welt." Das „juristische Buch" war: „Pistorius, von dem Ursprung der Fehden", das der Lebensbeschreibung beigegeben war.

All ihre Hoffnung ging auf das herrlichste in Erfüllung, als im Juni 1773 im Selbstverlage von Goethe und Merck, zuerst ohne Angabe des Verfassers, Götz von Berlichingen erschien. Sobald der Verfasser bekannt geworden war, wurde Goethe mit einem Schlage der erste Dichter und berühmteste Mann Deutschlands. Um so größer mußte die Freude der Mutter sein, als sie in der Gestalt der herrlichen Elisabeth, der Frau mit dem freien, edlen Herzen, dem Urbilde geistiger und körperlicher Gesundheit, sich selbst erkannte. Es war der schönste Dank, den der treue Sohn für so viel aufopfernde Liebe der Mutter entgegenbrachte. Und schon das nächste Jahr sollte diesen Erfolg noch überbieten. Durch seinen Werther wurde der erste Dichter Deutschlands eine europäische Berühmtheit.

Mit dem wachsenden Ruhme stieg die Zahl der Freunde, und es begann die Zeit, da das Goethische Haus nicht leer wurde von Besuchen bedeutender Männer, die den neuaufgegangenen Stern kennen lernen und ihm ihre Huldigung darbringen wollten.

Lavater und Klopstock.

Welch eine Freude für die Mutter, den Sohn so geehrt zu sehen und mit bedeutenden Männern selbst verkehren und Verbindung anknüpfen zu können! Von dem in frühere Zeit fallenden Besuche Herders haben wir schon berichtet. Zu intimerer Bekanntschaft führte das Eintreffen des dänischen Gesandtschafts-sekretärs Schönborn in Frankfurt 1773 auf seiner Reise nach Algier, seinem Bestimmungsort. Es knüpfte sich daran ein schriftlicher Verkehr: ein Bericht von Wolfgang über die neueste Litteratur und ein gemeinsamer Brief von Goethes Eltern vom 24. Juli 1776, in dem der Vater mit Stolz von Wolfgang, dem „singularen Menschen", seinen Schriften und seiner Berufung nach Weimar spricht, und die Mutter mit Hinweis auf die vor drei Jahren so schön verlebten Stunden, „da wir so vergnügt bei einander waren und Weintrauben aßen," ihn zu sich einladet mit einem verbindlichen Citat aus Götz von Berlichingen: „Es war für mich jederzeit eine Wollust, große Menschen um und bei mir zu haben, aber in meiner jetzigen Lage ist's Himmels Freude . . . . Vor langer Weile dürfen wir uns nicht fürchten, ich besitze einen Schatz von Märchen, Geschichten u. s. w., daß ich mich anheischig mache, acht Tage lang in einem fort zu plaudern."

Wie gewaltig der Götz selbst auf die ersten Männer Deutschlands wirkte, verraten unter anderem Briefe Lavaters an Herder über Goethe (vom Herbst 1773): „Goethe nennt mich Bruder — und wie soll ich ihn nennen, den Einzigen?" . . . . „Es scheint, daß wir näher zusammenkommen werden. Ich freue mich mit Zittern; unter allen Schriftstellern kenne ich kein größeres Genie." Die Goethische Schrift: „Brief des Pastors u. s. w.", hatte Lavater in dem Verfasser einen Gesinnungsgenossen finden lassen. Als ihm nun gar Herder verriet, daß Goethe ein großer Zeichner sei, ruhte er nicht, bis er seine Mitarbeiterschaft an der Physiognomik zugesagt hatte. Goethe selbst war noch so enge mit Fräulein von Klettenberg verbunden und lebte noch so sehr in den von ihr gewonnenen Anschauungen, daß ihm das Wirken des frommen Gottesmannes durchaus sympathisch sein mußte. Am 20. Mai 1774 schrieb er mit Fräulein von Klettenberg zusammen an Lavater einen Brief, in dem beide ihrer großen Verehrung Ausdruck gaben.

Am 23. Juni 1774 erschien Lavater mit seinem physiognomischen Zeichner Schmoll in Goethes elterlichem Hause, von der ganzen Familie ehrfurchtsvoll willkommen geheißen. „Biſt's?" — „bin ich's!" — unaussprechlich süßer,

unbeschreiblicher Antritt des Schauens!“ so beschreibt er selbst dieses erste Begegnen. In Frankfurt erregte die Ankunft des berühmten Propheten ungemeines Aufsehen. Alles drängte sich, ihn zu sehen, besonders die Frauen, was Merken zu satirischem Spott Veranlassung gab.

Frau Aja aber war es ernst mit ihrer Verehrung. Von ihrer Freundin Klettenberg, die Lavater als den „Sabbat seiner Reise“ bezeichnete, für sein

J. K. Lavater.

Wirken günstig gestimmt, erlag auch sie dem Zauber seiner Persönlichkeit, der Sanftmut und Anmut seines Wesens. Mit seiner herrlichen Rednergabe gewann er sie durch eine Predigt über das Buch Jonas für immer zur dankbaren Freundin. Goethe hat später mit Recht von seinem Freunde anders gedacht. „Er belog sich und andere,“ lautete da sein kräftiges Urteil. Frau Rat aber hat den in Frankfurt gewonnenen Eindruck ihr Leben lang festgehalten. In einem Briefe vom Jahre 1777 nennt sie seinen Aufenthalt „die seligen

Augenblicke, da wir zusammen an einem Tische aßen, da Ihr unter meinem Dach waret, da Ihr abends um neun Uhr in meine Stube kamt, da ich Euch kaum sah und doch gleich wußte, auf welche Staffel von der großen Leiter, worauf meine Söhne stehen, ich Euch stellen sollte." Auch eine verständige, auf das Wirkliche gestellte Natur wie Frau Rat konnte sich der in der Zeit liegenden Freundschaftsschwärmerei und etwas mystischen Frömmigkeit nicht immer entziehen, nur daß sie das Unwahre, Krankhafte der Richtung von sich fern hielt. Selbst der Vater schreibt in verehrungsvollem Ton an Lavater nach dessen Aufenthalt in Frankfurt. Frau Rat aber fließt über von Beteuerungen der Verehrung und Liebe, sie nennt ihn stets ihren lieben Sohn; er und seine Getreuen in Zürich, Pfenninger, Frau Schultheß und Moraldt, sind ihr „die unsichtbare Kirche in Zürich".

Auch an Lavaters großem Werke, der Physiognomik, über das der Sohn später anders urteilte, als damals, da er selbst thätiger Mitarbeiter war und es als einen trefflichen Text zu allem, was sich über das Geistesleben des achtzehnten Jahrhunderts sagen ließe, bezeichnete, hat sie immer lebhaften Anteil genommen. Gleich am Tage nach der Ankunft des Gastes nahm sie seine für das Werk bestimmten neuen Zeichnungen in Augenschein und ließ sie sich erklären. Als nun gar der Zeichner Schmoll sie, den Herrn Rat und den Doktor für das Werk zeichnete, war die Freude groß. Leider gelang dem Künstler seine Arbeit nicht besonders. Goethe bemerkt darüber in einem Briefe an Lavater vom August 1775:

„Kassier doch, ich bitte dich, die Familientafel von uns, sie ist doch scheußlich. Du prostituierst dich und uns. Meinen Vater laß ausschneiden und brauch ihn als Vignette, der ist gut. Ich bitte dich recht inständig drum. Mit meinem Kopf mach' auch, was du wilt, nur meine Mutter soll nicht so dastehn!"

Aber Frau Rat scheint mit dem Bild durchaus nicht so unzufrieden gewesen zu sein; sie war ärgerlich darüber, daß nur das Bild des Vaters im dritten Bande der Physiognomik erschien. Noch im Jahre 1781 macht sie Lavater Vorwürfe, „daß er ihr Gesicht nicht für würdig gehalten habe, etwas in den vier großen Bänden darüber zu sagen". Die Physiognomik bleibt viele Jahre lang der beständige Stoff in ihrem Briefwechsel.

Von dem Eindruck Lavaters auf die fromme Frau zeugt gleich der erste Brief, den sie an ihn — er war am 28. Juni 1774 in Begleitung Goethes abgereist und einige Wochen mit ihm zusammen gewesen — am 2. August schrieb:

„Tausend Dank, nochmals lieber, bester Sohn“ — so nannte ihn die nur zehn Jahre ältere Frau — „für Euern Aufenthalt bei uns. Abschied konnte ich nicht nehmen, mein Herz war zu voll. Niemals, niemals verliere ich Euer Bild aus meiner Seele. . . . O vergeßt das nicht, bester Lavater; ich muß aufhören und muß weinen . . . mein Haus ist mir so einsam, wie ausgestorben.“ . . .

Lavater selbst hat seiner Freundschaft und Verehrung für Frau Rat oft Ausdruck gegeben und ihrem oben erwähnten Bilde folgende Charakteristik gewidmet: „Gutes, mütterliches, regierungsfähiges, originelles Weib — die in sehr vielem sein kann, was sie will. — Der untere Teil hat viel Einfalt, Künstlersinn, Adel. — Die Stirn ist sanguinisch, das Auge sanguinisch-cholerisch, die Nase und der Mund sanguinisch-phlegmatisch.“ Je mehr ihr Lavaters Wesen zusagte, um so weniger wird der bald darauf in Frankfurt und wohl auch in Goethes Haus eintreffende Schulreformator Basedow Frau Rat gefallen haben. Die Reise Wolfgangs mit den beiden Propheten am Rhein gehört in der launigen Schilderung Goethes zu den besten und bekanntesten Partien aus Dichtung und Wahrheit. Ueber das Verhältnis der Frau Rat zu Basedow wissen wir zwar nichts; aber sein Charakter und sein Aeußeres waren nur dazu angethan, ihr völlig zu mißfallen.

Sogar den ersten Dichter Deutschlands, den damals fünzigjährigen Klopstock, sollte noch derselbe Herbst in Frau Ajas Haus bringen. Mutter und Kindern war Klopstock eine geheiligte Person geworden. Die Verherrlichung Klopstocks im Werther war der Mutter gewiß aus der Seele geschrieben.

Wie groß mußte da die Freude sein über die Ehre, die der große Dichter dem Goethischen Hause erzeigte! Da ließ selbst Vater Goethe von der oft geäußerten Verachtung gegen die reimlosen Dichter nichts merken. Man bemühte sich, dem würdigen Gaste soviel Hochachtung als möglich zu erweisen. Obgleich Klopstock durch wunderliche Schweigsamkeit und diplomatische Zurückhaltung viele Hoffnungen des Wirtes betrog, so hat doch die Auffassung Goethes von der Größe des Mannes hierdurch nicht gelitten. Das schöne Wort: „Klopstock ist ein edler, großer Mann, über dem der Friede Gottes ruht“, stammt aus dieser Zeit. Die Empfindungen der Mutter werden auch hier nicht fern von denen des Sohnes

geweſen ſein. Wolfgang begleitete den Gaſt, der einer Einladung des Markgrafen von Baden nach Karlsruhe folgte, zu Merck und wohl auch nach Mannheim.

Klopſtock.

Faſt in dieſelbe Zeit fällt noch der Beſuch des Herausgebers des Göttinger Muſenalmanachs, Heinrich Chriſtian Boie, den Goethe durch Vorleſung einiger Scenen ſeines Fauſt entzückte, ferner Karls von Salis-Marſchlins, des Pädagogen und Begründers des Philanthropins in Haldenſtein und endlich im Dezember des Majors von Knebel, der als Vermittler der Bekanntſchaft

Goethes mit dem jungen Herzog von Weimar für Frau Aja und noch vielmehr für Wolfgang von so entscheidender Bedeutung werden sollte. Wie vertraut die Mutter und Knebel in diesen Tagen miteinander wurden, erkennen wir aus einem Brief an den Arzt Zimmermann, in dem sie ihn unter ihre „lieben Söhne“ rechnet.

Gerade an demselben Tage, als Goethe mit dem eben gewonnenen Freunde Knebel nach Mainz reiste, um dort die weimarischen Prinzen wieder aufzusuchen, traf die Familie Goethe und ihn selbst am meisten ein harter Schlag. Fräulein Klettenberg, schon lange leidend, beschloß am 13. Dezember ihr gottgefälliges Leben; Frau Rat konnte der lieben Freundin die Augen zudrücken, der Sohn kam erst nach dem Begräbnis (16. Dezember) zurück. Was die Freundin ihm und Frau Aja, auch abgesehen von ihrem Einfluß auf die religiösen Anschauungen beider, gewesen war, hat er in schönen Worten selbst geschildert:

„An ihr und meiner Mutter hatte ich zwei vortreffliche Begleiterinnen: ich nannte sie nur immer Rat und That; denn wenn jene einen heiteren, ja seligen Blick über die irdischen Dinge warf, so entwirrte sich vor ihr gar leicht, was uns andere Erdenkinder verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil sie ins Labyrinth von oben herabsah und nicht selbst darin befangen war; hatte man sich aber entschieden, so konnte man sich auf die Bereitwilligkeit und auf die Thatkraft meiner Mutter verlassen. Wie jener das Schauen, so kam dieser der Glaube zu Hilfe, und weil sie in allen Fällen ihre Heiterkeit behielt, fehlte es ihr auch niemals an Hilfsmitteln, das Vorgesetzte oder Gewünschte zu bewerkstelligen.“

Ihre schöne, mit dem Alter immer mehr hervortretende tolerante Gesinnung (sie nennt sich kurz vor dem Tode einen christlichen Freigeist), in der sie nur auf das Herz, nicht auf das Glaubensbekenntnis sah, und darum von Goethe, wie weltlich er sich auch zeigte, sagen konnte: „Christus wandelt mit ihm, noch werden seine Augen gehalten, daß sie ihn nicht erkennen“, sicherte ihr die Anhänglichkeit des Jünglings. Ihre sanfte, milde Freundlichkeit, ihr heiliger Lebenswandel, ihre schöne und edle Ruhe gab ihr eine ehrwürdige Stellung im Hause, so daß Wolfgang, wenn selbst die Bitten der Frau Aja beim Vater nichts ausrichteten, sich mit Erfolg an ihre Vermittlung wandte.

Die mystische, oft schon mehr dem Aberglauben sich nähernde, vielleicht weniger fromme als frömmelnde Schwärmerei dieser religiösen Richtung ist

freilich dem Fräulein von Klettenberg und darum auch durch ihren Einfluß ihrer Freundin Elisabeth Textor nicht fremd geblieben. Die Einträge der Schwestern von Klettenberg in das Stammbuch der Braut, wo von dem „inneren Greuel ihrer Sünde", „von dem Durst nach Christo", „von dem Entschluß, die Sünde anzuspeien" und „dem erwürgten Lamm ewig dankbar zu sein", gesprochen wird, lassen auf die Gesinnung der Schreiberin wie der Besitzerin des Stammbuchs denselben Schluß ziehen. Aber der gesunde Sinn der Frau Rat ließ mit der wachsenden geistigen Entwicklung das Ungesunde jener Richtung hinter sich und behielt nur das Wahre und Große, das kindliche, unerschütterliche Gottvertrauen. Das Fräulein von Klettenberg lebte „in seligem Schauen" schon im himmlischen Jenseits, sah in Christo „den Geliebten, den himmlischen Bräutigam". Der Frau Rat Freuden und Leiden hafteten an dieser Erde; sie sah in Gott den treu sorgenden Vater, dessen Strenge oder Milde sie ehrfurchtsvoll über sich ergehen ließ in der bestimmten Zuversicht, daß alles, was er thue, zu ihrem Besten gereiche. Nicht ohne Grund spricht Goethe von dem „alttestamentlichen Gott seiner Mutter".

Goethe hat der mütterlichen Freundin ein herrliches Denkmal in den Bekenntnissen einer schönen Seele gesetzt. Als die Mutter diese Bekenntnisse in Meisters Lehrjahren las, schrieb sie zu der Rezension aus den Theologischen Annalen die Worte:

„Hier steht meine Rezension.

Psalm 1 — Vers 3 — auch seine Blätter verwelken nicht.

Das ist der lieben Klettenbergern wohl nicht im Traume eingefallen — daß nach so langer Zeit ihr Andenken noch grünen — blühen und Segen den nachkommenden Geschlechtern bringen würde. Du mein lieber Sohn! warst von der Vorsehung bestimmt — zur Erhaltung und Verbreitung dieser unverwelklichen Blätter — Gottes Seegen und Tausend Dank davor! und da aus dieser Geschichte deutlich erhellt — daß kein gutes Samenkorn verloren geht — sondern seine Frucht bringt zu seiner Zeit; so laßt uns gutes thun — und nicht müde werden — denn die Ernte wird mit vollen Scheuern belohnen."

Vater und Sohn.

Nach allem, was uns Goethe über seine Familie berichtet hat, war der Tod des Fräuleins von Klettenberg für die Mutter und ihn ein schwerer Verlust; sie hatte es bei der ihr eigenen Milde und Würde verstanden,

die Gegensätze auszugleichen, und der Mutter geholfen, zwischen Vater und Sohn die wahre Frau Aja zu spielen. Denn der Gegensatz zwischen beiden wuchs wie natürlich von Jahr zu Jahr. Goethe läßt ihn freilich mehr zwischen den Zeilen lesen und nur den aufmerksamen Leser deutlich erkennen; aber manche Aeußerung des Sohnes an die Freunde zeigt die tiefe Verstimmung zwischen den beiden, sich wenig verstehenden Charakteren, die nicht zu groß werden zu lassen der Mutter tägliche Sorge ist. So schreibt Wolfgang aus Friedberg (10. November 1772) an Kestner:

„Der Brief meines Vaters ist da; lieber Gott, wenn ich einmal alt werde, soll ich dann auch so werden? Soll meine Seele nicht mehr hängen an dem, was liebenswert und gut ist? Sonderbar, daß man da glauben sollte, je älter der Mensch wird, desto freier er werden sollte von dem, was irdisch und klein ist. Er wird immer irdischer und kleiner; . . . . . es ist nichts anderes, als mich mit Ihnen zu beschäftigen und zu vergessen, wer, wo und was ich bin."

Zuerst war der Vater mit dem natürlich auch in der juristischen Thätigkeit seine geistige Begabung nicht verleugnenden Sohne wohl zufrieden. Auch seine eigene Thätigkeit als „geheimer Referendar" war dem thätigen Manne ganz recht. Nicht minder war er für schriftstellerischen Ruhm wohl empfänglich. Vom Ruhme des Sohnes fiel ja auch etwas auf den Vater. Nur durfte das, was er für die Hauptsache hielt, nicht vernachlässigt werden. Er hatte längst für Wolfgang einen festen Lebensplan vorgezeichnet: nach Wetzlar, Regensburg, dem Sitze des Reichstags, nach Wien und Italien sollte er gehen; dann, da er durch den Oheim vorläufig vom Rate ausgeschlossen war, die ehrenwerte Stelle eines Agenten oder Residenten eines Fürsten übernehmen, und eine Frankfurterin heiraten, wobei der Vater auch schon ein bestimmtes, alle möglichen Vorzüge vereinigendes Mädchen im Sinne hatte. Und dieser Plan des Vaters wurde nun, wenn auch nicht ganz vereitelt, so doch verschoben. Schon daß der Sohn nach wenigen Monaten Wetzlar wieder verlassen hatte, war ihm nicht lieb. Nun gar diese unaufhörlichen Besuche, die vielen Reisen, die Störungen in der juristischen Praxis, die immer deutlicher werdende Unlust des Sohnes an seiner Thätigkeit, und zuletzt auch die Verbindung mit den Weimarer Herzögen, aus der der freie Frankfurter nur Böses sich versprach, vor allem wohl, weil sie den Plan des hartnäckigen Mannes ganz zu vereiteln schien.

Aber auch der Sohn hatte berechtigte Klagen. Abgesehen davon, daß er vom Vater nicht verstanden wurde, hatte er schon so Großes geleistet,

dem Namen Goethe schon so viel Ehre bereitet, daß er verlangen konnte, mit anderem Maßstabe gemessen zu werden. Er, der seine gewaltigen Kräfte fühlte, mußte auf einem Gebiet arbeiten, wo „Praxis mit seinen Kenntnissen Hand in Hand ging". Besonders aber hatte er über den Geiz des Vaters zu klagen. Seine Freunde mußte der einzige Sohn des wohlhabenden Herrn Rat anborgen, ja sogar die „Mama" La Roche; nicht einmal das Geld für den Druck des Götz, den Goethe in Selbstverlag mit Merck herausgab, wollte der Vater bezahlen. „Zu einer Zeit, da sich so ein großes Publikum mit Berlichingen beschäftigte, sah ich mich genötigt, Geld zu borgen, um das Papier zu bezahlen, worauf ich ihn hatte drucken lassen." Solche Seufzer finden sich in seinen Briefen. Da hatte nun Frau Aja ein weites Feld für ihre Thätigkeit, den Vater zu begütigen und den Sohn zu beschwichtigen. Bei den vielen Besuchen, die ihr natürlich die größte Last auferlegten, wußte sie sich so wenig als möglich von der Mühe und der Beschwerde merken zu lassen, „ohne sich für die litterarische Einquartierung anders als durch die Ehre, die man ihrem Sohn anthat, ihn zu beschmausen, entschädigt zu sehen".

Als aber auch ihr „das unbestimmte Rumoren" zu viel wurde, schlug sie ein Mittel vor, das, wie sie wußte, Vater und Sohn gleich angenehm sein würde: eine Reise des Sohnes nach Italien. Vorher hoffte sie, wie Goethe ausführlich und launig erzählt, um sich seiner Rückkehr zu versichern, eine alte, vielleicht schon mit Fräulein Klettenberg geplante Absicht auszuführen, die Verlobung des Sohnes mit einem Frankfurter Mädchen, dem der Sohn selbst später die Bezeichnungen gab: „die Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose," und das „der passende Schlußstein zu einem schon aufgemauerten, zugerundeten Gewölbe" werden sollte. Auch der Vater war mit dieser Wahl zufrieden. Darum war sie freudig überrascht, als der von Frauengunst getragene Sohn sich gerade diesem Mädchen zuneigte. Es war Anna Sibylla Münch, damals (Frühjahr 1774) noch nicht sechzehn Jahre alt, die Schwester der Susanne Magdalene, in die sich Wolfgang ein halb Jahr früher fast verliebt hatte. Auch im Frühjahr 1774 hatten, wie im Vorjahre, die Freunde jeden Freitag Lustpartien unter Führung jenes komischen Redners Krespel unternommen. Auf seinen Rat bildete man nun diesmal nicht Brautleute, sondern Ehegatten durchs Los. Wunderbarer Weise erhielt Goethe dreimal hintereinander Anna Sibylla zur Frau. Daß dieser Zufall Goethe nicht unangenehm berührte, erkennen wir aus seiner Bereitwilligkeit, der Freundin zu Liebe in acht Tagen ein Drama, den

Clavigo, zu dichten; ebenso hätten die beiderseitigen Eltern eine Verbindung gern gesehen. Auch hatte Frau Rat keine schlechte Wahl getroffen, wie des Sohnes lobpreisende Schilderung bezeugt. Aber die Abneigung Goethes vor der Ehe und der Mangel einer wirklichen Leidenschaft löste bald das Verhältnis zum Leidwesen der Mutter. Briefe, im Oktober 1774 an Frau La Roche geschrieben, deuten auf einen erregten Zustand des Herzens und die Notwendigkeit eines schweren Entschlusses: „ob eine Kraft in mir läge," heißt es hier, „all das zu tragen, was das eherne Schicksal künftig noch mir und den Meinigen zugedacht hat."

Von einer geheimnisvollen, ihm selbst nicht bewußten Liebe erzählen Goethes Worte im zwölften Buche seiner Biographie:

„Eine zarte, liebenswürdige Frau hegte im stillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte und mich ebendeswegen in ihrer wohlthätigen Gesellschaft desto heiterer und anmutiger zeigte. Erst mehrere Jahre nachher, ja erst nach ihrem Tode erfuhr ich das geheime himmlische Lieben auf eine Weise, die mich erschüttern mußte."

Die Familien La Roche und Jacobi.

Eine andere von ihm selbst ausgehende Neigung, die Goethe mit der Kraft seines Pflichtgefühls, weil sie einer verheirateten Frau gewidmet war, unterdrückte, ist für sein Leben und Dichten von größerer Bedeutung geworden. Es war seine Verehrung der Gattin Brentanos, der Tochter der Frau La Roche. Diese Beziehungen müssen um so mehr hier erörtert werden, als die Freundschaft Goethes mit Frau La Roche den innigen Verkehr mehrerer Generationen ihrer Familie mit Goethes Mutter zur Folge gehabt hat. Nicht nur, daß Frau La Roche selbst mit ihr bekannt wurde, ihre Töchter, besonders die Maxe, wurden sehr vertraut mit Goethes Mutter und fanden bei ihr, was sie bei der Mutter vermißten.

Nach seiner Flucht aus Wetzlar (am 11. September 1772) traf Goethe mit Merck in Ehrenbreitenstein, dem Wohnsitz der Familie La Roche, deren Oberhaupt kurtrierscher Geheimrat war, zusammen. Frau von La Roche, schon früh berühmt als Jugendgeliebte Wielands und als Verfasserin des Romans: „Geschichte des Fräuleins von Sternheim", trat bald in schriftlichen Verkehr mit dem jungen, berühmten Autor. Das Verhältnis wurde schnell inniger, wie sich das in der Anrede „liebe Mama" zeigte; den Schriftsteller zog die Mutter an, den für weibliche Schönheit und Anmut so empfänglichen

Jüngling die ſchöne Tochter Maximiliane, damals (1773) ſiebzehnjährig. Im Auguſt dieſes Jahres war Frau La Roche mit der Tochter in Frankfurt zu

Sophie von La Roche.
(Nach einem Stiche der Zarnckeſchen Sammlung.)

Beſuch, wo ſie Frau Rat kennen lernte. Hier wurden die Fäden zu der Verheiratung der ſchönen Maxe mit dem reichen Witwer Brentano geſponnen.

Goethe deutet in Dichtung und Wahrheit an, daß ihn mit der Mutter nur ein litterarisches und sentimentales Streben verbunden habe. So ist es verständlich, daß ihr Briefwechsel mit des Dichters Abreise nach Weimar aufhörte. Eine innige Gemeinschaft mit der „Mama" La Roche, der Führerin der Sentimentalen, konnte nur bestehen, solange Goethe selbst in der krankhaften Stimmung seiner Zeit befangen war. Um so weniger können wir uns ein wirklich herzliches Verhältnis zwischen Frau Rat und Frau La Roche denken. Der Gegensatz zwischen beiden Frauen tritt uns zwar erst in den Briefen einer viel späteren Zeit entgegen; er war aber schon vorhanden, als sie sich kennen lernten, weil er in den Charakteren begründet war. Sophie Gutermann, in demselben Jahre wie Goethes Mutter (1731) in Kaufbeuren geboren, hatte eine ernste und vielbewegte Jugend durchlebt. Vor dem tyrannischen Vater fand sie in dem Haus des Pastors Wieland in Biberach eine Zufluchtsstätte; der Dichter Wieland wurde ihr schwärmerischer Bräutigam. Dann auch diesem Hause und durch unglückliche Mißverständnisse dem Bräutigam entfremdet, von der Heimat losgetrennt, heiratete sie aus Verzweiflung einen ungeliebten Mann, den kurmainzischen Hofrat von La Roche, illegitimen Sohn des Ministers Stadion. Mit diesem kam sie nach Warthausen und 1771 nach Ehrenbreitenstein. Sophiens schriftstellerische Thätigkeit, ihr ausgebreiteter Briefwechsel und ihre bewundernswerte Gabe der Unterhaltung, ihr Witz, „die Eleganz der Gestalt und des Betragens", das gleichmäßig Liebenswürdige in der Behandlung jedes Einzelnen, die wahrhaft vornehme Art, die gleichweit von Stolz und Selbstverkleinerung entfernt war, machte Ehrenbreitenstein zum Mittelpunkt der litterarischen Zusammenkünfte und zum gern besuchten Stelldichein jener gefühlsüberschwenglichen Seelen, wo man am Vorlesen sentimentaler Briefe sich ergötzte. Durch ihren Roman: „Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim", den Wieland 1771 in zwei Teilen herausgab, eroberte sie sich fast alle Herzen ihrer Zeitgenossen und entlockte ihnen unendlich viel Thränen der Freude, der Trauer, der Bewunderung und des Entzückens. Goethe, der ihren Roman mit den Worten rezensierte: „es ist kein Buch, es ist eine Menschenseele", Herder und seine Braut, alle sind gleich begeistert und Wilhelm Heinse nannte sie „das göttliche Weib, in welchem Aspasia und Laura auf eine wunderbare Weise vereinigt seien". Aber diesen vielen Lichtseiten stand entgegen ein Grundzug ihres Wesens, der sie von Frau Ajas einfach wahrem Gefühl durch eine tiefe Kluft trennte: das

Affektierte, wenn nicht Unwahre ihrer Empfindung. Auf uns wirkt die Rührseligkeit bei ihrer Begegnung mit Wieland (1771) während des litterarischen Kongresses abstoßend, weil sie gemacht ist; sie ist nur erklärlich aus der Zeit und dem Benehmen der Umstehenden. „Sie ging ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, er aber ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Antlitz darin zu verbergen .... Von ihrer rührenden Stimme geweiht, richtete er sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten." Das Treiben dieser Leute war für Frau Rat wenig verständlich. Diese überschwengliche Zärtlichkeit, diese unnatürliche, immer auf die Höhe der Empfindung sich versteigende Stimmung hat sie später in den Briefen an den Sohn mit scharfen Worten gegeißelt. Am meisten empörte sie die unmütterliche Handlungsweise der Frau La Roche gegen ihre Töchter, die sie um jeden Preis reich verheiraten wollte und dadurch unglücklich machte. Das einfache Wort aus einem Brief der Frau Rat an Anna Amalie, sie verstünde es nicht, wie man Sternheim- und Frauenzimmerbriefe schreiben und doch die Töchter unglücklich machen könne, enthält eine scharfe, aber gewiß unwiderlegbare Anklage. Beiden Töchtern hat Frau Rat in ihren Herzensdrangsalen beigestanden.

Schon die Verbindung, in der in Dichtung und Wahrheit die Entstehung des Werther und die Schilderung von Goethes Verkehr mit Maxe äußerlich stehen, läßt uns einen Zusammenhang ahnen. Jetzt wissen wir, daß Goethe aus billigen Rücksichten das Leidenschaftliche des Verkehrs in das bloß Freundschaftliche verändert hat, und daß die Erlebnisse im Brentanoschen Hause ihm erst zu der Gestalt des Albert in der ersten Ausgabe des Werther und der Lotte des zweiten Teils verholfen haben. Eben fliehend vor der leidenschaftlichen Liebe zu Lotte, sah er die herrlich aufblühende, sechzehnjährige Maxe La Roche, die uns Fritz Jacobi als ein Mädchen schildert, „das mit einem sehr empfindsamen Herzen die liebenswürdigste Dankbarkeit verbindet und jeden Ton, jede Bewegung, sich selber unbewußt, den Grazien abgelernt hat". Von Goethes Neigung zu ihr zeugen die Worte in Dichtung und Wahrheit: „Die älteste Tochter zog mich gar bald besonders an. Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter."

Aber das „Mamachen“ hatte bereits einen anderen, einen sehr reichen Mann für Maxe gefunden. Es war der aus Mailand gebürtige, in Frankfurt ansässige, reiche Kaufmann Peter Anton Brentano, damals etwa 40 Jahre alt, Witwer und Vater von fünf Kindern. Peter Brentano war gewiß nicht der Mann, einen Goethe bei einem schönen jungen Mädchen auszustechen. Aus den Briefen der Frau Rat an Krespel (1777) kennen wir einige wenig erfreuliche Eigenschaften von ihm, seine große Eitelkeit und seine geringe geistige Begabung:

„Der Maxe wird wirklich angst,“ heißt es dort, „daß das bischen Verstand, das in seinem Hirn wohnt, noch einmal mit Extrapost in den Mond reist.“ Die Briefe zeigen uns für diese Zeit Frau Rat als die nächste Vertraute der jungen Frau. In der ersten Zeit war es der Sohn Wolfgang. Am besten führen uns die Briefe Goethes an die „Mama La Roche“ in diese Verhältnisse ein.

Im Oktober 1773 erhält Goethe die Nachricht, daß Maxe nach Frankfurt kommen werde. Voller Freude teilt er das Kestner und Betty Jacobi mit, „zumal ihr Künftiger ein Mann zu sein scheint, mit dem sich leben läßt“. Am 9. Januar 1774 fand die Hochzeit statt, die Mutter begleitete das junge Paar nach Frankfurt; und noch denselben Monat spielte sich das kleine Drama ab, das den letzten Anstoß zum Werther geben sollte. Ein Brief Mercks vom 29. Januar stellt am besten die unvereinbaren Gegensätze, die hier aufeinanderstießen, vor Augen. „Brentano ist ein Kaufmann, der sehr wenig Geist hat,“ schreibt Merck seiner Gattin; „es ist ein trauriges Phänomen für mich, unsere Freundin zwischen Heringstonnen und Kisten aufzusuchen. Du hättest Frau La Roche sehen sollen, wie sie allen diesen Redensarten und Scherzen dieser derben Kaufleute stand hielt, ihre prächtigen Diners ertrug und ihre schwerfälligen Personen unterhielt; es haben sich schreckliche Szenen zugetragen und ich weiß nicht, ob sie nicht unter der Last dieser Reue erliegen wird.“ Es erhellt daraus, wie unglücklich sich die junge Frau in diesen Kreisen fühlen mußte, „aus dem heiteren Thal Ehrenbreitenstein und einer fröhlichen Jugend in ein düster gelegenes Handelshaus versetzt und dann gezwungen, sich schon als Mutter von einigen Stiefkindern zu benehmen“. So nahm sie zu dem einzigen, der sie verstand, ihre Zuflucht, oder, wie Merck das in seiner Sprache ausdrückt: „Goethe hat die kleine Madame Brentano über den Geruch von Oel und Käse und über das Betragen ihres Mannes zu trösten.“ Die Musik führte

ſie näher zuſammen, Maxe ſpielte das Klavier, Goethe das Violoncell. Auch unternahm man Spazierfahrten mit beiden Müttern, oder man traf ſich auf dem Eis, wie in der zweiten Hälfte des Januar bei jener Eispartie, die Goethe in Dichtung und Wahrheit, Bettina im Briefwechſel Goethes mit einem Kinde, Frau von La Roche in Roſaliens Briefen beſchrieben und Kaulbach gemalt hat. Folgen wir der Schilderung Bettinens . . . „Ich zog meinen karmoiſinroten Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldenen Spangen zugemacht war, und ſo fahren wir denn hinaus, da ſchleift mein Sohn herum wie ein Pfeil zwiſchen den anderen durch; die Luft hatte ihm die Backen rot gemacht, und der Puder war aus ſeinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den karmoiſinroten Pelz ſieht, kommt er herbei an die Kutſche und lachte mich ganz freundlich an — nun, was willſt du? ſag ich. Ei Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb Sie mir ihren Sammetrock. — Du wirſt ihn doch nicht etwa anziehen wollen? — freilich will ich ihn anziehen. — Ich zieh halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, ſchlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin wie ein Götterſohn auf dem Eis; Bettina, wenn du ihn geſehen hätteſt! So was Schönes giebt's nicht mehr, ich klatſche in die Hände vor Luſt! mein Lebtag ſeh ich ihn noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den anderen wieder herein lief und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hintennach trug, damals war deine Mutter mit auf dem Eis, der wollte er gefallen."

Es iſt nicht verwunderlich, daß bei ſolchem Verkehr der Gatte Brentano, der zuerſt Goethe zu häufigem Beſuche eingeladen hatte, auf den liebenswürdigen Hausfreund eiferſüchtig wurde. Es kam zu einer Szene, infolge deren Goethe das Haus mied. Der hierfür entſcheidende, an die noch in Frankfurt befindliche Frau Sophie gerichtete Brief iſt wahrſcheinlich am 22. Januar 1774 geſchrieben: „Wenn Sie wüßten, was in mir vorgegangen iſt, ehe ich das Haus mied, Sie würden mich nicht zurückzulocken denken, liebe Mama, ich habe in denen ſchrecklichſten Augenblicken für alle Zukunft gelitten, ich bin ruhig, und die Ruhe laßt mir. Daß ich Sie nicht drinnen ſehn würde, was die Leute ſagen würden ꝛc. . . . Das habe ich alles überſtanden. Und Gott bewahre ihn vor dem einzigen Fall, in dem ich die Schwelle betreten würde." Am 1. Februar begann Goethe den Werther zu ſchreiben, deſſen zweiter Teil ſein Leiden wiederſpiegelt. Goethe blieb feſt bei ſeinem Vorſatz, daher die Meldung aus dem Juni: „Die liebe Maxe ſehe ich ſelten, doch wenn ſie mir begegnet, iſt's immer eine Erſcheinung vom Himmel."

Er hält das Opfer, das er der Maxe gebracht, ſie nicht zu ſehen, für mehr wert, „als die Aſſiduität des feurigſten Liebhabers“. Die ſchönen, ſchwarzen Augen, die Lotte von der Maxe hat, peinigen ihn, wenn er ſie am dritten

Maxe Brentano.

Nach dem Gemälde im Goethe-Nationalmuſeum in Weimar.

Orte ſieht. Am 20. November ſpricht er zuerſt wieder mit dem Gatten, den er mit ihr im Theater getroffen hatte; „er hatte all ſeine Freundlichkeit zwiſchen die ſpitze Naſe und den ſpitzen Kiefer zuſammengepackt“.

Die aufgeregte Stimmung legte sich allmählich. Das Jahr 1775 brachte der Frau Maxe Mutterfreuden und festigte das Band der Gatten; den Dichter aber, der im Werther sein Leid niedergelegt hatte, ergriff um diese Zeit eine andere, größere Leidenschaft, die zu Lili Schönemann. So konnte er der Mutter versprechen, der „Kleinen" ferner keinen Verdruß zu machen, und am 28. März dem Drama den befriedigenden Schluß geben, den er mit den Worten ausdrückt: „Ich versprach ihr, wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne neigen würde, wollte ich wiederkehren; ich bin wieder da und bleibe bis an mein Ende, wenn sie Gattin, Hausfrau und Mutter bleibt." So wird bei Brentanos wieder „gefiedelt und gedudelt", wie im Januar des Jahres vorher. Zu dem guten Schluß hatte Frau Rat das Ihrige beigetragen. Das verraten uns die Berichte Goethes über den eifrigen Verkehr der Frau Maxe mit ihr in Goethes Abwesenheit und die späteren Beziehungen der beiden Frauen. Die spöttische Art, in der Frau Rat häufig von Brentano redet, zeigt, auf wessen Seite sie hier gestanden hat.

Geistig nahe verwandt dem Kreise der Frau La Roche in Ehrenbreitenstein waren die Brüder Jacobi in Düsseldorf und Pempelfort. Auch mit ihnen ist Goethe und seine Mutter in nahe Berührung gekommen. Den ersten Anlaß dazu gab eine Verwandte der Frau Aja, Johanna Fahlmer. Goethe erwähnt ihrer, die eine hohe Vertrauensstellung in der Goethischen Familie einnahm, in Dichtung und Wahrheit nur einmal, hier aber mit so lobenden, dankbar anerkennenden Worten, daß wir den hohen Wert, den er ihr beilegte, erkennen. „Demoiselle Fahlmer, von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen und dem Jacobischen Kreise innig verwandt, gab durch die große Zartheit ihres Gemüts, durch die ungemeine Bildung des Geistes ein Zeugnis von dem Wert der Gesellschaft, in der sie herangewachsen." Die Briefe Goethes an sie, aus den Jahren 1773—77, sind für uns besonders wichtig, weil sie uns in das intimste Leben des Goethischen Hauses einführen. Johanna Fahlmer war die Tochter des aus Frankfurt nach Düsseldorf verzogenen kurfürstlichen Kammerrats Georg Fahlmer aus dessen zweiter Ehe mit der Tochter des Frankfurter Predigers Starck, also einer nahen Verwandten der Frau Rat. Die Jacobis waren Enkel Fahlmers, die Kinder einer Tochter aus seiner ersten Ehe, und so, obgleich älter, die Neffen von Johanna Fahlmer. Daher erklärt sich die Bezeichnung „Täntchen" für sie, die nur fünf Jahre älter als Wolfgang war, in den Briefen Goethes. Im Jacobischen Briefwechsel und Jacobis Gedichten erscheint sie unter dem

Namen Adelaide. Ihr Vater war schon im Jahre 1759 gestorben. Darauf hatte Johanna mehrere Jahre bei Jacobis gelebt. Hier entstand ihre liebevolle Neigung zu Fritz Jacobi, die nach dessen Verheiratung mit Betty von Clermont zu seelischen Erschütterungen führte, wie sie in jener gefühlsüberschwenglichen Zeit allein möglich waren; sie gaben Goethe den Anlaß zu seiner Stella. Im Jahre 1772 zog die Mutter mit Johanna nach Frankfurt. Hier trat diese sofort in den Kreis der Freundinnen Corneliens und der Frau Rat, die immer lieber mit jungen Mädchen, als mit gleichalterigen Frauen verkehrte. Sobald Wolfgang aus Wetzlar zurückgekehrt war, begann sein freundschaftlicher Verkehr mit Johanna. Ihr vertraut er alles an, selbst seine intimsten Beziehungen; sie ersetzt ihm die Schwester, wie sie auch mit der Mutter gemeinsam für ihn beim Vater Goethe eintritt.

Johanna vermittelte auch seinen und der Goethischen Familie Umgang mit den Jacobis, zuerst mit den Frauen, der Schwester Fritz Jacobis, Lottchen, an der Goethe die Treuherzigkeit lobt, und mit der Gattin Betty, die er mit den Worten charakterisiert: „ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubensschen Frauen erinnerte.“ Johanna klärte die Mißverständnisse zwischen Goethe und Fritz Jacobi auf und veranlaßte Goethes Besuch in Pempelfort, dem der leidenschaftlich begonnene Freundschaftsbund der beiden Männer folgte, der auch trotz Gegensatz und Widerspruch mit wenigen Störungen ihr Leben lang bestehen geblieben ist.

Lili.

Nicht weniger suchte man in Frankfurt selbst den berühmten Mann an sich zu fesseln. Das Gefühl, daß hier doch nur Neugierde die Triebfeder der Liebenswürdigkeit sei, ließ ihn aber derartigen Einladungen gegenüber sich ablehnend verhalten. So wissen wir denn auch nur von einer Bekanntschaft Goethes in den Patrizier- oder reichen Handelshäusern, nämlich von dem Verkehr mit dem Schönemannschen Bankhause. Im Beginn des Jahres 1775 lernte hier Goethe das Mädchen kennen, das seit dem Erscheinen des letzten Bandes von Dichtung und Wahrheit einem jeden unter dem Namen Lili bekannt ist. Die Schilderung dieses Mädchens und seines Verhältnisses zu ihm ist von Goethe so eingehend und liebevoll gegeben, daß wir ihrer überhoben sind. Wie er es verstanden hat, das Natürliche ihres Wesens, das Kindlichreine, Unschuldige

und zugleich Charakterfeste im Gegensatz zu ihrer oberflächlichen Umgebung und dem äußeren Glanze ihres Lebens darzustellen, das wird immer von jedem neuen Leser von neuem bewundert werden. Geradezu ergreifend aber klingt das Wort des hochbetagten Mannes aus dem Jahr 1831 beim Besuch von Lilis Enkelin:

„Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich. Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinander hielten, waren im Grund nicht unübersteiglich, und doch ging sie mir verloren."

Es paßt dazu das Wort der Mutter, das uns Bettina erhalten hat, daß Lili die erste Heißgeliebte des Sohnes gewesen sei. Die Schuld des unglücklichen Ausgangs trägt zwar in der Hauptsache Goethe; aber viel haben auch die äußeren Gegensätze der Familie beigetragen, ebenso die religiösen — Schönemanns waren reformiert — wie die gesellschaftlichen. Obgleich Goethes Vater den Titel eines kaiserlichen Rates besaß, und der Schwiegervater Textor eine so hohe Stellung einnahm, verkehrte die Familie doch nur in einfach bürgerlichen Kreisen, weder mit den Patriziern, noch mit den Mitgliedern der reicheren Handelsklasse. Der Vater that sich gerade darauf etwas zu gut, daß er als Sohn eines Schneiders es bis zum kaiserlichen Rat gebracht hatte; auf jeden Fall war er zu stolz, eine Gesellschaft aufzusuchen, der er sich weder an Abkunft noch an Reichtum gleichstellen konnte; und Frau Aja war ihrer Erziehung nach eine einfach bürgerliche, derb natürliche Frau, die sich niemals in den in jenen Kreisen herrschenden Ton gefunden hätte. Die Schönemanns dagegen gehörten ihrem Aufwande nach zu den reichsten Handelsherren und hielten sich zur adeligen Gesellschaft. Frau Schönemann, die Mutter, von französischem Adel, eine geborene d'Orville, hatte für den inneren Wert Goethes kein Verständnis und konnte die Verbindung ihrer schönen Tochter mit dem bürgerlichen, verhältnismäßig wenig begüterten Rechtsanwalt kaum für eine passende Partie erachten.

Wenn es nun auch der Freundin beider Familien, „der Handelsjungfer Delph aus Heidelberg", von der Frau Rat später öfters Delphin politica

genannt, gelang, das Einverständnis der Eltern Goethes und der Mutter Lilis zu erhalten, so war damit doch die Verlobung durchaus noch nicht öffentlich; die Hindernisse blieben nach wie vor bestehen, und nur durch große Entschiedenheit und Festigkeit wäre der Plan durchführbar gewesen. Diese Festigkeit fehlte zwar der herrlichen, an Goethe mit der ganzen Kraft ihrer Liebe festhaltenden Lili nicht, wohl aber dem unbeständigen, zwischen heißer Liebe und der Furcht vor der Zukunft schwankenden Bräutigam. Die ersten Wochen genoß er allerdings das Glück, ein solches Mädchen sein nennen zu dürfen, in vollen Zügen. Nicht nur bei den glänzenden Festlichkeiten im Schönemannschen Hause sah er sie, auch in vertraulichem Gespräch öffnete sich ihm ihre reine, schöne Seele, der er das Wort zurief:

„Wo Du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte;
Wo Du bist, Natur!

Viel intimer, als in der Stadt, wurde der Verkehr, als Lili bei beginnendem Frühling nach Offenbach zu ihren Onkeln d'Orville und Bernard, französisch-reformierten Kaufleuten, ging, und Goethe ihr dorthin folgte. In das Glück seiner Liebe lassen uns hier die Briefe an die von ihm verehrte „Unbekannte", Gräfin Auguste von Stolberg, der er auch die geheimsten Gedanken enthüllt, am besten hineinblicken. Sie bringen uns begeisterte Lobsprüche des lieben Mädchens, Ausdrücke leidenschaftlicher Liebe, Beweise vertrautesten Verkehrs. Aber daß daneben sich auch schon Gedanken einstellten, die bei einem Bräutigam verwunderlich sind, zeigt uns der eine Brief an Herder vom Mai 1775: „Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße in wahrem Leid und Freud der Erde wähnt' ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus ins weite Meer geworfen."

Unterdes arbeitete man auf beiden Seiten der Anverwandten daran, das junge Glück zu untergraben. Es fällt ungemein auf, daß von einer Annäherung beider Familien auch nach der sogenannten Verlobung nichts zu hören ist; auch ist es wohl nicht zufällig, daß uns fast gar keine Aeußerung der Frau Rat über Lili erhalten ist. Ebenso wenig wie der Vater sich für die „Staatsdame" erwärmen konnte, bildete sich zwischen Lili und der zukünftigen Schwiegermutter ein Verhältnis. Auf beiden Seiten waren Vorurteile zu beseitigen. Es waren gewiß nur äußere Verschiedenheiten; denn der Charakter beider war im Grunde edel, einfach und natürlich. Aber in eine ganz neue Lebensauffassung und in ganz andere Lebensverhältnisse sich einzugewöhnen, wie Lili sich gewiß vornahm, dazu hätte es längerer Zeit

Lili, geb. Schönemann.

Gezeichnet von ihrer Tochter Eliſe von Türkheim.

(Stich im Beſitz von C. Jilgel.)

UNIVERSITY
OF

und Gelegenheit bedurft. Auch konnten Goethes Eltern das Scheitern ihres Lieblingsplanes, der Verheiratung des Sohnes mit Sibylla Münch nicht so schnell verwinden. Unsicher und ungewiß wurde die Zukunft des Sohnes; ja selbst der Reichtum der Familie schien dem Vater nicht sicher und dem Aufwande keineswegs entsprechend. Einen Zögling an Stelle der verheirateten Cornelia hatte der „gern didaktische" Vater erhofft; nun sollte eine Dame aus den höchsten Kreisen in sein Haus ziehen, die ihn womöglich belehren oder sich über ihn lustig machen und seine Autorität erschüttern würde. Die „in ihrer Art höchst häuslich-thätige Mutter" hatte in der von ihr ausgesuchten Schwiegertochter eine kräftige Stütze und eine befreundete, teilnehmende Seele zu „gemütlichem Gespräch" nach gethaner Arbeit gesucht; nun sollte die in Pracht und großem Gesellschaftsleben aufgewachsene schöne Dame, die wohl als Königin der Feste glänzen, aber für das Glück einer einfachen Häuslichkeit kaum Sinn haben konnte, eintreten, und an Stelle der Gemütlichkeit und des von der Hausfrau geliebten, unter der Jugend ausgewählten Verkehrs eine Menge gleichgültiger und langweiliger, reicher, aber geistig unbedeutender oder blasierter Menschen in das Haus ziehen. Die mißvergnügten Reden des immer grilliger und launenhafter werdenden Vaters und der mehr passive Widerstand der Mutter, auf der anderen Seite die in der Nähe Lilis immer mehr wachsende Leidenschaft schufen einen peinlichen Zustand, dem Goethe durch eine Reise mit den Grafen Stolberg in die Schweiz zu entfliehen suchte. In den Briefen an Johanna Fahlmer und Gustchen nennt er diese wenige Wochen nach der Verlobung unternommene Reise unumwunden eine Flucht vor Lili, sich selbst einen durchgebrochenen Bären, eine entlaufene Katze. Auf dieser Reise kommt er nun mit Lenz zur Schwester Cornelia nach Emmendingen. Cornelia sah noch viel schwärzer in die Zukunft, als die Eltern. Selbst tief unglücklich in ihrer Ehe, wollte sie ihren Bruder vor diesem Unglück bewahren. Zudem empfand sie das größte Mitleid für Lili, „von der sie sich die größten Begriffe gemacht hatte". Sie, die selbst den Aufenthalt in Emmendingen als eine Verbannung ansah, hielt eine Verpflanzung Lilis aus ihrer bisherigen Umgebung in das väterliche Haus für eine ähnliche Grausamkeit. Vater, Mutter und Schwester hatten sich gegen die Verbindung verschworen. „Amor das Kind hielt sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schrittes sich zu entfernen den Anlauf nahm." So treibt die Sehnsucht den flüchtigen Bräutigam von der Grenzscheide Italiens wieder

nach Frankfurt zurück, die Szenen von Offenbach wiederholen sich; aber wie klingen jetzt seine Briefe! „Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich, Gustchen!“

Nicht weniger als Goethes Anverwandte drängten Lilis Mutter und Brüder auf ihre Entsagung. Das sonderbare Benehmen des Bräutigams, der ohne Abschied zehn Wochen fern geblieben war und sich nun noch eifersüchtig und launenhaft zeigte, kam hinzu. Das tapfere Mädchen benahm sich besser als der Liebhaber; sie erklärte, dem Geliebten überall hin folgen zu wollen. Aber Goethe hatte schon innerlich mit dem Gedanken einer Verbindung gebrochen. „Wäre ich das los, o Gustchen! — Und doch zittere ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgiltig, ich hoffnungslos werden könnte“, erklärt er am 18. September 1775. Er zog sich allmählich zurück und benutzte die Einladung des Herzogs von Weimar, um dieser Absicht deutlichen Ausdruck zu geben. Wie schwer ihm der Abschied wurde, hat er selbst ergreifend dargestellt.

Wir wissen keine bessere Entschuldigung für den Ehescheuen, als die das Mädchen selbst ausgesprochen hat: „Man dürfe Goethe nicht mit einem anderen, wenn auch noch so ausgezeichneten Liebhaber vergleichen, weil sich eine Welt von Ideen und Gefühlen in ihm bewegte, und er mehr dem Genius, der ihn beherrschte, als sich selbst angehöre.“ Auf der Reise in Eberstadt schrieb er in sein Tagebuch: „Lili adieu, Lili zum zweiten mal! Das erste mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden, wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich, noch für mich, so verworren es aussieht.“

Lilis Bild entschwand ihm auch in Weimar nicht. Jetzt, da die Leidenschaft einer ruhigen Verehrung Platz gemacht hatte, konnte er ihr das tiefempfundene Gedicht widmen, dessen Schluß zugleich der schönste Schluß der Liebesepisode ist:

Mir ist es, denk ich nur an Dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn.

Ihren Lieblingsplan, den Sohn an das Haus zu fesseln und durch Verheiratung mit einem braven, ihrem Herzen zusagenden Mädchen dem genialischen Treiben ein Ende zu machen, hatte Frau Rat trotz des Mißerfolges noch nicht aufgegeben. Gerade in der Zeit, da der junge Dichter sich endgültig von Lili losgesagt hatte, schien sich ihr ungesucht eine Gelegenheit zu bieten, die auch zugleich ihrem mitleidigen, guten Herzen die

Möglichkeit gab, ein unglückliches weibliches Wesen aus schlimmen Verhältnissen zu retten. Im September 1775 verweilte, von ihrem Vater, dem berühmten Arzte, aus der Pension geholt und einige Zeit der Obhut der Frau Rat anvertraut, Katharina Zimmermann im Goethischen Hause. Sie war damals achtzehn Jahre alt. „Schlank und wohlgewachsen trat sie auf ohne Zierlichkeit; ihr regelmäßiges Gesicht wäre angenehm gewesen, wenn sich ein Zug von Teilnahme darin aufgethan hätte; aber sie sah immer so ruhig aus wie ein Bild, sie äußerte sich selten, in der Gegenwart ihres Vaters nie. Kaum aber war sie einige Tage mit meiner Mutter allein und hatte die heitere, liebevolle Gegenwart dieser teilnehmenden Frau in sich aufgenommen, als sie sich ihr mit aufgeschlossenem Herzen zu Füßen warf und unter tausend Thränen bat, sie da zu behalten. Mit dem leidenschaftlichsten Ausdruck erklärte sie: als Magd, als Sklavin wolle sie zeitlebens im Hause bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, von dessen Härte und Tyrannei man sich keinen Begriff machen könne.“ Diese von Goethe noch weiter ausgeführte Anklage gegen den Vater ist nicht mit Unrecht angefochten worden. Doch mag nun diese Motivierung die allein richtige sein, oder mögen die Gründe in der strengen Erziehung des Mädchens in der Pension, in ihren eigenen körperlichen Leiden und dem frühen, schmerzvollen Tode der Mutter, sowie in dem kurz vor ihrem Frankfurter Aufenthalt erfolgten Selbstmord ihres Geliebten zu suchen sein: jedenfalls war der von Goethe geschilderte Zustand wirklich vorhanden. Das beweisen des Vaters eigene Worte, der damals an Frau von Stein schrieb: **Mr. Goethe fait trop d'honneur à ma fille qui n'est point développée encore, qui a été timide et craintive dans sa maison**, und seine Schilderung von ihr in seiner Schrift „über die Einsamkeit“: „Sanft, gütig und liebreich, und doch immer stille, gepreßt, furchtsam und zurückhaltend.“ Vor allem aber spricht dafür ein Brief Goethes an Lavater (Ende September 1775): „Zimmermanns Tochter ist so in sich, nicht verriegelt, nur zurückgetreten ist sie, und hat die Thür leis angelehnt. Eh' würde sie ein leise lispelnder Liebhaber, als ein pochender Vater öffnen.“ Die schönen Worte lassen uns in der Seele des Mädchens lesen; wir wissen, wen sie im Sinne hat, wenn sie den Antrag eines schönen, reichen Mannes einige Monate später mit den Worten zurückweist: „sie würde einen Mann ohne alles Geld heiraten, wenn er in der Welt groß und berühmt wäre“.

Goethe aber antwortet der Andeutung der Mutter: „Wenn es eine Waise wäre, so ließe sich darüber denken und unterhandeln: aber Gott bewahre

mich vor einem Schwiegervater, der ein solcher Vater ist." Im Ernste wird Goethe an eine Verbindung, zumal er ja eben erst Lili entsagt hatte, nicht gedacht haben. Auch bei der Mutter war es nur ein augenblicklicher Gedanke, der ihrem guten Herzen Ehre macht, den sie aber bald wieder fallen ließ. Liebe und Freundschaft jedoch bewahrte sie dem unglücklichen Kinde ihr Lebenlang. Menschlich schön und fast rührend klingen die Worte der Frau Rat in einem jüngst bekannt gewordenen Brief an Zimmermann vom Februar 1776: „Daß Ihre liebenswürdige Jungfer Tochter noch an uns denkt und sich wohl und vergnügt befindet, war auch eine Nachricht nach meinem Herzen; erlauben Sie, daß ich mir die Freude mache und die Zahl meiner Kinder durch dieselbe vermehre. Dieses süße, liebe Mädchen kommt in gute Gesellschaft; außer denen zwei, die unter meinem Herzen gelegen, habe ich das Glück noch viele Söhne und Töchter zu haben, als da sind: die zwei Grafen Christian und Friedrich von Stolberg, Lavater, Wieland, von Knebel, von Kalb, Demoiselle Fahlmer, Delph, von Wreden, und da meine liebe Tochter Zimmermann den Seel und Leib erfreuenden Mutternamen leider schon lange nicht mehr nennt, so hoffe ich, sie nimmt meinen Vorschlag an, um nur den Namen nicht ganz zu verlernen."

Dem jungen Mädchen war nicht zu helfen; ja die liebevolle, heitere, zwanglose Behandlung der gütigen Frau Rat, die ihr die Liebe einer Mutter entgegenbrachte, ließ sie erst recht ihr Unglück fühlen und erkennen; ein schmerzhaftes Lungenleiden raffte sie schon 1781 dahin.

Dem Vater, dem berühmten, selbstgefälligen Arzt Zimmermann, erschienen die in Frankfurt verlebten Tage als die glücklichsten seines Lebens, „Goethe habe ich zweimal gesehen," meldet er selbst, „und das zweite mal bei ihm logiert, dessen ich mich mein Lebtag freue". Wenn er auch Frau Rat nicht erwähnt, hat sie doch selbstverständlich in diesen Tagen viel mit ihm verkehrt und ist ihm näher getreten. Zeugnis dessen ist der oben erwähnte Brief der Frau Rat an ihn aus dem Jahr 1776, der auf einen lebhaften Briefwechsel zwischen beiden schließen läßt. War doch Corneliens Mutter ihm aufs tiefste verpflichtet und von Herzen dankbar für die erfolgreiche ärztliche Hilfe, die er dieser in Emmendingen hatte angedeihen lassen. Unter diesem Gesichtspunkte ist auch der Brief zu verstehen, den wir hier, soweit er Zimmermann selbst angeht, abdrucken. Die darin erwähnte Krankheit ist die Hypochondrie, die Frau Rat so verhaßt war, „daß sie das Wort nicht einmal schreiben konnte". Diese Krankheit wurde später die Ursache seines Todes. Der Brief lautet:

„Frankfurth a. M., 16. Febr. 1776.

Lieber Herr Leibmedikus! Ihr lieber Brief machte mir von der einen Seite viel Freude: Aber, aber, das was ich an Ihnen in Spaß schrieb, ist also nicht gantz ohne grundt, Sie sind nicht gesundt, glauben Sie mir, ich bin von Hertzen drüber erschrocken. Gott im Himmel! Wie kommt ein so vortrefflicher, geschickter, freundlicher, herrlicher, lieber Mann zu der Verdammten Krankheit? Warum just an die brauchbarsten Menschen, ich kenne eine Menge Schurken, die sollten Krank seyn, die sind ja doch der Welt nichts nütze, und mann hat von ihrem Wachen oder Schlafen nicht den geringsten nutzen. Lieber bester Freund! Wollen Sie von einer Frau einen Rath annehmen, die zwar von der gantzen Medicin nicht das mindeste versteht, die aber doch Gelegenheit gehabt hat, mit vielen Menschen in genauer Verbindung zu stehn, welche von diesem Uebel geplagt wurden. Die Veränderung der gegenstände War immer die beste Cur, da braucht mann nun nicht eben 30 Meilen zu reisen, wenn man nur aus seinen vier Mauren komt, nur nicht zu Hauß geblieben, so sauer es gemeiniglich denen Kranken ankomt, in die freye Luft, aufs Landt, unter Menschen gegangen, die man leiden kan, und alle schwartze Gedanken dem Teufel vor die Füße geschmissen, dieses Mittel hat docter Luther schon probatum gefunden und in seinen herrlichen trost Briefen dem Spaladinus seinem Vertrauten Freund angerathen. Folgen Sie also bester Mann dem Rath einer Frau, das thut Ihrer großen Gelehrsamkeit keinen schaden, gab doch ehmals ein Esel einem Propheten einen guten Rath. Den Ducaten habe ich richtig erhalten, aber Lieber Freund Sie haben mir Zu viel geschickt, ich habe ja nur 3 fl. 24 cr. ausgelegt, ich wills aufheben, es wird sich schon eine Gelegenheit finden, daß ichs Ihnen verrechnen kann. Gottlob daß die Schlossern sich besser befindet! Wer war aber ihr Helfer? Wem hat sies zu danken? nechst Gott gewiß niemandt als unserm theuren Zimmermann."

Sturm- und Drangzeit.

Derartige Besuche, wie den der unglücklichen Zimmermann, die zu Mitleid und Trauer und zugleich zu dem Bewußtsein, nicht helfen zu können, führten, hat Goethe an jener Stelle im Sinne, da er von den Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten spricht, die die eingeleitete Gastfreiheit den guten Eltern brachte. Eines ähnlichen Besuches, der in den Monat Februar und Anfang März 1775 fiel, gedenkt er besonders ausführlich; es war der

Jung-Stillings, ſeines Freundes von Straßburg her. Jung hatte mehrere Augenkuren „mit gutem Mut und frommer Dreiſtigkeit“ glücklich vorgenommen; er war darauf von einem wohlhabenden Frankfurter Patrizier, Herrn von Lersner, aufgefordert worden, nach Frankfurt zu kommen und ihm den Star zu ſtechen. Goethes Eltern luden ihn für die Zeit ſeines Aufenthaltes zu Tiſch, nahmen ihn „mit der wärmſten Freundſchaft“, wie er in ſeiner Lebensbeſchreibung ſagt, einige Tage in ihre Wohnung und mieteten

Jung-Stilling.
(Aus Koennekes Atlas.)

ihm ſpäter ein hübſches Zimmer in der Nachbarſchaft. Es war nicht nur die Dürftigkeit Jungs und die gern geübte Gaſtfreundſchaft, die Frau Rat veranlaßte, gerade dieſem Gaſt freundlich entgegen zu kommen; ein geiſtiges Band machte ſie zu Freunden. Die Frömmigkeit Jungs, der auch zu der ſtillen Gemeinde gehörte, führte alles auf unmittelbare, göttliche Einwirkung zurück, und der innerſte Kern der Glaubensüberzeugung der Frau Rat war ja derſelbe: daß alles, was geſchieht, durch Gott ſelbſt geſchehe und daher den Menſchen zum Beſten gereichen müſſe. Religiöſe Fragen waren darum

auch häufig Gegenstand des Gesprächs zwischen Wirtin und Gast. Jung hatte damals gerade die Absicht, einen Angriff gegen die Geistlichen und die „Heuchelei unter den Orthodoxen“ von dem bekannten seichten Aufklärer, dem Berliner Buchhändler Nicolai, in seinem 1773 erschienenen Roman Sebaldus Nothanker kräftig abzuwehren. Noch im Jahr 1775 erschien diese Abwehr in Frankfurt am Main unter dem Titel: „Die Schleuder eines Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister, den Verfasser des Sebaldus Nothanker von Johann Heinrich Jung,“ eine Schrift, die sich in sehr starken, ja oft beleidigenden Worten gegen Nicolai erging. Es erschienen mehrere Gegenschriften, die Jung noch im Dezember desselben Jahres veranlaßten, eine Berichtigung und Verteidigung der „Schleuder“ und zugleich eine Entschuldigung wegen der scharfen Form zu veröffentlichen. Daß hiervon im Hause Goethes viel gesprochen worden, ja vielleicht die Schrift hier entstanden ist, erhellt aus einer zufälligen Aeußerung der Mutter dem Sohne gegenüber, „wie du mir beim Doktor Jung seiner Hirtenschleuder schuld gabst — ich ersparte den Leuten eine Ohrfeige, damit sie ein Loch in den Kopf bekämen“. Die Mutter hat in ihrer gütigen, alles gern vertuschenden Weise den Unwillen des jungen Heißsporns zügeln und die starken Ausfälle Jungs mäßigen wollen, dafür aber vom Sohn den eben erwähnten, ganz nach seiner Art von dem nächstliegenden, dem Titel der Schrift, hergenommenen Vorwurf hören müssen.

Leider war die Operation nicht von dauerndem Erfolg: „Zwischen Furcht und Hoffnung gingen mehrere Tage hin; jene wuchs, diese schwand und verlor sich gänzlich, die Augen des braven, geduldigen Mannes entzündeten sich, und es blieb kein Zweifel, daß die Kur mißlungen sei.“ Darüber geriet Jung fast in Verzweiflung und erging sich in den wildesten Anklagen gegen sich selbst. Wie er in seiner Biographie erzählt, verließen ihn Freunde und Bekannte; nur Goethe und seine Eltern suchten ihn aufzurichten. Das war die rechte Stunde der Thätigkeit für die fromme Frau Rat, die Zeit der Prüfung, wo man die Stärke des Glaubens und die Liebe zu Gott zeigen konnte. Uebernahm Jung selbst die Rolle der scheltenden Freunde in dem Drama Hiobs, so führte Frau Aja den unerschütterlichen Glauben Hiobs auch gegen den mutlos gewordenen Freund zu Felde, wie wir sie später in den schlimmsten Lebenslagen sich selbst trösten sehen mit den Worten der Bibel und den Heilslehren der Religion. So ist auch Goethes Bemerkung zu verstehen, daß Frau Rat „bei ihrem unablässig thätigen Gleichmut die

Störung des häuslichen Lebens," die Jungs Besuch mit sich brachte, „die üble Belohnung für ihre Sorgfalt und häusliche Bemühung" nicht so empfand wie der Vater, der bei Tisch statt eines heiteren, geistreichen Gesprächs nur Klagen und Ausbrüche der traurigen Stimmung des unglücklichen Arztes vernahm, ohne doch irgendwie helfen zu können.

An und für sich war der große Verkehr überhaupt nicht nach dem Willen des Vaters. Nur um des Sohnes willen hatte er „einen streng geschlossenen Haushalt mit Anstand erweitert" und wich von seiner Gewohnheit und sparsamen Haushaltung ab, einmal aus Freude über den wachsenden Ruhm des Sohnes und ferner, weil er als vielseitig gebildeter Mann gern an den Gesprächen bedeutender Männer teilnahm und an der paradox geistreichen Art des Sohnes und seinen „dialektischen Klopffechtereien" seine Freude hatte.

Wolfgang aber fand in dem Umgang mit so vielen bedeutenden Männern damals sein ganzes Glück, nicht minder die gesellige Frau Rat, die für die Freude, große Männer um sich zu sehen, alle Sorge und Mühe der Hausfrau gern übernahm.

Als Jung ankam, meldete Goethe der Fahlmer: „Morgen komm! Jung! Frankfurt ist das neue Jerusalem, wo alle Völker aus- und eingehen und die Gerechten wohnen;" und fast zu derselben Zeit Gustchen: „Noch eins, was mich glücklich macht, sind die vielen edlen Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlandes, zwar freilich unter viel unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in andern wiederfindet."

Damit stimmt überein, daß Fritz Jacobi vom 24. Februar bis 2. März in Frankfurt weilte, daß ebenfalls im Februar die Sachsen-Meiningschen Prinzen nach Frankfurt kamen und den berühmten Dichter zu sich bitten ließen, daß am 30. März Klopstock bei Goethe war (morgens auf Wolfgangs Stube, mittags zu Tisch), und daß Mitte April schon wieder großer Besuch von Goethe erwartet wurde: die Brüder Grafen Stolberg. Sie suchten den Führer der neuen Bewegung, den ersten unter den Dichtern des Sturms und Drangs, von denen in Frankfurt damals in intimem Verkehr mit Goethe Heinrich Leopold Wagner, Maximilian Klinger und Christoph Kayser lebten der letztgenannte ging freilich schon 1775 nach Zürich. Wagner, der aus Straßburg stammte, hatte Goethe dort bei gemeinsamen Studien kennen

gelernt. Es war derselbe „gute, wenn auch nicht besonders begabte Geselle", der, wie Goethe behauptet, ihm das Gretchenmotiv in seiner Kindermörderin „weggeschnappt" hatte. Im Winter 1774/75 finden wir ihn in Frankfurt in regem Verkehr mit dem Goethischen Hause. Er teilte mit Frau Rat die Vorliebe fürs Theater und las mit der „Frau Rätin" die neuen Dichtungen vom Maler Müller. Er war auch bei Klopstocks Besuche in Goethes Haus zugegen. Leider ließ er sich bald darauf zu einem Scherz hinreißen, der ihm fast die Freundschaft Goethes kostete. Es war im März 1775, als eine Flugschrift: „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten," erschien, die in offenbarer Anlehnung an die Goethische Schrift: „Götter, Helden und Wieland", in Bildern, dem Tierreich entnommen, die Rezensenten Goethischer Schriften verhöhnte. Alle Welt riet auf Goethe als den Verfasser. Der junge Dichter, der kurz vorher die Bekanntschaft der Weimarer Prinzen gemacht und sich mit Wieland ausgesöhnt hatte, geriet in die größte Bestürzung. Da die Schrift nur von einem seiner Vertrauten herrühren konnte drohte er dem Verfasser, wegen Mißbrauchs der Freundschaft den Verkehr abzubrechen. Voller Angst wandte sich Wagner, der „in guter und löblicher Absicht" die Farce geschrieben hatte, an die Mutter Goethes und bat um ihre Vermittlung. Auf ihre Verwendung hin verzieh Goethe denn auch dem Freunde, doch veröffentlichte er eine Erklärung, daß Wagner jene Schrift ohne sein Zuthun hätte drucken lassen. Man erkennt aus der Vermittlung, die Frau Rat hier übernahm, und aus der Absicht Goethes, ihr seinen Verdacht über den Verfasser zuerst mitzuteilen, welch innigen Anteil Frau Rat an dem Wirken der jugendlichen Dichter nahm, die damals um ihren Sohn sich scharten. Auch blieb sie trotz jenes für Goethe recht peinlichen Streiches Wagners Freundin.

Kurz vor seinem frühen Tode (im März 1779) finden wir ihn in ihren Briefen an den Schauspieler Großmann noch mit den Worten erwähnt: „. . . . Es ist doch eine Lumpenwirtschaft unter diesem Mond. Aber Trost ist's doch allemal, wenn die Leute, die man lieb hat, noch mit uns von derselben Sonne beschienen werden, wenn sie nur nicht gar in die Elysischen Felder marschieren, der gute Doktor Wagner steht nah daran, ich glaube nicht, daß er noch drei Wochen lebt. Er ist so ausgezehrt, daß nichts als Haut und Knochen an ihm ist. Ich bedauere ihn sehr."

Ebenso nahe stand damals dem Goethischen Hause Maximilian Klinger. Obgleich in derselben Stadt (1752) wie Goethe geboren, war

Klinger erſt im Jahre 1774 mit Goethe bekannt geworden. Es erklärt ſich das aus ſeiner Herkunft. Klingers Vater war Konſtabler und ſtarb, als der Sohn acht Jahre alt war. Die Mutter mußte die drei Kinder von ihrer

Maximilian Klinger.
Zeichnung von Goethe (1775). Aus Rieger, M. Klinger.

Hände Arbeit ernähren. „Als ich heranwuchs," ſo lautet ein Brief Klingers an Lenz, „bat und flehte ich, mich in die lateiniſche Schule zu halten. Noch erinnere ich mich, daß ſie mein erſtes Schulgeld nicht bezahlen konnte und es borgen mußte." Vom neunzehnten Jahre ab unterſtützte er die Mutter nach Kräften. „Nun wollte ich auf Akademien gehen, hatte keine hundert

Gulden. Ich ward mit Goethe bekannt. Das war die erste frohe Stunde meiner Jugend. Er bot mir seine Hilfe an. . . . Die hundert Gulden waren bald all. Der große Goethe drang in mich, machte mir Vorwürfe, und nun leb ich schon ein ganzes Jahr von seiner Güte. . . ." Wir gehen wohl nicht zu weit, wenn wir meinen, daß auch hier, wie bei anderen Wohlthaten des damals ziemlich mittellosen Wolfgang, die stets hilfreiche Hand der Frau Rat im Spiele war. Klingers Schwestern gingen bei Frau Rat aus und ein, und er selbst schreibt an Kayser nach Zürich (1776): „Du glaubst

Agnes Klinger.

(Silhouette von Goethe. Aus den Berichten des Hochstifts, N. F. VII, Heft 3 und 4.)

nicht, was die Frau Rat für ein Weib ist und was ich an ihr hab. Wie manche Stunde habe ich vertraut bei ihr auf den Stuhl genagelt zugebracht und Märchen zugehört." Auch Wieland setzt in einem Briefe an Frau Rat als ganz bekannt voraus, daß sie sich des guten Klinger ganz besonders angenommen habe. Noch dreißig Jahre später, als Klinger in hoher militärischer Stellung in Petersburg lebte, pries er ihre Liebe und Güte. Das auch zu ihr gedrungene Gerücht von einem durch Klinger übermittelten Geschenk des Kaisers Alexander an Goethe scheint die Veranlassung gewesen zu sein, daß Goethes Mutter und Klinger die alte Freundschaft erneuerten. „Ihr

Andenken," ſo beginnt der erhaltene Brief Klingers vom 18. September 1804 aus Petersburg, „hat mir ſo viel Freude gemacht, daß ich mich gern dem jugendlichen Enthuſiasmus überlaſſen möchte, ſie zu beſchreiben. Aber wenn

Goethe am Schreibtiſch.
(Zeichnung Goethes.)

ich Ihnen ſage, daß ich denke und empfinde, wie damals, als ich ſo glücklich war, Sie zu ſehen, zu verehren und zu lieben, daß ſich nur mein Aeußeres verändert hat, ſo werden Sie leicht empfinden, welch einen glücklichen Tag mir Ihr Briefchen machen mußte."

Im April 1774 gab ihm Goethe ein Empfehlungsschreiben an Professor Höpfner in Gießen; darauf wurde Klinger in Höpfners Haus aufgenommen. In den Ferien war er natürlich wieder in Frankfurt als intimer Genosse der Schar, der er durch sein Drama „Sturm und Drang" den Namen geben sollte. Bei Klingers Mutter, der armen Konstablers-Witwe, trafen sich die „Genies aus Goethes Esse" jeden Sonnabend; hier wurden ihre neuesten Erzeugnisse vorgelesen und besprochen; noch viele Jahre später sah man an der niedrigen Lehmwand der Stube der Frau Klinger die Silhouetten von Lavater, Maler Müller, Heinse und Füßli. Das Haupt der jungen Dichter war Goethe. Er war es nicht nur als Dichter; denn die Begeisterung und Verehrung Klingers für ihn als Menschen erkennen wir aus den Briefen an seinen Freund Schleiermacher. In seinem Drama „das leidende Weib" gab er dieser Verherrlichung auch dichterischen Ausdruck. „Die Nachkommen werden staunen, daß je solch ein Mensch war", heißt es darin von Goethe.

Philipp Christoph Kayser, der letztgenannte der Genossen der neuen Schule, stand Goethe mehr durch sein musikalisches Talent nahe; er war ebenfalls ein Frankfurter, 1755 als Sohn eines Organisten geboren. Vielleicht schon vor der Straßburger Zeit mit Goethe bekannt, übte er auf ihn durch sein Klavierspiel und seine Kompositionen und wohl auch durch seine äußere Schönheit so großen Eindruck aus, daß Goethe ihn unter seine näheren Freunde aufnahm. Der neue Freund wurde bald nicht minder wie die übrigen von dem Zauber der Goethischen Persönlichkeit gefangen; er ahmte ihn sogar bis zur Manier nach, führte ein ähnliches Petschaft, schrieb wie jener mit stumpfen Kielen und gab sich Mühe, Goethes Handschrift zum Verwechseln nachzubilden. Dieser aber schrieb an ihn noch von Weimar: „Ich trage Dich immer im Herzen."

Mitten in diesen Kreis von einheimischen und unablässig zureisenden Gesinnungsgenossen, „manchmal auch von unbedeutenden, ja unerträglichen," kamen in der zweiten Woche des Mai 1775 die Grafen Gebrüder Stolberg, längst freudig erwartet von Goethe und den anderen Originalgenies. Es ist hier nicht der Ort, von der geistigen Revolution, die sich an Goethes und seiner Freunde Namen knüpft, ausführlich zu sprechen. Nur zum Verständnis ihres Auftretens und Gebarens in dieser Zeit sei folgendes gesagt. Die Revolution war ursprünglich litterarisch. Hamann und Rousseau sind ihre geistigen Väter. Herder führte ihre Ideen praktisch anwendbar aus. Das erlösende Wort ging von ihm aus: wie ein jedes Volk seine Sprache

und Seele, so habe auch ein jedes eine eigene Dichtkunst, die eine Nachahmung des Fremden ausschließe. Das unübertroffene Muster wahrer, in Inhalt und Form einfacher und gerade deshalb wirkungsvoller Poesie ist jene Dichtung, die Herder eigentlich erst entdeckt hat, die Volkspoesie. Daher die Vorliebe und Verehrung für die Poesie des eigenen Volkes, das eifrige Sammeln der Volkslieder bei den Stürmern und Drängern; daher das Betonen deutscher Art und Kunst und die Begeisterung für den Germanen Shakespeare. Und daneben das Studium griechischer Volkspoesie, des Homer, dem man nicht nachahmen, an dem man den eigenen Genius entzünden solle. Mit welch heiliger Scheu und Anbetung liest der junge Goethe Homer; er läßt Cornelia an dieser Lektüre teilnehmen; er schreibt gar eine Anleitung, wie man sich am schnellsten und besten in Homers Geist einlese, darunter die Worte: „achte nicht auf die Accente, sondern lies, wie die Melodey des Hexameters dahinfließt und es Dir schön klinge in der Seele . . . . lerne daran zu Hause und auf dem Felde, wie einer beten möcht, dem das Herz ganz nach Gott hing." Damit war das Große und Bleibende der neuen Dichtung eigentlich ins Werk gesetzt: das Zurückgehen auf den Quell aller Poesie, auf die Volksdichtung und auf Homer, jenen Brunnen, aus dem jede alternde Poesie von neuem sich Jugendkraft schöpft.

Aber die jungen Feuergeister gingen weiter. Das Recht des Individuums ist es, das sie aus Shakespeares souveräner Verachtung der Gesetze und aus Lessings, nur auf Shakespeare gemünzten Worten herauslasen: „Das Genie giebt die Regel, es lacht über die Grenzscheidung der Kritik." Nicht das Einfache, Harmonische und Schöne galt ihnen für das Höchste in der Kunst, sondern das Leidenschaftliche, Gewaltige, das Maßlose, das Schreckliche. Die künstlerisch gefeilte Form heißt ihnen Unnatur; „das Wort, wie es aus der Empfindung des Dichters entspringt", ist allein Wahrheit und Natur. So entstanden die genialen Werke der Stürmer und Dränger. An ihre Spitze trat der Verfasser des Götz und des Werther. Und diese feurigen Jünglinge, die da glaubten, die alte Welt aus den Fugen heben zu können und eine neue aus sich selbst zu erzeugen, sie setzten die Lehre vom Recht des Individuums aus dem Reiche der Dichtung in das praktische Leben über. Natur, Rückkehr zur Natur ist das Losungswort. — Die Zivilisation sei das Unglück des Menschen; das Ziel der Menschheit sei, in den Urzustand zurückversetzt zu werden, zu sein, wie die Kinder; daher der Kampf gegen die Scheidung der Menschen in Stände und gegen alle konventionellen

Unterschiede und ebenso gegen das Vorherrschen des Verstandes. Gefühl und Herz sind ihnen die einzigen Autoritäten. Nicht die Pflicht, die Empfindung regiere die Thaten der Menschen; Wissen sei Ballast, Gelehrsamkeit toter Kram. Fort mit den Büchern, fort mit der gelehrten Erziehung, die den Menschen verbilde! man erziehe die Kinder ohne Zwang, wozu die Natur sie bestimmt hat.

Es waren gefährliche Lehren, die hier ausgesprochen und überall bejubelt wurden, gefährlich für die, die das Wesen der Freiheit, des Rechtes des Individuums in der Erlaubnis, das Tollste und Ungeheuerlichste zu thun, erblickten, die das Wesen des Genies in einem extravaganten, Sitte und Gesetz hohnsprechenden Betragen sahen.

So entstand „aus der Tendenz nach unmittelbarer Natur die Epoche der genialischen Anmaßung"; so artete die Rousseausche Naturverehrung in Kraftflegelei und ungesittetes Gebaren, der politische Freiheitsdrang in hohles Schimpfen auf die Tyrannen aus, die Aeußerung der Kraft und Selbstbestimmung in ein die Gesundheit zerrüttendes Tollen und Wüsten. „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten", sagt Goethe vom Dichter Günther. Wir wissen keine besseren Worte für die in Wahnsinn oder Aberglauben verkommenen Originalgenies. Nur wenige, wie Goethe und Klinger, feste, männliche Charaktere, ließen mit den Jünglingsjahren die Jünglingsthorheiten hinter sich und reiften zur edlen Männlichkeit, oder führten, wie Herder und Goethe, das Wahre und Gute in den Bestrebungen der Stürmer und Dränger zu ewiger Gültigkeit.

In der Zeit aber, von der hier die Rede ist, ergab sich auch Goethe dem übermütigen Tollen und der Schwärmerei, „dem gottlosen Geschwärme", wie er es selbst nennt. Exzentrisch war schon der Beginn der Freundschaft mit den Grafen Stolberg. Was Werther gepredigt hatte, Gleichheit der Stände, wurde hier wirklich durchgeführt.

Die Reichsgrafen von Stolberg, beide für die Rousseauschen Ideale schwärmend, hatten, als Mitglieder des Hainbundes, Goethes Götz mit Begeisterung aufgenommen. Der Werther hatte diese Begeisterung zu glühender Freundschaft und Verehrung gesteigert, der sie durch überschwengliche Briefe und durch Anerbieten des brüderlichen Du Ausdruck gaben. Die Schwester beider, die zweiundzwanzigjährige Auguste Gräfin zu Stolberg, schrieb mit ihnen an den verehrten Dichter, und aus diesem Brief entwickelte sich eine Freundschaft zwischen den beiden sich persönlich Unbekann-

ten und ein Briefwechsel, wie er nur in jener Zeit schwärmerischer Freundschaft denkbar ist, oft an den Verkehr von Bruder und Schwester, oft an das Verhältnis von Bräutigam und Braut erinnernd. Er duzt die ihm unbekannte, hochadlige Dame und schreibt an ihren Bruder: „Hol's der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist."

Die Grafen eilten nach Frankfurt, um den „herrlichen Goethe, den wilden, aber sehr, sehr guten Jungen, voll Geist, voll Flammen, kennen zu lernen"; sie treffen dort auch den Goethe befreundeten, in Armut lebenden Klinger. Bald darauf lesen wir im Briefe des einen Grafen an seine Schwester: „Eine Freundschaft haben wir mit einem jungen Menschen, Klinger, der ein treffliches Herz hat und ein herrlicher Dichter ist und sich in unsrer Stube einlogiert hat."

„Wir sind immer beisammen," schreibt Christian, „und genießen zusammen alles Glück und Wohl, das die Freundschaft geben kann. Goethe ist ein gar herrlicher Mann. Die Fülle der heißen Empfindung strömt aus jedem Wort und jeder Miene. Er ist bis zum Ungestüm lebhaft, aber auch aus dem Ungestüm blickt das zärtlich liebende Herz hervor." Am 11. Mai waren die Freunde in Mainz, am 12. und 13. wieder in Frankfurt. Die Grafen und ihr Begleiter von Haugwitz wohnten im Gasthofe; zu Tisch aber waren sie meist in Goethes Vaterhaus. Daß das exzentrische Gebaren der Grafen, das die konventionellen Formen absichtlich verachtete, dem Vater nicht besonders behagte, erscheint uns sehr glaubhaft; „besonders als nach ein und der anderen genossenen Flasche Wein der poetische Tyrannenhaß zum Vorschein kam und man nach dem Blute solcher Wütriche lechzend sich erwies." Man denke an den bald darauf gedichteten Freiheitsgesang Friedrich von Stolbergs.

Besser verstand sich die heitere, von dem Sohne in die litterarischen Pläne der Genossen eingeweihte Mutter Goethes mit der übermütigen Gesellschaft. Der derb natürliche, etwas burschikose Zug ihres Charakters fand sich leicht in diese Bethätigung überquellender Lebenskraft, wiewohl sie durch ihre Vorliebe für den ruhigen, durch sein Benehmen wohlthuend abstechenden Haugwitz, „den lieben Baron", „die Engelsseele von Sanftmut", ihre Meinung genugsam kundgab. „Die immer heftiger werdenden Aeußerungen gegen die Tyrannen ins Heitere zu wenden, verfügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohlunterhaltene große Fässer verwahrt lagen. Nicht geringere befanden sich daselbst, als die Jahrgänge 1706, 19, 26, 48, von ihr

ſelbſt gewartet und gepflegt, ſelten und nur bei feierlich-bedeutenden Gelegenheiten angeſprochen. Indem ſie nun in geſchliffener Flaſche den hochfarbigen Wein hinſetzte, rief ſie aus: ‚Hier iſt das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hauſe'.“ Damals erhielt Frau Rat, wie ſchon erzählt, den Namen der Frau Aja, der Mutter der

Goethe.

Haugwitz.

Chriſtian Graf zu Stolberg.

Friedrich Graf zu Stolberg.

Die vier Haimonskinder.
(Aus der Tafel der Liebenden in Lavaters Phyſiognomik.)

Haimonskinder; der Wein aber, der dort getrunken wurde, hieß bei ihr von nun an, auch noch in den Briefen ſpäteſter Zeit, Tyrannenblut. Bald darauf kann Goethe der Schweſter Stolberg melden, „daß Lavater die vier Heumannskinder ſehr glücklich habe ſtechen laſſen“.

Die jungen Freiheitshelden wollten von Frankfurt nach der Heimat Tells, der Schweiz, reiſen. Sie erwirkten von Goethes Vater die Einwilligung zur

Mitreise des Sohnes; er redete selbst dem Sohne zu und empfahl ihm, die längst geplante Reise nach Italien damit zu verbinden. So begann denn die Geniereise der vier Freunde in Wertheruniform — blauem Frack mit gelber Weste und Hosen, dazu runden grauen Hüten.

„Die Verrücktheiten" begannen gleich in Darmstadt, wo man bei hellem Sonnenscheine in einem nahe gelegenen Teiche zum Entsetzen der Bevölkerung badete, und in Mannheim, wo man die durch das Hoch auf die Geliebte geweihten Gläser zerbrach. Dann ging's über Karlsruhe nach Straßburg, wo Goethe Salzmann und auch Lenz wiedersah, mit dem er einen Abstecher zur Schwester nach Emmendingen machte. In Zürich trafen sie den Landsmann Kayser, Lavater, bei dem Wolfgang wohnte, und Passavant, mit dem er die Reise bis zum Gotthard fortsetzte.

Die Sehnsucht nach Lili aber siegte über die verlockende Aussicht, in das gepriesene Land Italien zu kommen. Am 25. Juni etwa fand er sich mit den Stolbergs bei Lavater wieder zusammen.

Unterdes hatte Frau Aja auf die Rückkehr des teuren Sohnes von Tag zu Tag gewartet. An seinen Umgang und sein Gespräch gewöhnt, empfand sie Sehnsucht und Langeweile. Sie schrieb deshalb an Lavater am 28. Juni:

„Grüßen Sie die Herren Grafen und den lieben Baron und sagen ihnen, ich hätte meinen Wolfgang ihnen anvertraut und dankte für alle Liebe, so sie ihm erwiesen hätten, doch bäte ich, sie sollten ihn jetzt wieder zu uns schicken, denn der Frau Aja würde Zeit und Weile sehr lang. Viele Grüße von uns an alle Freunde."

Mitte Juli finden wir Goethe in Straßburg, am 24. Juli wieder zu Hause. Den August verlebte der heimgekehrte Liebhaber in Offenbach, trotz der Absicht, sich loszureißen, mit Lili in intimstem Verkehr.

Karl Augusts Einladung; Wolfgangs Abreise von Frankfurt.

Am 22. September erschien in Frankfurt der junge weimarische Herzog auf der Reise zur Vermählung. Er wiederholte die Einladung nach Weimar. Ein Mißverständnis gab dem Vater, der immer zu dem Versuche Karl Augusts, Goethe an sich zu fesseln, scheel gesehen hatte, Veranlassung, den Sohn, „der sonst doch nicht auf den Kopf gefallen sei," durch die Mutter aufklären zu lassen, daß man ihn nur necken und beschämen wolle. Aber Goethe ließ sich nicht beirren. Durch Vermittlung der Frau Rat setzte er es beim Vater durch, daß er die Einladung des Herzogs, für einige Wochen in

Weimar ſein Gaſt zu ſein, annehmen durfte. Schon bei ſeiner erſten Anweſenheit in Frankfurt im Jahre vorher hatte der junge Herzog Goethes Mutter perſönlich kennen gelernt. Damals ſchrieben er und ſein Bruder Konſtantin an Anna Amalie: „ſie hoffen, ſich ſchmeicheln zu dürfen, die ſo ſehr verehrte Frau Goethe, mit der es ſich gut zu leben ſcheine, und deren Sohn ganz ihre Augen beſitze, habe auch ſie ein wenig lieb gewonnen.“ Auf der Rückkehr von ſeiner Hochzeit wollte Karl Auguſt das weitere über Goethes Reiſe nach Weimar verabreden. Der Kammerjunker von Kalb ſollte Goethe abholen und nach Weimar bringen.

Nach alledem wird man es verſtehn, wenn der junge Dichter gleich nach der Abreiſe Zimmermanns ſein Leben ein „gottloſes Geſchwärme“ nennt und die verlebten drei Vierteljahre von 1775 als die „zerſtreuteſten, verworrenſten, ganzeſten, vollſten, leerſten, kräftigſten und läppiſchſten“ bezeichnet; wir werden uns auch nicht darüber wundern, daß die Unzufriedenheit des Vaters mit dem Sohne und die Kluft zwiſchen beiden immer größer wurde.

Die Angabe, daß der wachſende Tag den weltlichen Geſchäften gehört habe, iſt für den viel beſuchten und viel verreiſten Advokaten nicht ſo genau zu nehmen. Der „geheime Referendar“, der Vater, ſtudierte die Akten, und der Sohn übernahm die Ausführung. Ein gewandter und ſehr bewanderter Schreiber vollendete die mehrfach von Goethe erwähnte Kanzleidreiheit. Aber die Briefe jener Zeit zeigen, wie verdrießlich ihm ſelbſt die wenigen Geſchäfte wurden. „Der Vater und der gewandte Schreiber,“ heißt es in Dichtung und Wahrheit, „gönnten mir meine Pfade und ſuchten mich immer mehr auf einen Boden feſtzuſetzen, auf dem ich nicht gedeihen ſollte.“ Noch viel größere Urſache zur Unzufriedenheit wird dem Vater der Verkehr mit den „Stürmern und Drängern“, dieſen genialen, aber unerzogenen Menſchen, und der große Zuſpruch von allen möglichen Leuten verurſacht haben, die ſein Haus faſt wie ein Gaſthaus erſcheinen ließen. Daß der ſonſt einſame, ſehr ſparſame, auf Pflichterfüllung ſtets bedachte Mann ſein Haus öffnete, die Koſten der vielfachen Bewirtung zahlreicher Gäſte nicht ſcheute, und ſchließlich noch die Arbeiten des Sohnes zum Teil erledigte, waren große Zugeſtändniſſe, die er unter der Vorausſetzung machte, daß der Sohn auch weiter großes und herrliches ſchüfe. Nicht darum wollte der Vater arbeiten, daß der Sohn ein luſtiges Leben führte oder ſein Geld und ſein Talent an Tändeleien und Spielereien vergeudete. „Von den geſelligen Scherzen, leidenſchaftlichen Dichtungen durfte ich ihn nichts merken laſſen,“ ſteht in Dichtung und Wahrheit.

Einige Andeutungen aus einem Briefe Goethes an seine Mutter vom 11. August 1781, aus Weimar, gewähren uns hellen Einblick in diese Gegensätze: „Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierher ging, zubrachte, unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht.“ Aehnlich lautete ein Brief, in dem er über Wielands warnenden Ton schrieb:

„Mit der Zeit! Mit der Zeit! Ja, das ist's! das ist's! just, just so spricht mein Vater, die nehmlichen Händel, die ich mit diesem in politischen Sachen habe, hab ich mit Wieland in diesen Punkten. Der Vaterton, der ist's just, der mich aufgebracht hat.“ Ebenso hören wir das in der ausführlichen Darlegung seiner Verhältnisse in einem Briefe an Frau von Stein (9. Dezember 1777), der die Worte enthält: „Da war ich elend, genagt, gedrückt, verstümmelt, wie Sie wollen.“

Solche Worte beweisen, daß die Gegensätze damals weit heftiger aufeinander prallten, daß es zu viel schlimmeren Szenen zwischen dem eigensinnigen, philiströsen Vater und dem genialen, vom Rechte des Individuums so sehr überzeugten Sohne kam, als uns die Pietät des Sohnes will glauben lassen. Hier war denn Frau Aja an ihrer Stelle, als die ewig heitere, liebenswürdige Vermittlerin, der gute Engel des Hauses, die milde, begütigende Versöhnerin, deren segenvolle Thätigkeit besonders darin bestand, daß sie, die das Vertrauen beider besaß, die drohenden Gewitter vor der Zeit verscheuchte. Ihrem Wirken verdankte auch wieder das Haus Ruhe und Frieden nach großen Stürmen. Eine solche Zeit des Sturmes war der oben geschilderte Sommer des Jahres 1775. Die damals zwischen Vater und Sohn herrschende Mißstimmung spricht sich deutlich aus in den Briefen Wolfgangs an Merck nach der Rückkehr aus der Schweiz: „Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken,“ heißt es hier einmal; nur an Geld fehlt's ihm, und darum fragt er bei Merck an, ob er ihm nicht beistehen wolle, nur „zum ersten Stoß“. Der Mutter gelang es noch, vor der endlich erlaubten Abreise des Sohnes ein friedlich schönes Verhältnis wieder herzustellen. Zeugnis dessen sind die Worte Zimmermanns vom September an Frau Stein: Ah, si vous aviez vu que le grand homme est vis à vis de son père et de sa mère le plus honnête et le plus aimable des fils; und ein Brief Goethes an Lavater vom Ende September 1775 führt uns mitten in diesen häuslichen

Frieden: „Zimmermann ist fort, und ich bin bis zehn im Bett liegen geblieben, um einen Catarrh auszubrüten, mehr aber, um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwärme der Tage her ganz zerflittert hatte. Vater und Mutter sind vors Bett gekommen, es ward vertraulicher discuriert, ich hab meinen Thee getrunken, und so ist's besser. Ich hab' wieder ein Wohngefühl in meinen vier Wänden wie lang es währt."

Ein eigentümliches Mißgeschick verzögerte die Abfahrt Wolfgangs. Nachdem er überall Abschied genommen und den Tag der Abreise verkündet hatte, mußte er vierzehn Tage, auf den weimarischen Wagen, der ihn abholen sollte, warten. Dadurch wurde er in die unangenehme Lage versetzt, sich zu Hause halten zu müssen, um den Anschein zu erwecken, als wenn er abgereist wäre. Nur in der Dunkelheit, in den Mantel gehüllt, wagte er an Lilis Fenster vorüberzuschleichen. Den Tag über arbeitete er zu des Vaters Freude wieder an etwas Großem, dem Egmont. „Der Vater hielt das Ganze abermals nur für eine Erfindung, glaubte an keinen neuen Landauer, hielt den zurückgebliebenen Kavalier für ein Luftgespenst, welches er mir zwar nur indirekt zu verstehen gab, dagegen aber sich und meine Mutter desto ausführlicher quälte, indem er das Ganze als einen lustigen Hofstreich ansah, den man in Gefolg meiner Unarten habe ausgehen lassen, um mich zu kränken und zu beschämen, wenn ich nunmehr statt jener gehofften Ehre schimpflich sitzen geblieben."

Endlich schenkte der Sohn den Ermahnungen des Vaters Gehör, der Sache durch eine Reise nach Italien, zu der er ihm das Geld übergab, ein Ende zu machen, und reiste am Montag, den 30. Oktober früh sechs Uhr, von seinem Burschen Seidel begleitet, ab.

In dem Reisetagebuch befindet sich von jenem Tage folgender Eintrag aus Eberstadt im Darmstädtischen, wo er des Vaters gedenkt und der Mutter zuruft:

„Bittet, daß Eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbath: ließ mir mein Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bette sagen! . . . . . Ich packte für Norden und ziehe nach Süden; ich sagte zu und komme nicht, ich sagte ab und komme! Frisch also, die Thorschließer klimpern vom Burgemeister weg und eh' es tagt und mein Nachbar Schuhflicker seine Werkstätte und Laden öffnet: fort. Adieu Mutter! Am Kornmarkt*) machte der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurechte,

*) Wo Lili wohnte.

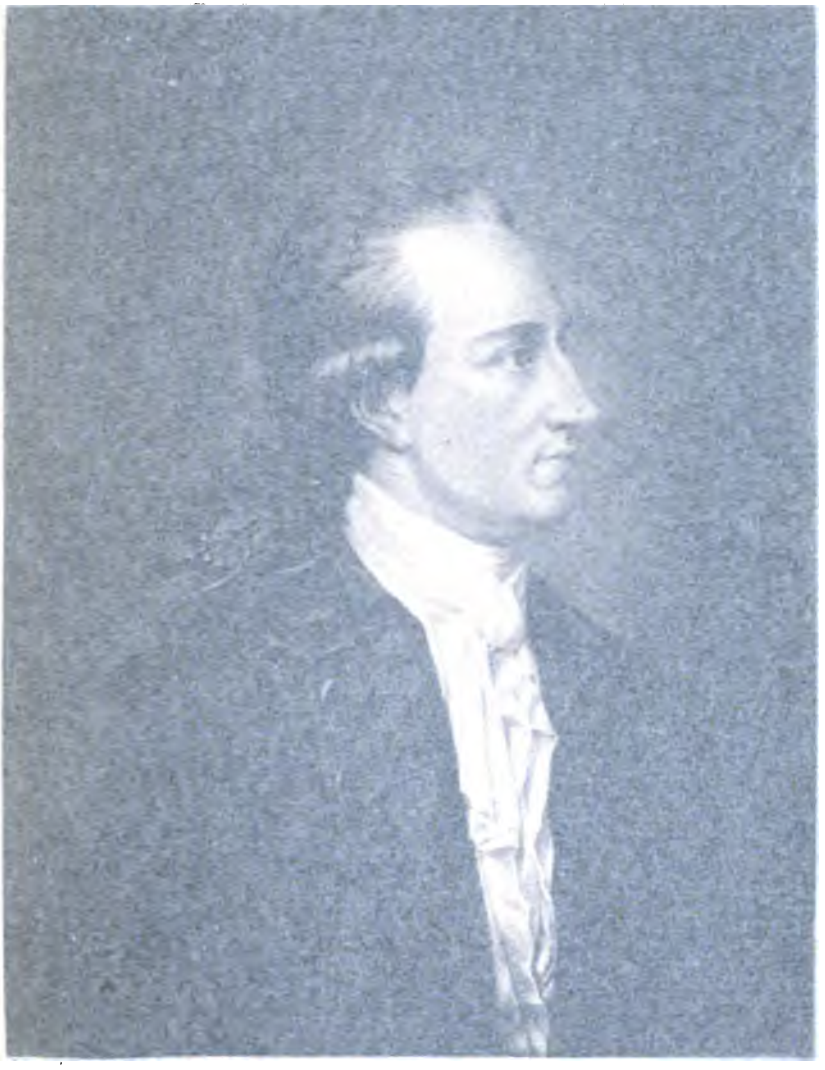
begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmrigen Regen. Es war so was ahndungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dacht ich, wer doch — Nein, sagt ich, es war auch eine Zeit. — Wer Gedächtnis hat, sollte niemand beneiden. Lili, adieu! Lili zum zweitenmal."

In Heidelberg folgte Wolfgang der Einladung der uns schon bekannten Ehestifterin, Fräulein Delph, die das Scheitern ihres Planes, der Verheiratung Goethes mit Lili, als vollendete Thatsache hinnahm und schon neue Heiratspläne für ihren jungen Freund schmiedete, die mit seiner Anstellung in kurfürstlichem Dienste verbunden werden sollten. Sie führte ihn in das Haus des Oberamtmanns von Wreden in Heidelberg, einer Familie, die auch mit Frau Rat in innigem Verkehr stand; denn unter den vier Adoptivtöchtern, die diese Anfang 1776 nennt, ist auch eine von Wreden. Eine der Töchter des Hauses hatte die Freundin Delph für Goethe ausersehen. „Eine frühere noch nicht erloschene Liebe im Herzen," so äußerte sich Goethe später darüber, „erregte ich Anteil, ohne es zu wollen, auch wenn ich sie verschwieg, und so ward ich auch in diesem Kreise bald einheimisch, ja notwendig und vergaß, daß ich nach ein paar verschwätzten Abenden meine Reise fortzusetzen den Plan hatte." Die Vermutung, daß dieser Aufenthalt Goethes in Werthers Briefen aus der Schweiz dargestellt sei, und daß wir also in Eleonore Tudou, jenem Mädchen von „unglaublich angenehmer Gegenwart", die auf so schöne Weise ihre Liebe zu Werther verrät, jene Tochter Wredens zu suchen hätten, hat viel Ansprechendes.

Das Eintreffen des weimarischen Kuriers, die Aufklärung seiner Verspätung, machte allen Plänen der „Delphin politica" ein Ende. Goethe reiste nach Frankfurt zurück, wo er sich nur ganz kurze Zeit aufhielt. In Weimar traf er am 7. November 1775 früh fünf Uhr ein.

Die Mutter des großen Dichters.

UNIVERSITY
OF



J.W.v.GOETHE.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Mit Wolfgangs Weggang war die Lebenssonne der Frau Rat aus dem Hause gewichen; von nun an, besonders nachdem einmal die Sorge um den kranken Gatten ihr genommen, war ihr Sinnen und Denken nach Weimar gerichtet. Das treue Mutterherz fühlte sich eins mit dem Sohne; seine Triumphe, seine Freunde und seine Gegner waren die ihren. Bescheiden und doch auch stolz auf den Sohn, ordnet sie die innersten Wünsche und die Hoffnung auf ein gemeinsames Leben seinem Ruhm und seiner Größe unter. Der Vater hat oft gescholten auf das Hofleben und auf Weimar; die Mutter verstand den Sohn, wenn er sich herausſehnte „aus dem unthätigen Leben zu Hause, wo er mit der größten Lust nichts thun konnte“, wenn er glaubte, in der philiströsen und engherzigen Umgebung in Frankfurt zu Grunde gehen zu müssen.

Allerdings war Wolfgang ja nur zum Besuch in Weimar, aber Frau Aja ahnte schon, was dieser Besuch zu bedeuten hatte, während er, von widerstreitenden Gefühlen bewegt, zuerst nur bleiben wollte, bis er Herders Berufung durchgesetzt hätte, dann die Frist auf ein paar Jahre festsetzte und schließlich durch die Liebe zu Frau von Stein und die Freundschaft des Herzogs sich für immer fesseln ließ. Gewiß hatten die Verhältnisse in Weimar für ihn, den beneideten Günstling des Fürsten, vieles, was den Entschluß zu bleiben erschwerte. Als Karl August Goethe kennen lernte, war sein erster Gedanke, diesen Mann für immer an den Hof zu ziehen. Nicht nach dem Dichter verlangte er, nicht ahnte der Jüngling die staatsmännische Begabung Goethes; nein, er glaubte in dem Verfasser des Götz und des Werther den Mann gefunden zu haben, der ihm helfen würde, die verhaßten, konventionellen Fesseln der Etikette, die strenge Sitte des Hergebrachten zu durchbrechen und in das langweilige Hofleben Bewegung,

Freiheit und Leben zu bringen. Daß er sich schwer in ihm täuschen sollte, ahnte er freilich nicht; gerade dieser Mann sollte den tüchtigen Kern seiner Natur von den Schlacken der Leidenschaft reinigen und den Fürsten von einer frivolen Auffassung des Lebens emporzuheben zu der, die des tüchtigen Mannes allein würdig ist: „Dasein ist Pflicht.“ Aber der weise Erzieher schlug nicht den Weg ein, den zu gehen ein Klopstock in nicht geziemender Weise von ihm verlangte. Den Grundstein zu der Erziehung des eigenwilligen und eigenmächtigen Jünglings mußte das unbedingte Vertrauen bilden, und um dieses zu gewinnen, nahm Goethe mit der ganzen Genußfähigkeit seines Geistes und Körpers an den geräuschvollen Vergnügungen des Fürsten teil; nur suchte er ihnen durch die herrlichen Gaben seines Geistes einen edleren Inhalt zu geben und mit dem Beistande der Grazien das Unbändige allmählich zum Schönen zu veredeln. Daraus entstanden die Gerüchte von dem tollen Leben Karl Augusts und Goethes, die, von der auf Goethe neidischen Hofpartei ausposaunt und übertrieben, Goethe als den eigentlich Schuldigen anklagten. Auch zu Frau Aja drangen diese Verleumdungen. Ihr gesunder Sinn fand sofort den wahren, wenn auch versteckten Grund der böswilligen Angriffe: „Sie können nicht begreifen, wie man, ohne von Adel zu sein, Verstand haben könne“, äußerte sie sich über die neidischen Gegner in einem Briefe an Freund Krespel.

Als der Oberstallmeister von Stein, damals noch bei der Gegenpartei, nach Frankfurt ging, gab Wolfgang durch Johanna Fahlmer der Mutter Weisung, wie man ihn behandeln solle. Man solle ihn wohl empfangen, aber nicht „allzu entzückt“ über Weimar scheinen; was den Herzog und Goethes Verhältnis zu ihm beträfe, so solle man „drüber hingehn, überhaupt mehr fragen als sagen, ihn mehr reden lassen, als reden, das übrige überlasse er ihrer Klugheit“. Das war ein Auftrag für Frau Aja, die kluge Vermittlerin. Es ist schade, daß uns kein Bericht über die Ausführung dieser Rolle enthalten ist.

Zwischen Vater und Sohn die begütigende Versöhnerin zu spielen, hatte sie auch nach der Entfernung Wolfgangs vollauf Gelegenheit. Ihre Herzensfreundin war damals die schon mehrmals erwähnte Vertraute Wolfgangs, Johanna Fahlmer. Ihr schreibt Goethe, was für die Mutter bestimmt war, oder er richtet die Briefe an beide zugleich. „Liebe Tante,“ so beginnt ein Brief vom 5. Januar 1776, „ich sollt an meine Mutter schreiben, darum schreib ich an Sie, daß Ihr zusammen meinen Brief genießt und verdaut.“

Beiden offenbart er seine üble Lage, als ihm das von Frankfurt mitgenommene Geld ausgegangen war. „Jetzt nun brauch ich Geld — denn niemand lebt vom Winde — so wollt ich nur sagen, Täntchen, überleg sie's mit der Mutter, ob der Vater Sinn und Gefühl ob all der abglänzenden Herrlichkeit seines Sohnes hat, mir 200 fl. zu geben, oder einen Teil davon. Mag das nicht gehn, so soll die Mutter Mercken schreiben, daß der mir's schickt." Frau Aja besorgte diesmal das Geld durch Merck. Der Vater, an und für sich schon übel auf den Weimarer Aufenthalt zu sprechen, scheint bei seiner großen Sparsamkeit über die Geldforderungen des Sohnes in Zorn geraten zu sein, zumal auch noch unbezahlte Rechnungen des Sohnes an ihn gelangten. Nur so sind dessen Worte vom 6. März zu verstehen: „Jetzt bitt ich euch, beruhigt euch ein vor allemal, der Vater mag kochen was er will, ich kann nicht immer darauf antworten; nicht immer die Grillen zurechtlegen. Soviel ist's: Ich bleibe hier, hab ein schönes Logis gemietet, aber der Vater ist mir Ausstattung und Mitgift schuldig, das mag die Mutter nach ihrer Art einleiten, sie soll nur kein Kind sein, da ich Bruder und alles eines Fürsten bin. Der Herzog hat mir wieder 100 Dukaten geschenkt." . . . . Welch schweren Stand Frau Rat in Geldangelegenheiten ihrem Manne gegenüber hatte, lassen die weiteren Worte Goethes uns erraten: „Die Mutter soll nur ihre Schuldigkeit thun und sehn, was auf den Vater möglich ist, ohne sie zu plagen." So war es natürlich, daß sie, bevor der Gatte angegangen wurde, aus eignen Mitteln dem Sohne spendete. Denn bald darauf bittet er sie, „an ihre Kasse zu denken, ich habe sie rasend ausgeben gemacht"; ja er will ihr etwas schicken, wenn sie in Verlegenheit wäre und vom Vater nichts erhalten könnte. Die Klagen verstummen, als der Herzog seinen Freund zum geheimen Legationsrat mit einem Gehalt von 1200 Thalern ernannte. Am 16. Mai ließ Karl August Goethes Eltern diese Ernennung mitteilen „in der Voraussetzung, daß sie unfähig sein würden, die Einwilligung zu versagen".

Der Vater grollte noch etwas, daß seine Absichten und Pläne vereitelt würden, aber man merkt doch seinem Berichte über die Ernennung des Sohnes an Freund Schönborn den Vaterstolz und die Genugthuung an. Frau Rat aber jubilierte und teilte das große Ereignis, das ja die hohen Erwartungen der Mutter so schön in Erfüllung gehen ließ, Klingern und dem alten Freunde Goethes, Salzmann in Straßburg bald mit. Wolfgang selbst hoffte und wußte, daß die Eltern in Freund Merck einen vertrauungswürdigen Vertreter

des nun so weit entfernten Sohnes haben würden. Die wiederholten Bitten an ihn, „seine Alten nicht zu verlassen", zeigen, wie sehr ihn deren Einsamkeit beunruhigte. Wie natürlich machte die Ernennung des bürgerlichen Dichters zu hoher Stellung, die ja, wie man wußte, in Wirklichkeit noch viel mehr war, als sie besagte, überall großes Aufsehen. Die im Frühjahr 1776 erfolgte Berufung Herders nach Weimar ließ jene Vermutung zur Gewißheit werden, daß Goethe Weimar zum Sammelplatz der schönen Geister machen wollte. Da war es denn nicht zu verwundern, daß die alten Freunde des Dichters, die Genossen von Sturm und Drang, sehnsüchtig nach Weimar blickten, und einige kurzer Hand sich entschlossen, das Dorado der schönen Geister aufzusuchen, um ihr Glück zu machen. Die Gerüchte von dem tollen Leben des Herzogs und Goethes klangen verlockend und ließen freudiges Willkommen erwarten.

Lenz und Klinger; Kaufmann.

Es waren die jugendlichen Dichter Reinhold Lenz und Max Klinger, die alsbald in Weimar, als ihrer Versuchsstation, sich einfanden. Mit beiden müssen wir uns beschäftigen, da Frau Rat an ihren Schicksalen thätigen Anteil genommen hat. Reinhold Lenz, 1750 in Livland geboren, mit Goethe in Straßburg bekannt geworden, war einer der eifrigsten Genossen von Sturm und Drang, ein genialer Dichter, aber kein Charakter, haltlos, eitel, zur Intrigue geneigt. Zuerst schloß er sich mit innigster Freundschaft an Goethe an, er ahmte ihm im Leben und Dichten nach, so daß man ihn für einen zweiten Goethe oder, wie Karl August sagte, für den Affen Goethes halten konnte. Im Sommer 1774 war Schlosser mit seiner Gattin in Straßburg. Hier verliebte sich der leicht entzündbare Dichter in Cornelia, ja er träumte sich in seiner Eitelkeit in eine erwiderte Liebe und erfand einen Liebesroman, aus dem sein Fragment: „Die moralische Bekehrung eines Poeten", entstand. Als Lenkerin des Herzens, als Werkzeug Gottes, als heiliger Schutzgeist wird hier Cornelia gepriesen und angebetet. Auf diese Tändeleien des eitlen Menschen einzugehen, fiel Cornelia natürlich nicht ein. Bei seinem Besuche im Mai 1775 nahm sie ihn wegen ihrer Krankheit nicht an, und auch, als Wolfgang ihn in demselben Monat nach Emmendingen bei dem schon erwähnten Besuch der Schwester mitnahm, blieb er unbeachtet. „So, Cornelia, lieb ich dich. Ach du entfernteſt dich von mir, weil du mich deiner nicht wert fandſt. . . . . Ich bin ausgeſchloſſen. . . . Haſt du denn nur einen

Segen? . . . Stelle mich bei deinem Bruder, oder ſtelle mich zu deinen Geſpielinnen — oder zu deinem Hunde, ich werde ihm wenigſtens an Treue nicht nachgeben," ſo lautet eine Stelle des Romans.

Ende März 1776 begab ſich Lenz von Straßburg nach Weimar. Durch den jungen Herzog glaubte er ſeine Ideen verwirklichen zu können. „Die Reiſe," ſchrieb er an Zimmermann, „wird für das Vaterland wichtiger ſein als für mich." Er kam nach Darmſtadt und wurde von hier aus von Merck nach Frankfurt begleitet. Den Empfang, den ihm Klinger und ſein Freund Schleiermacher bereiteten, und den ſonderbaren Aufzug der genialen

Herren hat uns Agnes Klinger in einem Briefe an Kayſer geſchildert: „Klinger und Schleiermacher ritten ihm entgegen. Sie waren gleich gekleidet; blaue Fräcks und gelbe Weſten, weiße Hüte mit gelben Bändern; ſo ritten ſie in der Stadt vor Lenzens Kutſche einher." Sie machten in Frankfurt großes Aufſehen; „jeder Kerl blieb ſtehen und gaffte ſie an". Als Freund Goethes und Schloſſers fand Lenz bei Frau Rat gaſtliche Aufnahme und freundſchaftlichen Verkehr, er will ſogar während des Frankfurter Aufenthalts gar nicht aus Goethes Hauſe herausgekommen ſein. Lenz muß damals nur einen vorübergehenden Beſuch in Weimar beabſichtigt haben, wahrſcheinlich nur, bis er den Herzog für ſeine militäriſchen und wirtſchaftlichen Pläne eingenommen hätte, oder hat er ſich wenigſtens Frau Rat gegenüber in dieſem Sinne ausgeſprochen. Denn anders ſind ihre Worte der Verwunderung Klinger gegenüber nicht zu verſtehen, daß der Poet noch immer (Mai 1776)

„wie angenagelt“ in Weimar wäre; „Weimar müßte vors Wiedergehen ein gefährlicher Ort sein“.

Am 1. April traf Lenz in Weimar ein, aber nicht zur Freude Goethes; denn er konnte jetzt, da er gerade in Begriff stand, aus dem Stürmer und Dränger ein Hofmann zu werden, diese exzentrisch-krankhafte Karikatur seiner selbst nicht brauchen, zumal da er allein von der ihm feindlich gesinnten Hofpartei für Lenzens Thorheiten verantwortlich gemacht wurde.

Wie groß war nun aber die Ueberraschung, als sich im Juni desselben Jahres nicht ohne Wissen Lenzens auch noch der alte Freund Klinger in Weimar einfand, in keiner andern Absicht, als hier sein Glück zu machen! Goethe hatte seit seiner Ankunft in Weimar an Klinger, der in Gießen studierte, nicht mehr geschrieben. Nur in den Osterferien hatte Klinger durch Goethes „liebe Mutter“, wie er sagt, manchmal etwas von Goethe gehört. Auch haben wir einen Brief von ihr vom 26. Mai 1776, den Klinger uns in einem Schreiben an Kayser überliefert hat.

„Gestern schrieb mir Goethes liebe Mutter .... Hier ihre eigenen Worte!

‚Der Doktor ist vergnügt und wohl in seinem Weimar, hat gleich vor der Stadt einen herrlichen Garten, welcher einem Herzog gehört, bezogen, Lenz hat denselbigen poetisch beschrieben, und mir zum Durchlesen zugeschickt. Der Poet sitzt auch dort als wenn er angenagelt wäre, Weimar muß vors Wiedergehen ein gefährlicher Ort sein, alles bleibt dort, nun wenns dem Völklein wohl ist, so gesegne's ihnen Gott. — Nun, lieber Freund, leben Sie wohl, so wohl sichs in Gießen leben läßt. Ich meine immer das wäre vor Euch Dichter eine Kleinigkeit alle, auch die schlechtesten Orte zu idealisieren, könnt ihr aus nichts etwas machen, so müßt es doch mit dem sey bey uns zugehen, wenn aus Gießen nicht eine Stadt zu machen wäre. Darinn habe ich zum wenigsten eine große Stärke, Jammer Schade! daß ich keine Dramata schreibe, da sollte die Welt ihre blauen Wunder sehn, aber in Prosa müßte es sein, von Versen bin ich keine Liebhaberin, das hat freilich seine Ursachen, der politische Kannengießer hatte den nämlichen Haß gegen die lateinische Sprache. Grüßen Sie Schleiermacher von uns und sagen ihm, er würde künftige Messe Ihnen doch nicht allein hierher Reisen lassen, und dann versteht sich das andere von selbst, daß wir Ihn und Sie bei uns sehen, manch Stündchen vergnügt verschwatzen, allerlei schöne Geschichten erzählen‘“ u. s. w. —

Gerade damals war Klingers Drama „Die Zwillinge“ günstig aufgenommen worden. Mit dem Examen wollte es nicht vorwärts gehen, wohl aber war schon wieder ein neues Drama in Vorbereitung. So beschloß er denn zu dem allmächtigen Freunde an den Hof der Dichter zu ziehen. Goethe brachte die unbequemen Gäste in einem Gasthause unter. Für sie im Weimarer Staatsdienst zu sorgen, war bei dem Mißtrauen, das man gegen ihn selbst hegte, unmöglich. Beide benahmen sich in dem Tone der genialen Derbheit und groben Natürlichkeit, wie sie früher in dem ganzen Kreise Sitte gewesen war; Goethe aber war jetzt Staatsmann, er hatte all das äußere Wesen abgethan, worin die Freunde den eigentlichen Inhalt der von ihm begründeten litterarischen Richtung sahen.

Schon im Juli schreibt Wieland, wie sehr Goethe durch dieser Poeten Wesen sich gedrückt fühle. Bald kam es zum Bruch. „Lenz ist,“ schreibt Goethe im September an Merck, „unter uns wie ein krankes Kind . . . . . Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogenität schwärt sich aus und er wird sich herausschwären.“ Bald darauf verließ Klinger Weimar, von Goethe aufgegeben.

Eine häßliche Rolle spielte bei diesen Vorgängen der berüchtigte Kraft- und Genieapostel Kaufmann, ein Mann, den man heute ins Irrenhaus schicken würde, der aber damals, von Lavater als wahrer Vertreter der unverbildeten Menschheit gepriesen, selbst Männern, wie Schlosser, Karl August und Goethe eine Zeit lang gewaltig imponierte. Indem er jede Bildung des Geistes und Herzens für eine Verletzung der Natur erklärte, trat er auf „mit mähnenartig flatterndem Haar, langem Bart, die Brust bis auf den Nabel nackt, in grüner Friesjacke und gleichen Hosen, einen tüchtigen Knotenstock in der Hand“. So durchreiste er die Welt, um unverdorbene, kindliche Gemüter zu suchen: die wahre Karikatur der Ideen seiner Zeit. So erschien er auch 1776 vor Frau Rat, von Wieland angekündigt als ein „edler, starker und guter Mensch“. Daß Frau Elisabeth nicht gleich, so wenig wie ihr großer Sohn, hinter das wahre Wesen des Betrügers kam, wird uns wohl nicht wundern; zum mindesten wagte sie sich mit ihrer Meinung einem Lavater gegenüber, der Kaufmann wie einen zweiten Christus verehrte, nicht hervor, man müßte denn gerade in den Worten an ihn: „Was macht Kaufmann und sein liebes Weib? Ich möchte ihn doch als Hausvater sehen; es muß ihm recht gut zu Gesicht stehen,“ eine feine Ironie auf das oft faunische Auftreten Kaufmanns Frauen gegenüber finden wollen.

Nach manchen Irrfahrten fand Klinger im Frühjahr 1778 ein Unterkommen bei Schloſſer, dem Schwiegerſohne der Frau Aja, die, wie man vermutet, auch hierbei ihre Hand im Spiele gehabt hat.

Jakob Michael Reinhold Lenz.

Ein ſonderbares Geſchick wollte es, daß Klinger den in Weimar zurückgelaſſenen Freund Lenz hier wieder traf, freilich nur einen gebrochenen, wahnſinnigen Mann. Nach den vielen Thorheiten, durch die er Goethe in Weimar kompromittierte, ſchrieb er Ende November auch noch ein Goethe

und andere beleidigendes Pasquill, was seine Verbannung aus Weimar zur Folge hatte. Der Obdachlose fuhr, von der Herzogin Luise mit Reisegeld versehen, am 1. Dezember fort, besuchte Frau Rat, der er nur gutes von Weimar erzählte, erinnerte sich dann einer Einladung Schlossers und suchte Halt und Rettung bei seinem heiligen Schutzgeist Cornelia.

Dorthin sandte ihm Frau Rat einen Neujahrsgruß:

Ich wünsch' Euch Wein und Mädchenkuß
Und Eurem Klepper Pegasus
Die Krippe stets voll Futter.
Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang
Der bleibt ein Narr sein Leben lang
Sagt Dr. Martin Luther.

Weihnachten 1776 kommt er nach Emmendingen, wo ihm Cornelia Trösterin und Helferin wurde; im April ist der Ruhelose in Zürich. Der Tod Cornelions (8. Juni 1777) ruft ihn zu Schlosser zurück. In ergreifenden Worten klagt er an der Bahre:

Mein Schutzgeist ist dahin,
Die Gottheit, die mich führte
Am Rande jeglicher Gefahr,
Und wenn mein Herz erstorben war,
Die Gottheit, die es wieder rührte.

Im November 1777 brach Lenzens Wahnsinn aus. Nach vergeblichen Heilversuchen brachte man ihn wieder zu Schlosser, dem er nun fast $1\frac{1}{2}$ Jahre zur Last fiel. Hier traf ihn Klinger im Frühjahr 1778. Für einige Zeit gab Schlosser den kindisch gewordenen Mann zu einem Schuster, dann zu einem Förster, doch wurde er immer wieder zurückgebracht. Lenzens Vater, obgleich in hoher und einträglicher Stellung (1779 wurde er Generalsuperintendent von Livland), wollte den verlorenen Sohn nicht mehr unterstützen und antwortete auf Schlossers Brief gar nicht. So wandte sich Schlosser denn in der Bedrängnis an Frau Rat, die stets hilfebereite. Es ist ein schöner Charakterzug dieser Frau, daß sie die einmal auch ihre Freunde gewordenen Freunde des Sohnes, selbst wenn dieser sie fallen ließ, im Unglück nicht aufgab. Der Brief, den sie wegen des unglücklichen Lenz nach Weimar an Wieland schrieb, hat folgenden Wortlaut:

„Eben da ich meinen Brief zusiegeln wollte, erhalte ich inliegendes von Schlosser nebst einem Schreiben an mich. Was nun Verschiedenes in meinem Briefe an Lenz anbetrifft, und von ihm handelt, das im promemoria nicht steht, so will ichs hier beifügen: 1) ob die Weimarer gegen Neujahr

etwas geben wollen, 2) daß Lenz wöchentlich 3 Gulden, also das Jahr 156 Gulden kostet, doch daß darunter 3) keine Kleider begriffen sind.

Es ist unverantwortlich von Lenzens Vater, seinen Sohn so zu verlassen, und dessen Freunden mit moralischen Sprüchen und Chrien aufzuwarten. Auch ist es schlecht von Lenz, daß er lieber faullenzt und seinen Freunden beschwerlich wird, als daß er zu seinem Vater nach Hause ginge. Mit dem allen ist's aber doch ein armer Teufel, und es ist doch auch so eine Sache, ihn ganz zu verlassen. Merck und ich wollen herzlich gern auch etwas beitragen. In der Eile fällt mir nur Nachfolgendes ein; wißt ihr was Besseres, so thut, als hätte ich nichts gesagt. Die Woche drei Gulden, NB. schlechtes Geld, macht alle Vierteljahr oder alle dreizehn Wochen 39 Gulden. Rechnet, daß das in sechs Personen geteilt wird, trägt jeder alle Vierteljahr 2 fl. 10 Kreuzer, finden sich mehrere, versteht sich von selbst, daß es noch weniger macht. Wie gesagt, Merck und ich sind dabei. Ueberlegt und sagt mir Eure Meinung nur mit ein paar Zeilen, damit ich Schlossern Nachricht geben kann. Inliegenden Brief gebt dem Doktor und sagt ihm, daß er ehestens eine lange schöne freundliche Epistel von Frau Aja erhalten soll; bisher haben es gewisse Umstände verhindert."

Der Brief hatte seine Wirkung. Schlosser aber wurde den unheimlichen Gast erst Pfingsten 1779 los. Lenzens Bruder Karl, der in Jena studierte, holte ihn, von Anna Amalia auf Goethes Ansuchen mit sechzig Louisd'or Reisegeld versehen, ab. Unter vielen Entbehrungen und Nöten, da von Hause immer noch kein Geld erschien, kamen die Brüder in Riga an.

Die Samstagsmädels und Freund Krespel.

Es war eine uns schon bekannte Eigenschaft der Frau Rat, daß sie ihren Verkehr stets mit jüngeren Leuten suchte. Im eigenen Hause hatte sie ja immer auf Seite der Kinder gestanden und das Recht der Jugend vertreten. Nachdem auch Wolfgang sie verlassen hatte, suchte sie Ersatz im Umgange mit seinen Freunden und Freundinnen. Außer der Tante Fahlmer, mit der sie sich damals nach ihrer eigenen, höchst gelungenen Schilderung täglich am Schachspiel ergötzte, waren es eine Reihe von jungen, lachlustigen, einfach natürlichen Mädchen, „ihre Samstagsmädels", die sie einmal in der Woche um sich versammelte. Dazu gehörten zwei Schwestern Clermont, Verwandte der Brüder Jacobi, Minchen Starck, ihre Nichte, die zahlreichen Schwestern Gerock, soweit sie nicht bei Cornelia zu Besuch waren, und die Schwestern

Krespel, von Frau Rat als „herrliche Geschöpfe“ bezeichnet. Tante Fahlmer nahm natürlich auch an diesen Kränzchen teil und auch wohl öfter Maximiliane Brentano. Wie lustig es hier jeden Samstag zuging, erfahren wir aus einem Briefe der Frau Rat an ihren Freund Krespel. Rätsel wurden aufgegeben, Märchen erzählt, Spiele gespielt, wie das von Goethe besungene: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“; kurzum es gab immer einen „Hauptspaß und groß Gaudium“. Daß es auch an Leckereien nicht fehlte, dafür sorgte natürlich Frau Rat, die wohl wußte, womit sie die Leckermäuler erfreuen konnte. Alles, was wichtiges in der Woche geschehen war, wird hier besprochen. Hier ist der rechte Ort, wo Frau Rat sich ergehen kann in der Schilderung des herrlichen Sohnes und seiner Thaten. Auch wird alles gezeigt, was gutes von den hohen Herrschaften aus Weimar für die liebe Frau Aja eintrifft. Als nun gar von der Herzogin die herrliche Dose mit ihrem Bilde ankommt, da kann Frau Aja es nicht erwarten, das Geschenk ihren Freundinnen zu zeigen: „Morgen, Gott lob! schon morgen ist Samstag. Was soll das für ein Festtag sein.“ Und nicht bloß gelacht und geschwatzt wird in diesem Kränzchen, nein, Frau Rat liest auch vor, was der treue Diener Philipp Seidel aus Weimar von den Werken des Sohnes und seiner Freunde, oder was diese selbst geschickt haben. Auch Musik wird getrieben und sogar eine neue Oper mit Noten und Anmerkungen verbessert und vermehrt. Von den Freunden Goethes nahm Krespel an diesem Kränzchen teil; die hohe Stellung, die ihm Frau Aja, seine zweite Mutter, in ihrer Wertschätzung einräumte, gab ihm dazu das Anrecht. Er war schon während Goethes Schweizerreise der Vertraute der Maxe und ihrer Mutter geworden. „Meine Seele segnet Sie,“ schreibt Sophie von La Roche in der Mitte des Jahres 1775 an ihn, „für das, was Sie edelmütig mitleidend für meine gute, gute, arme Maxe thun.“ Der Gatte Brentano war natürlich über Krespels Thätigkeit anderer Ansicht. In die Leiden der Frau Maxe und zugleich in die nahen Beziehungen Krespels zur Familie Goethe lassen uns Briefe der Frau Rat an Krespel, aus denen hier Auszüge folgen mögen, zum Teil in höchst ergötzlicher Weise hineinblicken.

Die Briefe sind nach Regensburg gerichtet, wo sich Krespel als Archivarius und Hofrat seit November 1776 in freilich unbehaglicher Stellung befand:

„Lieber Sohn! Einen mächtigen großen Lobstrich soll ich Euch im Nahmen des Papas schreiben, wegen der geschwinden Bestellung des Briefs . . . .

Ich weiß, Ihr nehmt die viele Mühe so Euch das Ding macht, nicht übel, Ihr solt auch davor am runden Tisch sitzen und über Euer Haupt soll ein ganzes Füllhorn vom guten ausgeschüttet werden. . . . . .

Eure Grüße an die Maxe, Tante, Gerocks habe wohl ausgerichtet, Sie haben Euch alle samt und sonders lieb und werth und wünscheten, daß Ihr wieder da wäret. Nur vor einem gewissen Peter (Brentano) ist Eure Abwesenheit ein groß Labsal, es ist überhaupt ein wunderlicher Heiliger, bis die arme Maxe ins neue Haus kommt, wird's vermutlich noch manchen Tanz absetzen. . . . .

Fasset also Eure Seele in Geduld, machet daß Ihr Euer Geschäft bald in Ordnung bringt, als dann fliegt zu uns. Mit aller freundschafftlichen Wärme solt Ihr empfangen werden, darauf verlaßt Euch . . . . .

Alle Samstage reden wir von Bruder Krespel und bedauern, daß Ihr uns nicht lachen helft. Wir haben jetzt ein Steckenpferd, welches uns ein groß Gaudium macht, das ist die neue Deutsche Opera von Herrn Professor Klein in Mannheim, Günther von Schwarzburg. Sie ist von der löblichen Samstagsgesellschaft mit Noten, Anmerkungen, ja sogar mit Handzeichnungen verbessert und vermehrt worden. Ferner hat uns Philipp (Goethes Schreiber Seidel) ein Verzeichnis von den Weimarer Carnevals-Lustbarkeiten zugeschickt, worunter eine Tragödie mit vorkommt, welche den Titel führt: Leben und Thaten, Tod und Elysium der weiland berühmten Königin Dido von Carthago. Eine noch nie gesehene Tragedie in 31 Aufzügen. So ein Spektakel ist's unter dem Mond weder gesehen noch gehört worden. Unter andern ist Hanswurst Carthagischer Burgemeister und Nebenbuhler des Aeneas . . . . . Mit einem Wort, das Ding muß man lesen, wenn der Unterleib verstopft ist und vor die Kur bin ich Bürge."

Als Krespel seine Rückkehr meldet, schreibt sie voller Freude:

„Lieber Sohn! nun die sechs oder acht Wochen werden sich also noch erleben lassen, was wird das vor ein Gaudium sein!!!!! . . . . .

Schwärmer, Raketen, Feuer-Räder wollen wir unter die Kerls werfen, die Kleider sollen ihnen zum wenigsten verbrennt werden, wenn sie auch schon die Haut zu schonen davon lauffen. Daß er keinen Brief an die Maxe geschrieben, daran hat er sehr weislich gethan; was ich von ihr weiß, ist folgendes: Ihre große Jugend und leichter Sinn hilft ihr freilich schwere Lasten tragen. Peter ist immer noch Peter, seine Standeserhöhung ist auf der einen Seite von Mama la Roche ein guter Einfall gewesen, denn da

er sich erstaunlich viel darauf einbildet, und es doch niemand als seinen Schwiegereltern zu verdanken hat, so hat das einen großen Einfluß auf seine Frau. Auf der andern Ecke aber hat das Ding viele seine verteuffelten Mucken. Sein Haus will er (weil die La Roche ihm in Kopf gehengt hat, der Churfürst würde bei ihm einkehren) unterst zu oberst wenden, als Resident muß er einen Bedienten hinter sich hergehen haben, das viele zu Fuße gehen, sagt er, schicke sich auch vor die Maxe nicht mehr. Nun denkt Euch bey dieser angenommenen Größe den Peter, der jetzt fürchterliche Ausgaben und sich zu einem vornehmen Mann wie der Esel zum Lautenschläger schickt. —

Soviel rath ich Euch, ihn nicht anders als Herr Resident zu Tituliren. Neulich war er beim Papa, der im Discurs Herr ..... sagte. Wissen Sie nicht, daß ich Churfürstlich Trierscher Resident bin? Ha Ha Ha, darnach könnt ihr Euch also richten und vor Schimpf und Schande hüten. Wieviel nun die gute Maxe bei der Historie gewonnen oder verloren hat, weiß ich nicht. Eure Schwestern sind herrliche Geschöpfe, Tante und ich haben sie recht lieb. Ich vor mein Teil weiß doch keine größre Glückseligkeit als mit guten Menschen umzugehen. Kommt also bald wieder und helft die Zahl der braven Leute vermehren, mit offenen Armen solt Ihr empfangen werden. Der Papa, und die Samstags-Gesellschaft grüßt Euch von Herzen und von mir seyd versichert, daß ich bin meines lieben Sohn wahre Freundinn und treue Mutter C. E. Goethe.

N. S. Vor die Nachricht, daß ich die Briefe an Euch nicht frankiren soll, dank. Die Galgenvögel auf der Post haben mich ausgelacht, daß ich es bisher gethan habe.

Nur ein Wort von Peter — kein Mensch kann begreifen, warum er nicht ins neue Haus zieht, bauen thut er auch nicht, da doch jetzt die schönste Zeit dazu wird, die Maxe darf nicht davon reden, sonst ergrimmt er im Geist, es ist ihr himmelangst, daß das bischen Verstand so noch in seinem Hirn wohnt, nicht auf einmahl mit Extrapost in Mond reiste.

Der Bruder in Weimar ist Gott sei Dank gesund, baut, pflanzt, gräbt in seinem Garten, auf Pfingsten können wir gute neue Mähr hören."

Schon im Mai des nächsten Jahres war Krespel wieder in Frankfurt; er verheiratete sich dort und lebte mit Frau Rat noch viele Jahre in ungetrübter Freundschaft, als deren äußeres Zeichen wir ihre Patenschaft bei seinem ältesten Sohne ansehen können.

Corneliens Tod.

Wir hatten das Schlosserſche Ehepaar verlaſſen, als es im November 1773, bald nach der Hochzeit, nach Karlsruhe aufbrach. Die erſten Briefe der jungen Frau zeugen von Glück und Zufriedenheit. „Alle meine Hoffnungen," ſchreibt Cornelia an die ebenfalls jungverheiratete Karoline Herder, „alle meine Wünſche ſind nicht nur erfüllt, ſondern weit — weit übertroffen." Die Förderin des Götz von Berlichingen verrät der Zuſatz: „Wen Gott lieb hat, dem geb' er ſo einen Mann."

Nur die Klage um die Entfernung vom Bruder, der ſie in den Worten Ausdruck giebt: „wir waren in allem Betracht mit einander verſchwiſtert, und ſeine Entfernung fühle ich am ſtärkſten," ſowie der Wunſch, eine Mutter wieder zu finden, bringt einen Ton der Wehmut in den Brief. Aber das Glück der Ehe war nur ſcheinbar. Aeußere und innere Verhältniſſe und Gegenſätze untergruben den Frieden trotz der großen Liebe Schloſſers, trotz der Vorſätze Corneliens, ihre Pflicht zu erfüllen — „da ſie mit wahrer Engelsgeduld die Laſten des Lebens dem Gatten tragen half".

Corneliens unreligiöſer, verſtandesmäßiger, begeiſterungsloſer Natur fehlte das Verſtändnis für den Glauben und die hingebungsvolle Thätigkeit des Gatten und ihm waren wiederum ihre geiſtigen und ſeeliſchen Bedürfniſſe rätſelhaft. Ihre zarte körperliche Konſtitution ſtand in ſchroffſtem Gegenſatze zu Schloſſers derber Natur. „Jeder Wind," klagt er dem Freunde Lavater, „jeder Waſſertropfen ſperrt ſie in die Stube, und vor Keller und Küche fürchtet ſie ſich noch zuviel."

Seit der Geburt der älteſten Tochter Maria Anna Luiſe im Oktober 1774 war ſie faſt zwei Jahre hindurch ans Bett gefeſſelt geweſen; erſt der Arzt Zimmermann, „ihr guter Genius", verſchaffte ihr Linderung und Beſſerung. Mehr noch als dieſe äußeren und körperlichen Mißſtände drückten ſeeliſche Leiden die unglückliche Frau. „Sie gehörte," ſo ſprach ſich einmal Goethe gegen Eckermann aus, „zu den Frauen, denen der Gedanke, ſich einem Manne hinzugeben, widerwärtig iſt." Sie hatte trotzdem einen ungeliebten Gatten geheiratet, um ihren Beruf zu erfüllen; aber ſie hatte ſich zuviel zugemutet. Die Worte Schloſſers an Lavater vom 13. Februar 1774: „Ich finde auf der Welt nichts, was mich liebt, wie ich wollte; Menſchen können es nicht, ſonſt würde es meine Frau; aber auf der Welt iſt das nicht,"

lassen uns hinter die Coulissen sehen. Die Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit von Emmendingen, wohin Schlosser bald nach seiner Verheiratung versetzt worden war, dazu die geschilderten Leiden ließen jenen Charakterzug Corneliens, der ihr und den Ihrigen schon in Frankfurt das Leben verbittert hatte, noch stärker hervortreten: den Unmut und die Unzufriedenheit mit sich selbst und ihrer Umgebung, die pessimistische Anschauung von allen Dingen. Daraus erwuchs ihr eigentliches Unglück, vor dem niemand sie bewahren konnte, auch der Bruder nicht, der seiner geliebten Freundin Frau von Stein einen Brief Corneliens im Mai 1776 mit den Worten übersandte: „Sie fühlen, wie er mir das Herz zerreißt. Ich hab schon ein paar von ihr unterschlagen, um sie nicht zu quälen. . . . . Ich bitte Sie flehentlich, nehmen Sie sich ihrer an"; und der Gustchen gegenüber den Wunsch ausspricht: „O daß ihr verbunden wärt! — daß in ihrer Einsamkeit ein Lichtstrahl von dir auf sie hinleuchtete!" —

Am 10. Mai 1777 wurde Cornelia von einem Mädchen entbunden. Leider mußte Schlosser die Vaterfreude mit dem Tode der Gattin bezahlen. Cornelia starb am 8. Juni 1777. Am 14. erhielt die Mutter die Nachricht. Kurze Zeit vor der Ankunft der Nachricht hatte sie ahnungsvoll an Lavater geschrieben, daß die Schlossern krank, vielleicht gefährlich krank wäre, da so lange Zeit alle Nachrichten ausgeblieben waren. Bald darauf erhielt sie von Lavater, der durch den Gatten sofort benachrichtigt worden war, ein Beileidschreiben. Ihre Antwort, einige Tage später geschrieben, zeigt, daß sie den Schmerz mit dem Mittel zu bekämpfen suchte, das sie noch nie im Stich gelassen hatte, mit den Tröstungen der Religion; es ist ein bewundernswürdiger, man möchte sagen, beneidenswerter Glaube, der sich in diesem Briefe ausspricht. Eine Stelle mag Zeuge davon sein:

„Ohne den felsenfesten Glauben an Gott — an den Gott, der die Haare zählt, dem kein Sperling fehlet — der nicht schläft noch schlummert, der nicht verreist ist — der den Gedanken meines Herzens kennt, ehe er noch da ist — der mich hört, ohne daß ich nöthig habe mich mit Messern und Pfriemen blutig zu ritzen, der mit einem Wort die Liebe ist — ohne Glauben an den wäre so etwas unmöglich auszuhalten.

Am 16. Juni erhielt Goethe die Todesnachricht aus Emmendingen.

„Brief des Todes meiner Schwester. Dunkler, zerrissener Tag", steht an diesem Tage in seinem Tagebuch; „Leiden und Träumen", an den beiden nächsten Tagen. Außer der Mutter hatte ihm niemand näher gestanden.

Aeußerungen in ſpäteren Jahren zeigen uns die Größe ſeines Schmerzes. Aber, wie es bei großem Schmerze ſeine Art war, er vergrub den Kummer in ſich.

Nur wenige Worte ſchrieb er an die Mutter mit der Aufforderung: „Sorge Sie für des Vaters Geſundheit, wir ſind nun einmal ſo beiſammen. Grüße Sie den armen Schloſſer auch von mir.“ Grade zu der Zeit, als ihn die Liebe zu Frau von Stein beſeligte und beglückte, traf ihn die Todesnachricht. Dieſer doppelten Stimmung gab er in den herrlichen, an Guſtchen geſandten Verſen Ausdruck:

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Die nachhaltige Größe des Schmerzes zeigte ſich bei der ſchon fünf Monate ſpäter erfolgenden Wiederverlobung Schloſſers. Eines der jungen Mädchen aus dem Gerockſchen Hauſe hatte zuerſt die Wirtſchaft in Emmendingen geführt; aber die einſame Lage der Wohnung, die Erziehung und Pflege der beiden von Cornelia hinterlaſſenen Töchter, von denen Julia erſt wenige Wochen alt war, verlangten Erſatz für die fehlende Mutter. Schloſſer traf eine Wahl, die für Frau Rat die angenehmſte und erfreulichſte war. Ihre liebſte Freundin und Tochter, von der ſie einſt Lavater geſchrieben hatte: „Von meinem Geſchlecht habe ich nur eine Fahlmern, die mich verſteht,“ — die vertraute Freundin des Sohnes und der verſtorbenen Tochter, Tante Fahlmer hatte ſich Schloſſer auserſehen. Das vorläufige gegenſeitige Verſprechen erfolgte ſchon im November. Wenn auch der Schmerz der Frau Rat ſich erneuerte, das Gefühl der Freude, daß die einzige, die ihr die Tochter, den Enkeln die Mutter erſetzen konnte, ſie nun auch wirklich erſetzen ſollte, blieb vorherrſchend. Aber ſie verſtand den Sohn, der ihr auf die Nachricht antwortete: „Sagen kann ich über die ſeltſame Nachricht Ihres Briefs gar nichts. . . . . Mir iſt's, als wenn in der Herbſtzeit ein Baum gepflanzt würde. . . . . Mit meiner Schweſter iſt mir ſo eine ſtarke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Aeſte von oben, die davon Nahrung hatten, auch abſterben müſſen. Will ſich in der lieben Fahlmer wieder eine neue Wurzel, Teilnehmung und Befeſtigung erzeugen, ſo will ich auch von meiner Seite mit Euch den Göttern danken. Ich bin zu gewohnt, von dem um mich jezzo zu ſagen:

Das ist meine Mutter und meine Geschwister ꝛc. Was Euch betrifft, so segnet Gott, denn ihr werdet auf's neue erbaut in der Nähe und der Riß ausgebessert." Sie verstand es auch, daß er der Aufforderung ihres Bruders, des Dr. Textor, nicht Gehör gab, zu der auf den 27. September 1778 festgesetzten Hochzeit Schlossers und Johannas ein Gedicht zu senden. An demselben Tage, da er obigen Brief an seine Mutter sandte, dem 16. November 1777, schickte er auch an Johanna, die ihm ihre Verlobung selbst mitgeteilt hatte, seine Glückwünsche:

„Daß Du meine Schwester seyn kannst, macht mir einen unverschmerzlichen Verlust wieder neu, also verzeihe meine Thränen bey Deinem Glück. Das Schicksal habe seine Mutterhand über Dir und halte Dich so warm, wie's mich hält, und gebe, daß ich mit Dir die Freuden genieße, die es meiner armen ersten versagt hat . . . ."

Nach Frauenart stand Johanna von nun an ganz auf der Seite Schlossers, der als Mensch und Schriftsteller Goethen immer unsympathisch war. „Ich verehre und liebe Schlosser, aber er hat mir etwas Unverträgliches, weswegen ich mich vor ihm scheue," so spricht er sich einmal über den Schwager aus.

Bald erkaltete darum auch das Verhältnis zwischen Goethe und Johanna; sie haben sich nie wiedergesehen. Aber Frau Rat und Johanna blieben sich treu bis zum Tode. Die Sorge und Liebe für Corneliens und für Johannas eigene, von der Großmutter nicht weniger geliebte Kinder bildete ein neues unzerreißbares Band der beiden wackeren Frauen.

Weimarer Freunde.

Der Tod Corneliens ließ Frau Aja sich noch fester an den Sohn in Weimar schließen. Durch den Umstand, daß der Rat Goethe bald darauf schwer krank und unzurechnungsfähig wurde, wuchs in ihr das Gefühl der Vereinsamung. Der direkte Briefwechsel mit ihrem Sohne genügte ihr nun nicht mehr. Die beiden ersten Jahre hatte sie noch viel durch seine Briefe an die Fahlmer erfahren; nun hörte auch diese Quelle auf zu fließen. Darum gewann Frau Aja, um von dem Leben und Wohlergehen des Sohnes aufs genaueste unterrichtet zu werden, als Korrespondenten und Vermittler aller Aufträge, die ihr für das leibliche Wohl des Sohnes nötig erschienen, den ihr als treu und geschickt bekannten Schreiber Goethes, Philipp Seidel, den sie ihm aus Frankfurt nach Weimar mitgegeben hatte.

Der kluge Burſche Philipp war durch Rat Textor ins Goethiſche Haus gekommen. Da er große Geſchicklichkeit im Schreiben zeigte, wurde er bald dem jungen Herrn überlaſſen; er ſchrieb deſſen Werke ins reine, führte ſein Ausgabebuch und ward in Weimar ſein unentbehrliches Faktotum. Er verſtand es bald ſeines Herrn Handſchrift ſo getreu nachzuahmen, daß man ſie ſchwer unterſcheiden konnte, wurde allmählich mehr Vertrauter als Diener und konnte ſo zum Modell für Egmonts Sekretär Richard werden. Frau Rat hatte an dem Burſchen ſchon in Frankfurt Gefallen gefunden, weil er Verſtändnis für die Dichtungen ihres Sohnes zeigte.

„Ich weiß noch gar zu gut," ſchreibt ſie ihm einmal, „wie Ihr am runden Tiſch den Götz von Berlichingen abſchriebet und wie Ihr das Lachen verbeißen wolltet, da der junge Offizier nichts bei der Sache zu danken fand." — Frau Rat meint den Ritter im dritten Akt, dem Götz zwei Rippen entzweibrach. — „Ich freute mich damals ſchon über Euch, daß Ihr das alles ſo fühlen konntet." „Meine Liebe", ſo fährt ſie dann weiter fort, „und das Vertrauen zu Euch hat nur immer zugenommen, weil ich mich nicht betrogen und Ihr täglich braver worden ſeid."

Daher glaubt ſie in ihm den rechten Mann gefunden zu haben, der mit ſeinem praktiſchen Sinn dem idealen Dichter die kleinen Sorgen des Lebens abnehmen und durch den ſie alles über den Sohn erfahren könne, ohne den vielbeſchäftigten Staatsmann und Dichter ſelbſt durch Fragen zu quälen. Deshalb erhält er den Auftrag: „Die Reiſe von Eurem Herrn mag gehen, wohin ſie will, ſo werdet Ihr uns doch als im Vertrauen ſagen, wo Er iſt, denn man kann nicht wiſſen, was alles vorfällt, daß doch ein Brief zu Euch gelangen kann." Durch ihn erfährt ſie, mit welchen Delikateſſen ſie den Sohn oder den Herzog erfreuen könne; ihm ſchreibt ſie „von neuen Strümpfen, alle von einer Hand geſtrickt, die dem Herrn Doktor ſehr wohl behagen werden," und von ähnlichen Dingen, die eine Mutter für wichtig hält und mit denen ſie doch den Sohn nicht beläſtigen wollte. Denn Philipp war Haushalter und Kaſſierer, und hatte die Dienerſchaft unter ſich. Auch Aufträge an Wieland und Kranz, an die Herzogin muß er ausrichten; ja ſie überträgt ihm ſogar, die Bewerbung eines Schulmeiſters um eine Weimarer Stelle, wozu er ſie um „ihr Vorwort" bei ihrem Sohne gebeten hat, bei ſeinem Herrn zu vertreten. Daß Frau Rat ſich an den richtigen Mann gewandt und den paſſenden Gehilfen für ihren Sohn ausgeſucht hatte, zeigen beſonders die Briefe Goethes an ihn während der italieniſchen Reiſe, die faſt im Tone

des wohlwollenden Gönners, ja des Freundes geschrieben sind, der sogar Meinungen und Ratschläge des Schreibers über seine Dichtungen annimmt oder berichtigt.

Seidels Berichte waren besonders in der Zeit für Frau Rat von Bedeutung, als sie von den Weimarer Freunden Goethes fast noch niemand persönlich kannte. Aber nicht lange sollte es dauern, und Frau Rat war in Weimar fast so bekannt, wie zu Hause. Das Wort, das sie einmal spöttelnd über die durch Deutschland reisende, auch sie besuchende Frau von der Recke ausgesprochen hat: „Die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen, bei mich kommen sie alle ins Haus, das war ungleich bequemer — ja, ja, wem's Gott gönnt, giebt er's im Schlaf;" paßt auch schon für diese Zeit. Denn es kam zu einem förmlichen Wallfahren von Weimar nach Frankfurt; ja es giebt wohl keinen der Freunde und Gönner des Dichters, der nicht Frau Rat in Frankfurt besucht hätte. Die Ursache war die begeisterte, verehrungsvolle Schilderung des Sohnes von ihr, der auch ihre Briefe zeigte, um „von dem Leben, das in ihnen war, einen Begriff zu geben". Am allermeisten Eindruck machte diese Schilderung auf den Mann, der nach kurzem Groll über die bekannte Satire: „Götter, Helden und Wieland", der herrlichen Lichtgestalt Goethes fast anbetend gegenüberstand, auf Wieland; sein edles Benehmen gewann ihm sofort das Herz der Mutter für immer. Zimmermann konnte seiner Freundin keine größere Freude bereiten, als daß er ihr ein Zeugnis dieser schönen Gesinnung seines Freundes schickte, einen Brief Wielands an ihn, vom 8. Januar 1776, in dem es unter anderem heißt:

„Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Goethe, Lavater, Herder, warum sollten sie nicht auch meine Freunde sein? seit ich dieses Kleeblatt kenne, sind sie meine Heiligen. Ich lebe nun neun Wochen mit Goethe und lebe, seit unsere Seelenvereinigung so unvermerkt und ohne allen effort nach und nach zustande gekommen, ganz in ihm, er ist in allem Betracht und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat. Das sage ich meinem Zimmermann, weil er's beinahe mit ebenso innigem Vergnügen lesen wird, als womit ich's ihm schreibe. Möchte ich es der ganzen Welt sagen können. Möchte alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben wie ich. Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit — der ganzen, schönen, gefühlvollen, reinen Mensch-

lichkeit sah. Außer mir kniete ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an."

Die Antwort der freudig erregten Mutter enthält eins der wenigen Urteile von ihr über den Charakter des Sohnes:

„Das Zeugnis von Wielands Liebe gegen meinen Sohn . . . freute mich herzlich; das ist nun einmal das glückliche Loos von Doktor Wolff, daß ihn alle Leute lieben, denen er nahe kommt, das ist nun freilich ganz natürlich, er hat ein gutes Herz, liebt seine Mitmenschen, sucht wo er hin kommt Freude zu verbreiten, man sieht in der Nähe nur den Menschenfreund, und vergißt gerne den Satirenschreiber."

Schon vom Ende des Jahres 1776 besitzen wir einen Brief Wielands an Frau Rat, dessen Anfang gleich beweist, daß beide bereits längere Zeit im Briefverkehr standen. Er schickt ihr regelmäßig seine neuesten Erzeugnisse, er giebt viel auf ihr Urteil und nennt sich ihren Sohn; ja er macht sogar von ihrer Ansicht die Aufnahme eines Klingerschen Manuskripts: „Der neue Orpheus", in seinen Merkur abhängig. Die Briefe der Frau Rat haben ihm eine so große Vorstellung von ihr gegeben, daß er sie zu besuchen beschließt. „Ich muß Goethes Mutter sehen, da hilft nichts für", schreibt er an Merck im Mai 1777. Wie freut er sich, als er seine Ankunft anmelden kann! „Ich muß nach Mannheim und Schweizers Rosamunde (Wielands Rosamunde, komponiert von Schweizer) hören. Das beste aber davon ist, daß es mir Gelegenheit giebt, Ihnen zu Frankfurt und unserm Merck zu Darmstadt einen Besuch zu machen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie ich mich darauf freue. . . . . Goethe ist und bleibt halt doch mit allen seinen Eigenheiten einer der besten, edelsten und herrlichsten Menschen auf Gottes Erdboden. Und wer sollte nun den Vater und die Mutter eines solchen Mannes nicht persönlich kennen wollen?"

Am 1. Dezember kann er den Tag der Ankunft angeben und zugleich einen zweiten Gast anmelden, „einen großen, hübschen, wackern, jungen Kerl, Namens Kranz, der ein junger angehender Virtuose bey unserer Kapelle ist . . . . er soll Ihnen Solos, und wenn sie wollen, Trios, Quadros und Konzerte auf seiner Braatsche geben, die Ihnen in Ohr und Herz wohl thun sollen." Darauf folgt Frau Ajas nochmalige Versicherung freundlicher Aufnahme und Wielands Bitte, sich die häusliche Ordnung in keinem Punkte stören zu lassen: „Die größte Ehre, die Sie mir erweisen können, ist, mich wie einen Sohn zu behandeln."

Am 17. Dezember 1777 trafen Wieland, Kranz und Merck bei Goethes Eltern ein.

„Selige Tage“ verlebten ſie hier in der Casa santa, wie der begeiſterte Wieland damals das Goethiſche Heim nannte. Die Samstagsmädel, Maxe Brentano, Tante Fahlmer und alle Freunde des Hauſes wurden zu Ehren der Gäſte eingeladen. Noch nach einem Jahre, da Merck wieder in der Casa santa am runden Tiſch ſaß, rekapitulierte er mit Frau Aja alles, „was damals in dieſer Stube allen begegnete“.

Am 23. Dezember nahm Wieland dankbar gerührt von Mannheim aus noch einmal Abſchied: „Ade lieber Papa, liebe Mutter Aja! Der Himmel vergelte Ihnen die ſeligen Tage, die ich mit und bei und durch Euch gelebt habe! Kranz beugt ſeine Kniee. Der gute Menſch weinte wie ein Kind, da wir aus Frankfurt hinaus und wieder im Freien waren, und ſagte von Zeit zu Zeit wunderbare Dinge im Sturm und Drang ſeines Herzens.“ Welches Inhalts dieſe Worte geweſen ſind, erfahren wir aus dem begeiſterten Schreiben, das Kranz ſelbſt nach ſeiner Rückkehr aus Weimar an Frau Rat richtete. Niemals iſt die Frieden und Glück atmende Häuslichkeit Frau Ajas wahrer, begeiſterter und ergreifender geſchildert worden, als in dem Briefe dieſes einfachen, tief fühlenden Mannes.

„Liebe Frau Räthin! Erlauben Sie immer einmal, daß ich an Ihnen ſchreiben darf: es geſchieht nicht aus Prahlerei, nicht daß ich ſagen wollte: „Hört, Ihr Leute! ich ſchreibe an die Fr. R. G.!“ Nein gewiß nicht, ſondern bloß um mir Luft zu machen, denn noch will in Weimar mir weder Luft noch Menſchen behagen. Ganz natürlich, denn erſtlich war ich ſo glücklich mit Wieland ganze ſechs Wochen zu exiſtiren, und dann die Tage bei Ihnen zugebracht zu haben, nenne ich ohne Anſtand die glücklichſten meines Lebens. Wie mir an Ihrem runden Tiſche zu Muthe war, kann ich ohnmöglich beſchreiben. . . . . Nächſt den lieben Eltern Goethes, Wieland und Merck — welche Reinheit der Seelen! O wie lieb iſt mir ſeitdem die Menſchheit worden. Noch nie habe ich mich meines Daſeins ſo ſehr gefreut. Ich war ſo ſelig, daß ich ganz vergaß, wo und was ich war. Sie müſſen es auch oft an mir wahrgenommen haben — wie könnte Ihnen ſo etwas entgangen ſein! — ich ſaß da und lachte oft bis zur Unanſtändigkeit, ſo wie mich denn auch hinwiederum viele Geſpräche ſehr ernſthaft, nachdenkend und beinah zum Weinen gebracht haben. Meine Seele war in einer ganz wunderbaren Verfaſſung! Mir war manchmal, als wenn ich den ganzen Himmel auf-

geſchloſſen und alle ſeine unendlichen Herrlichkeiten vor mir liegen ſähe; ich ſahe einen Abſtand von Ihnen alleſammt gegen die übrigen Menſchen. Meine Seele ſeufzte, nicht nachkommen zu können. Der Herr Rath war immer ſtille, doch, wie ich glaube, innerlich vergnügt, nur daß es nicht zum Ausbruche kam, ſagte aber doch einige Mal: „O, das iſt gut! O, das iſt gar gut!“ Sie ſaßen mir gegenüber als die Großmächtigſte. So viel Sie auch in dem Geſpräch intereſſirt ſein mochten, ſo entſchlüpfte Ihnen doch nichts, was außerdem im Zimmer vorging. Unter währenden Reden einen tiefen Blick auf Herrn Rath und — immer wieder fortgeſprochen. Ihre Servante mochte ein paarmal im Auftragen was vergeſſen haben, Schwups! — kriegte die einen Hieb und immer wieder fortgeſprochen — ich ſaß dann immer wieder da und ſog nur ein. Der Kriegs-Rath Merck iſt doch ein göttlicher Mann! Alles, was er ſagt, iſt ſo rein wie Gold . . . Unſer Abſchied war mir ſo empfindlich, als merkwürdig. Der Herr Rath gab uns ſeinen Segen mit wärmſter und wahrer Liebe. An Ihnen bemerkte ich mir ganz etwas Unbekanntes. Sie gaben mir auf eine herzliche Art die Hand und drückten die meine freundſchaftlich. Ihre natürliche Munter- und Lebhaftigkeit verließ Sie nicht, Sie lächelten und doch rollten Thränen über Ihre Wangen. Von Merck habe ich mich losgewunden, er umfaßte mich, drückte mich an ſeine Bruſt und küßte mich herzlich. Dies fuhr mir durch alle Adern. Empfehlen Sie mich doch dem lieben Herrn Rath aufs Beſte. Ein Orden oder Gnadenzeichen kann nicht ſo hoch, als die Gedächtnis-Münze, welche er mir geſchenkt, von mir verehrt werden. O casa, o casa santa! —

Von dem neuen Stücke, welches Ihr lieber Doktor und unſer Geh. L. Rath Goethe am 30. Januar und hernach am 10. Februar hier aufgeführt, würde ich Ihnen viel ſchreiben, wenn nicht der glückliche Ph. (Philipp Seidel) Ihr Korreſpondent wäre. Doch Eins muß ich wegen der großen Aehnlichkeit zwiſchen Ihnen und ihm doch melden. Goethe als Andraſon kömmt vom Orakel; ihn empfangen nebſt ſeiner Schweſter vier feurige Mädchen, freuen ſich herzlich ihn wieder zu haben, fragen ihn, was er vor eine Antwort mitbringe, wie es dort ausſähe ꝛc. Er fängt an zu erzählen, aber vor allem Fragen der neugierigen Mädchen kann er in ſeiner Erzählung nicht fort kommen; endlich kömmt er auf den Ausſpruch des Orakels. Andr. „Wenn wird ein greiflich Geſpenſt“ ꝛc. (folgt eine Szene aus dem I. Akt des Triumphs der Empfindſamkeit). O wenn Sie ihn nur da hätten ſehen

ſollen! Augen, Gebärden, Ton, Geſticulation, Alles in Allem, ſage ich Ihnen. Ich war garnicht mehr im Orcheſter, ganz in der Atmoſphäre von Casa santa.“ . . .

Welchen Eindruck Frau Rat ſelbſt von Wieland gewann, zeigen ihre Worte an Lavater: „Dieſen Winter haben wir nun auch Freund Wieland kennen lernen. Wer dieſen Mann ſieht und ihn nicht lieb kriegt, über den ſage ich mein Urteil einmal nicht. Er war nebſt Freund Merck acht Tage bei uns. O was war das wieder einmahl für eine herrliche Zeit.“ Und launig ſchildert ſie der Freundin Großmann die Tage des Beſuchs.

„Liebe Freundin!

Das Vertrauen ſo Sie zu mir haben, freut mich ungemein, ich würde es Ihnen in einer langen Epiſtel noch deutlicher vorlegen, wann nicht mein Haus von oben bis unten mit ſchönen Geiſtern vollgepfropft wäre. Wielandt iſt ſchon einige Tage da, auch Freund Merck. Herr Doctor Wagner wird's Ihnen ſagen, daß von Morgens bis in die liebe Nacht alles drunter und drüber geht, denn liebe Frau Gevatterin, da Sie ſelbſt einen Poeten zum Mann haben, und alſo aus Erfahrung wiſſen, daß die Gattung Menſchen in einem Tage mehr Unfug anrichtet, als wir andern arme Erdenwürmer in einem Jahr; ſo können Sie ſich leicht meine dermalige häusliche Unordnung und Verwirrung vorſtellen. Dieſes ſchreibe ich Ihnen früh Morgens um 6 Uhr, da alles noch im tiefſten Schlafe begraben liegt.“

Als ein Jahr ſpäter Merck in der Casa santa einen an Wieland gerichteten Brief zurückließ, ſchrieb Frau Rat auf die Rückſeite ſcherzhaft die Worte:

„Lieber Sohn! Merck war drei Tage bei uns, da er fort iſt ſuche ich im Zimmer nach, räume auf, wie das bei Poeten ein ſehr nötiges Werk iſt, wie Ihr aus vorhergehendem Brief zur genüge erſehen könnt. Denn der arme Brief hätte gewiß gelegen und wär niemals an Ort und Stelle gekommen, hätte Frau Aja weniger Einſicht in der Poeten Weſen. Aber die iſt Gott ſei dank noch nicht aus der Uebung obgleich Herr Wolfgang Goethe ſchon drei Jahr ihr Haus nicht mehr erfreut, ſondern ſein Licht in Weimar leuchten läßt.“

Wielands und Kranzens begeiſterte mündliche Berichte, von denen wir uns nach dem Ton jener Briefe eine Vorſtellung machen können, mußten vor allem auf die hohe Frau ſtarken Eindruck machen, die in ihrem innerſten

Weſen und Charakter und in ihren ſchönſten Tugenden der Frau Rat verwandt war. Wie uns die Herzogin-Mutter Anna Amalia geſchildert wird, heiter und lebensluſtig, immer geneigt, an den Freuden des Lebens teilzunehmen, vielſeitig gebildet und lernbegierig, muſikaliſch beanlagt, vor allem aber einfach und natürlich, aller Verſtellung, Schmeichelei und Etikette abhold, mußte ſie an Frau Rat ſchon nach des Sohnes und Wielands Schilderungen Gefallen finden und den innigſten Wunſch hegen, die Vielgeprieſene kennen zu lernen. Anna Amalia war als Tochter des Herzogs Karl von Braunſchweig-Wolfenbüttel am 24. Oktober 1739 geboren, demnach acht Jahr jünger als Frau Rat; ſie hatte ſich 1756 mit dem Herzog Ernſt Auguſt Konſtantin von Weimar verheiratet, der bereits 1758 ſtarb und ſie als Witwe und Mutter zweier Söhne zurückließ, eine Herzogin-Mutter, die erſt vom Kaiſer für majorenn erklärt werden mußte, um die Regentſchaft übernehmen zu können.

Bis zum Jahre 1775 regierte ſie glücklich und weiſe, auch in den Stürmen des ſiebenjährigen Krieges, das Land für ihren Sohn Karl Auguſt, trefflich ſelbſt nach dem Urteil des großen Königs Friedrich. Ihre Hauptaufgabe ſah ſie in der Erziehung des Sohnes, die bei ſeinem eigenartigen Charakter nicht leicht war. Mit großer Strenge ſuchte ſie ſein Ungeſtüm, den Trotz und das ſtörrige Weſen des jungen Fürſten zu brechen. An ihr lag es gewiß nicht, wenn dem von dem jungen Fürſten ſpäter freiwillig gewählten Berater Goethe noch ſo viel zu erziehen nötig erſchien. Sobald Karl Auguſt achtzehn Jahre geworden war, überließ ihm Anna Amalia die Regierung und trat in das Privatleben zurück; von nun an widmete ſie ſich freudig und gern allein der Pflege der Kunſt, insbeſondere der Muſik, Malerei und Dichtung. Schon hierin, vor allem aber in der Tiefe des Gemüts, in der jugendlichen Friſche und Natürlichkeit ihres Weſens, die auch gelegentlich vor einer Derbheit nicht zurückſchreckte, fanden die Fürſtin und die Mutter des Dichters Berührungspunkte, die uns das beiderſeitige Gefallen aneinander erklären; beide haben dieſem Gefühl, nachdem ſie ſich kennen gelernt hatten, oft Ausdruck gegeben.

Wir bringen nebenſtehend ein bisher noch unbekanntes Bild der Herzogin aus ihren ſpäteren Lebensjahren, das dem von Angelika Kauffmann gemalten, idealiſierten Bilde von ihr wenig ähnelt, um ſo mehr aber aller Wahrſcheinlichkeit nach der Wirklichkeit entſpricht. Es iſt ein Oelgemälde auf Leinwand, 70 × 81 Centimeter, in Lebensgröße. Das auf der Rückſeite

Herzogin Anna Amalia.

befindliche Monogramm, J. E. H. verſchlungen, darf wohl als das des Malers angeſehen werden. Es wurde 1891 von einem Leipziger Sammler

in Weimar aufgefunden und befindet ſich jetzt im Goethe-Nationalmuſeum. Die bekannte Schilderung der Freifrau Henriette von Egloffſtein bietet zu unſerem Gemälde den beſten Text. Die genannte Dame teilt in ihren Memoiren aus dem Jahre 1787 über den Eindruck, den Anna Amalia damals auf ſie machte, folgendes mit: „Die Einbildung hatte mir das Bild dieſer Fürſtin mit den reizendſten Farben gemalt. Was ich jetzt erblickte, entſprach meiner Erwartung auf keine Weiſe. Eine kleine, unanſehnliche Geſtalt mit kurzem Hals, auf welchem ein viel zu großer Kopf ruhte, der dem verſtorbenen König Friedrich von Preußen ſprechend ähnlich ſah. . . . Als ich mich näherte, der Fürſtin die Hand zu küſſen, ſetzten mich ihre großen, durchdringenden, blauen Augen und die ernſte Miene ſo ſehr in Furcht, daß ich kaum fähig war, Antwort auf ihre Fragen zu geben. . . . Mit Erſtaunen gewahrte ich, wie ſehr ſich das Angeſicht, das mir vorhin ſo abſchreckend erſchien, plötzlich verwandelt hatte. Ein anmutig wohlwollendes Lächeln ſchwebte jetzt um den kleinen Mund, die junoniſchen Farrenaugen drückten nur Güte und Teilnahme aus, und das Wohlgefallen, womit ſie auf mir ruhten, verſchönerte die ſtarkmarkierten männlichen Züge, welche ich vor wenig Augenblicken noch ſo abſtoßend gefunden hatte.“

Den beſten Halt gewann die Verehrung, die Frau Aja der Herzogin entgegenbrachte, durch deren feſtes, den Hofumtrieben trotzendes Eintreten für Goethe, als ſelbſt der Miniſter Fritſch, der beſte Berater der Herzogin, der Ernennung Goethes zum Mitglied des Geheimen Rats ſein Entlaſſungsgeſuch entgegenſetzte. Ihren Vorſtellungen, ihrer ſchönen Verteidigung Goethes war es allein zu danken, daß der altbewährte Staatsmann blieb und bald mit Goethe in ein freundſchaftliches Verhältnis trat.

Auf der Reiſe nach dem Rhein begriffen, kam die Herzogin Anna Amalia am 15. Juni 1778 mit ihrem Gefolge, darunter Fräulein von Göchhauſen und Kammerherr von Einſiedel, nach Frankfurt und hielt ſich

hier bis zum 20. Juni auf. Sie wiederholte den Beſuch im nächſten Monat auf der Rückreiſe, vom 18. bis 27. Juli. Während dieſer Zeit verkehrte die Herzogin täglich im Hauſe der Frau Rat, wo natürlich Merck und die Tante Fahlmer, ſowie ein alter Hausfreund, der Kornhändler Bölling, ſich einfanden.

„Das waren wieder einmal ſelige Tage, da ich die Gnade hatte, täglich um ihre Durchlaucht zu ſein . . . wenn Bölling, Merck, die Tante und ich auf den Punkt — der Vater mit eingeſchloſſen, kommen — ſo werden wir in einem Tage nicht fertig.“

Und dem Herzensfreund Lavater ſendet ſie zugleich mit der Meldung des ehrenden Beſuches ihr Urteil:

„Eine vortreffliche Frau, das glaubt mir auf mein Wort — großes, edles Menſchengefühl belebt Ihre ganze Seele, aber ſie ſchwäzt und prahlt nicht, wie das ſo viele falſch Empfindſame zu thun gewohnt ſind.“ —

„Wahr iſt's,“ ſo ſchreibt ſie an die Herzogin ſelbſt, „ich habe große und edle Seelen gekannt, eine Klettenbergern zum Exempel, aber . . die war doch ſozuſagen Fleiſch von meinem Fleiſch und Bein von meinem Bein, mit einem Wort meinesgleichen — Aber eine Amalia kennen zu lernen! Gott! Gott! das iſt kein Gepappel oder Geſchwätz, oder erdachte Empfindſamkeiten, ſondern ſo wahres Gefühl, daß mir die Thränen anfangen zu laufen.“ Faſt jeder Brief enthält eine Huldigung, die man wohl hin und wieder für überſchwenglich, aber gewiß nicht für ſervil, ſondern für den unverfälſchten Ausdruck einer ſehr lebhaft gefühlten Verehrung im Stile jener Zeit halten wird.

Und die Herzogin? Ihre Erwartungen waren ſicher erfüllt, wenn nicht übertroffen worden. Sie ſchließt mit Frau Rat ſofort vertrauliche Freundſchaft, würdigt ſie des ſchönen Namens „liebe Mutter“, wiederholt, wie wir ſahen, nach wenigen Wochen ihren Beſuch ſchon und ſchreibt auf einen Brief mit einem Andenken der Frau Rat:

„Liebe Frau Aja, Meine Freude über den Empfang Ihres Briefes iſt wohl ſchwerlich zu beſchreiben, auch will ich es nicht unternehmen, denn wahre Empfindungen ſind zu heilig, um ſie ſchwarz auf weiß zu ſetzen; Sie wiſſen, Liebe Mutter, was Sie mir ſind, alſo können Sie leicht glauben, wie unendlich mich Ihr Andenken gefreut hat.“

Noch mehr ſprechen für ihre Liebe und Verehrung gegen Frau Rat die Worte Wielands, die er an Merck ſchrieb: „Wenn die Herzogin einen Brief von Frau Aja bekommen hat, ſo ſpricht ſie nicht anders davon, als ob ihr

ein großes Glück widerfahren wäre, recht wie das Weib im Evangelio, die ihre Nachbarinnen anruft, sich mit ihr zu freuen, daß sie ihren Groschen gefunden habe." Der Begleiter der Herzogin, der Kammerherr von Einsiedel, schrieb, als er sie damals kennen gelernt hatte, an Knebel: „Goethes Mutter ist über alle Beschreibung erhaben, Du kennst sie selbst."

Daß bei so großer gegenseitiger Verehrung ein brieflicher Verkehr an die geschlossene Freundschaft sich knüpfte, erscheint selbstverständlich. Die Briefe der Frau Rat sind sämtlich erhalten und im Jahre 1885 den Mitgliedern der Goethegesellschaft als kostbares Geschenk dargeboten worden. Von den Briefen der Herzogin sind nur acht bekannt geworden, die in der 1889 veranstalteten Ausgabe abgedruckt sind.

Die Herzogin überschüttet die ihr so lieb gewordene Mutter mit den Zeichen ihrer Huld und Freundschaft. Bald nach der Abreise schickt sie ihr einen Höllenbreughel, „den jeder Connaißeur für einen der vorzüglichsten hält, — der große Gedanke in der Composition! der starke Geist in der Gruppierung . . . . . mich freut nur, daß ich es aufgespüret habe um Ihnen, Liebe Mutter Aja, eine kleine Freude damit machen zu können." Sie schickt ihr ferner eigne Kompositionen, z. B. eine zu dem Liede Goethes: „Sieh' mich Heiliger", aus Erwin und Elmire und zum Jahrmarktsfest von Plundersweilern; auch ein Zeichen ihres Maltalents, das Gemälde von den Bänkelsängern, an dem sie mit geholfen hatte. Noch viel größere Freude bereitete sie Frau Rat durch die Uebersendung eines Bildes des Sohnes und später einer Dose mit ihrem eigenen Bilde, wie uns die beiden Dankesbriefe zeigen:

„Ihro Durchlaucht legens recht drauf an Goethens Vater und Mutter in ihrer Einsamkeit zu erfreuen. Kaum haben wir uns über den Jahrmarckt und alles was dabey war herrlich ergötzt; so bringt der Postwagen wieder etwas in schönem grünem Wachstuch wohl verwahrt mit — Wie der Blitz ist Frau Aja dahinter her; macht in einer Geschwindigkeit die Cordel ab und will nun sehen, was es ist — da waren aber so viele Nägel herauszuziehen, daß Frau Aja eben all ihre Geduld zusammen nehmen und warten mußte bis die Zange und der Hammer das ihrige gethan und der Deckel vom Kästchen in die Höhe ging: nun lag noch ein Papier drauf, rischs war das auch weg, und Frau Aja that einen großen Schrei als sie ihren Hätschelhanß erblickte. Wir finden viele Gleichheit drinnen, und haben eine große Herrlichkeit damit wie das Ihro Durchlaucht Sich leicht vorstellen können, da wir ihn selbst in 3 Jahren nicht gesehen haben, zumahl da er im Frack

gemahlt ist worin ich ihn immer am liebsten so um mich herum hatte, und es auch seine gewöhnliche Tracht war."

„Durchlauchtigste Fürstin! Was soll ich zuerst, was soll ich zu letzt sagen! Mein Hertz ist zu voll, alle Ausdrücke gefallen mir nicht, sagen das nicht was ich fühle — so gern sagen wolte — Aber Theuerste Fürstin Sie kennen mein Herz und werden leicht begreifen wie mir zu Mute war als ich die Schachtel eröffnete, und das liebreiche, holdselige, freundliche Antlitz meiner Großen Verehrungswürdigen Amalia erblickte, und zwar mit einer solchen erstaunlichen Gleichheit, daß ich in meinem gantzen Leben so keine Silhouette gesehen habe — Von der übrigen Kostbarkeit, Pracht und Schönheit der Dose kan ich weiter gar nichts sagen als daß es ein wirklich fürstliches Geschenk ist. O! was können die Großen, die Götter dieser Welt, wenn Sie einer Amalia gleichen, vor Freuden um Sich her verbreiten! So habe ich noch keinen Geburtstag gefeiert — nein warlich noch keinen! Was wird mir das herrliche Geschenk noch alles vor Freude bereiten! Was werden meine Freunde Merck, Bölling, die Samstags Mädel sagen — Morgen, Gott Lob schon Morgen ist Samstag! Was soll das vor ein Festtag seyn! Das was jetzt kommt hätte ich nur wünschen mögen daß Ihro Durchlaucht davon ein Augenzeuge gewesen wäre. Als der Vater herunter zum Essen kam fand er das Futteral auf seinem Teller, er machte es auf fuhr vor Erstaunen zusammen — großer Gott das ist ja unsere Frau Herzogin mit Leib und Seele, und was ist das für eine prächtige Dose — als ich ihm die Sache erklärt hatte war er eben so erfreut und erstaunt wie ich. Mit einem Worte es war ein Tag der Freude und des Wohllebens, ein Geburtstag wie noch keiner war."

Dem Freunde Wieland wird die große Freude rasch gemeldet:

„. . . . . Ihr wißt doch, lieber Sohn, was mir unsere liebe Frau Herzogin vor eine Freude gemacht hat? O, wenn Ihr Frau Aja gesehen hättet! Das war ein Geburtstag! Ich habe zwar gleich auf der Stelle meine Freude und Dankbarkeit in einem Brief an Ihro Durchlaucht darzulegen versucht, allein es sind nachher zu großem Vergnügen der Frau Aja noch solche Dinge mit der herrlichen Dose passirt, daß ich ein Tagebuch darüber schreiben könnte. Bölling kommt alle Tage, um seine Andacht vor dem liebevollen Antlitz unsrer theuern Fürstin zu halten — manchmal reißt ihn sein Entzücken so hin, daß er sich ganz vergißt. So soll mich der Teufel holen, ruft er dann aus, wenn ich begreife, wie man so einen Schattenriß machen

kann. Liebe Frau Aja, fragen Sie doch die Weimarer, wer das gemacht und ausgeſchnitten hat, je mehr man's anſieht, deſto unbegreiflicher kommt's einem vor. Es iſt ja unſere beſte Fürſtin mit Geiſt, Seele und Leib, ich werde noch ein Narr drüber, und ſo iſt er im Stande, eine Glockenſtunde in einem fortzureden. . . . ."

Ja, die Sendungen von Weimar kommen ſo zahlreich, „daß man mir," ſo ruft ſie aus, „zu Beantwortung wenigſtens acht Tage Respiro verſtatten muß: denn ſtellen ſich Ew. Durchlaucht nur einmal die Sache vor!!! Eine Beſchreibung der Fete von Fräulein Thusnelde (Luiſe von Göchhauſen), einen Brief nebſt Präſent von Herr Krauß, ein Brief von Wieland, ein dito von der lieben Caroline Herder, noch ein ditto nebſt Einſchlag von Meiſter Philipp." Darum hat ſie auch ein eigenes Weimarer Zimmer, ſonſt die gelbe Stube genannt, eingerichtet, wo alle dieſe Herrlichkeiten aufgehäuft werden. Als ihr Einſiedel und Merck, von Weimar kommend, einen von der Herzogin gearbeiteten Geldbeutel und einen Schattenriß von „des Doktors ganzer Geſtalt" — mitbringen, ruft ſie aus: „Alle Freuden, derer ich mich nun bald an die vier Jahre beſinnen kann, kommen aus dem gebendeieten Weimar! Eia wär Mutter Aja auch einmal da."

Und wirklich faßte man ihren Beſuch in Weimar ernſtlich ins Auge. An Einladungen hatte es natürlich die Herzogin bei ihrer Anweſenheit in Frankfurt nicht fehlen laſſen. Goethe ſelbſt war dafür, den Beſuch auf den nächſten Frühling feſtzuſetzen; Merck ſollte der Begleiter ſein. „Er beſteht darauf, daß ich's Frühjahr mit ihm nach Weimar müßte, — vor der Hand kann ich die Möglichkeit noch nicht ſo recht einſehen;" meinte Frau Rat in dem Brief vom Oktober an die Herzogin. Die Pflege des kranken und ſchwachen Gatten war der Hinderungsgrund. Sofort antwortete die Herzogin:

„Liebe Mutter. . . . . Sehen Sie die Sache nicht ſo ſchwer an, Freund Wolff (Goethe) wünſcht es auch . . . . wir wollen den alten Vater unter der Zeit ſchon allerhand Vergnügen verſchaffen; Kranz ſoll zu ihn und ſoll ihm etwas vorgeigen, daß es eine Art und Muſter hat; ich denke, Liebe Mutter, daß Ihr Herz wohl ſelbſt genug für den Hätſchel Hans (Goethe) ſprechen wird, um zu wünſchen, ihn einmal wieder zu ſehen. Sie können nicht glauben, wie ſehr ich mich darauf freue."

Solch liebenswürdiger Einladung konnten Herr und Frau Rat nicht widerſtehen. Als Merck Mitte November zwei Tage in der „Casa santa" verweilte, „erklärte der Herr Rat großmütiger Weiſe, daß er ſeine Frau

Chr. M. Wieland.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

wolle ziehen lassen". Frau Rat hält nun auch das für möglich, was für sie „der höchste Grad von irdischer Glückseligkeit wäre". Ja, sie lebte in Gedanken schon in Weimar und träumte sogar davon. Aber der Zustand des Vaters vereitelte den Plan, wie uns folgende Briefstelle beweist: „ich halte es für unmöglich, den Vater allein zu lassen — es ist gar zu abwechselnd mit ihm; in der einen Stunde glaubt er selbst, daß es anginge und in der andern macht ihn der bloße Gedanke meines Fortgehens krank."

Wenn Frau Rat nun auch nicht nach Weimar kam, so hatte sie doch auch außer Philipp Seidel noch andere fleißige Korrespondenten dort, die ihr alles, was den Sohn betraf, berichteten. Zu diesen gehörte vor allem die Gesellschafterin und Hofdame der Herzogin-Mutter, Fräulein Luise von Göchhausen, die in der Begleitung ihrer Herrin in Frankfurt gewesen war und dort Frau Rat kennen gelernt hatte. Körperlich mißgestaltet und sehr klein, hatte sie umsomehr geistige Vorzüge aufzuweisen. Lebhaft, geistreich und lebenslustig, frisch und derb, ja manchmal keck in ihren Witzen, war das damals dreißigjährige Mädchen so recht nach dem Herzen der Frau Rat. Wegen ihrer Verehrung Klopstocks und ihres persönlichen Muts hatten die Stolbergs sie Thusnelde genannt, welchen Namen sie beibehielt. Karl August und Goethe, die sich viele, von ihr nie ohne Antwort gelassene Neckereien mit ihr erlaubten, stifteten für sie um ihres Namens willen sogar einen Orden. Sie liebte es, in Versen zu schreiben, und da Frau Rat als die Mutter Goethes darauf doch nicht gut in Prosa antworten konnte, so haben wir die Proben von Frau Ajas dichterischer Begabung Fräulein Thusnelda zu verdanken. Auf ihre poetische Epistel zum 19. Februar 1779, dem Geburtstage der Frau Rat, antwortete diese:

Dein guter Wunsch auf grün Papier
Hat mir gemacht sehr viel Plaisir.
Im Versemachen hab ich nicht viel gethan,
Das sieht mann diesen warlich an;
Doch hab ich geboren ein Knäbelein schön
Das thut das alles gar trefflich verstehn.
Schreibt Puppenspiele kunterbunt
Tausend Alexandriner in einer Stund.
Doch da derselbe zu dieser Frist
Geheimdter Legations-Rath in Weimar ist
So kan er bei bewandten Sachen
Keine Verse vor Frau Aja machen,
Sonst solltest du wohl was bessres kriegen.
Jetzt mußt du dich hieran begnügen!

Seit ihrem Beſuch in Frankfurt berichtete Fräulein Thusnelda der Frau Rat getreulich über die Aufführungen in Weimar, beſonders über die von Goethes Dramen und über ſeine Mitwirkung als Schauſpieler: ſo vom Jahrmarktsfeſt und dem Bänkelſängergemälde, das der Frau Rat, „da ſie als eine Kunſtkennerin und Liebhaberin dergleichen Dinge berühmt ſei“, in einer Kopie zugeſchickt wurde. Von der berühmten erſten Aufführung der Iphigenie am dritten Oſterfeiertag, dem 6. April 1779, bei der Prinz Conſtantin den Pylades, Goethe den Oreſt, Corona Schroeter die Iphigenie ſpielte, teilt Thusnelda ſofort der Frankfurter Freundin mit:

„Der Herr Doctor (Goethe) hat ſeinen Oreſt meiſterhaft geſpielt. Sein Kleid, ſowie des Pylades ſeins, war griechiſch und ich hab ihn in meinem Leben noch nicht ſo ſchön geſehn. Ueberhaupt wurde das ganze Stück ſo gut geſpielt — daß König und Königin hätten ſagen mögen: Liebes Löwchen, brülle noch einmal.“

Daß Frau Rat die Iphigenie ſobald wie möglich in Abſchrift erhalte, dazu „ermahnt ſie den Doctor und Philipp alltäglich“. „Das wird wieder einen ſeligen Tag geben,“ ſchreibt das Fräulein, „wenn ihr da ſo zuſammen ſitzen und euch daran freuen werdet. Daß aber nur die Geſundheit vom Doctor in dem beſten und älteſten Wein dabei getrunken wird. — Er und ſeine Iphigenia verdienens gewiß.“ Zugleich berichtet ſie über die Aufführung von Goethes Luſtſpiel: Die Laune des Verliebten, „mit einigen Arien, die der Kammerherr von Seckendorf komponiert hat“. Der Brief ſpricht auch die Sehnſucht der Herzogin und Thusneldens nach dem Freunde Merck aus — „Beim Erwachen und Schlafengehen denken wir ſeiner“ —, der nun allein, ohne Frau Rat kommen mußte. Zu Weihnachten 1781 erhält Thusnelda zur Belohnung für ihre Berichte eine Silhouette der Frau Rat in Medaillon, nebſt einem langen, launigen Gedicht, deſſen Schluß lautet:

Doch iſt Frau Aja auserkorn,
In einen guten Zeichen geborn
Kennt brave Leut, deß iſt ſie froh
Und ſingt in dulci jubilo.

Ein geradezu ſchwärmeriſcher Dank folgte hierauf: „Ihr Silhouett ſo ähnlich! von ſo einer herrlichen, lieben, geliebten Frau! in ſo einem köſtlichen, artigen und modiſchen Zierrat; und Ihr Brief — o Ihr lieber Brief! daß ich doch nur ſagen könnte, wie unbeſchreiblich trefflich der Brief iſt!“ — ſo lautet die Antwort an die „allerliebſte, beſte Herzensmutter“.

Einige andere Briefe und Gedichte aus spätereu Jahren beweisen den Fortgang des freundschaftlichen, innigen Verkehrs.

Allen Besuchern aus Weimar sollte aber die Krone aufgesetzt werden durch das Erscheinen des Herzogs Karl August und Wolfgangs bei den Eltern. Wohl niemand hatte Frau Rat Veranlassung mehr zu ehren, als den jugendlichen Fürsten. Seine große Liebe und Freundschaft für Goethe mußten gerade bei ihr das wärmste Verständnis finden. Trotz des Murrens der Staatsbeamten, die sich weigerten, mit Goethe wegen seiner Unkenntnis der Verwaltung in einem Rat zu sitzen, hielt Karl August mit eiserner Festigkeit an dem Freunde fest.

Am 10. September 1779 schreibt Goethe an Frau von Stein: „Nach Frankfurt gehen wir, ich weiß, Sie freuen sich mit in der Freude meiner Alten."

Es war die bekannte Schweizerreise Karl Augusts und Goethes, die sie und ihren einzigen Begleiter, den Oberforstmeister von Wedel, am 18. September nach Frankfurt führte. Welche Freude für Frau Aja, als den 9. August 1779 die Anfrage des Sohnes bei ihr anlangte, ob der Herzog mit Wedel und ihm einige Tage bei ihr aufgenommen werden könnte. Auf die freudig bejahende Antwort folgt die genauere Angabe, daß der hohe Gast ein paar Tage für sich in Frankfurt bleiben wollte, ohne von seinen in Frankfurt etwa anwesenden Vettern oder Tanten belästigt zu werden. Auf der Rückreise würden sie offiziell in Frankfurt auftreten.

„Essen macht ihr Mittags vier," so beginnt die besondere Vorschrift für die Hausfrau, „nicht mehr noch weniger, kein Geköch, sondern eure bürgerlichen Kunststücke aufs beste . . . . . In des Herzogs Zimmern thu sie alle Lustres heraus, es würde ihm lächerlich vorkommen" . . . . . .

Eine Schilderung der Ueberraschung hat Frau Rat in einem ihrer schönsten Briefe an Anna Amalia gegeben, den wir hier buchstabengetreu abdrucken.

Frankfurth, den 24. September 1779.

Durchlauchdigste Fürstin.

Der 18te September war der große Tag, da der alte Vater und Frau Aja, denen seeligen Göttern weder Ihre Wohnung im hohen Olymp, weder Ihr Ambrosia nach Nectar, weder Ihre Vocal noch Instrumentthal Mucick beneideten, sondern glücklich, so gantz glücklich waren, daß schwerlich ein sterblicher Mensch jemahls größre und reinere Freuden geschmeckt hat als wir

beyde glückliche Eltern an dieſem Jubel und Freuden Tag — Niemahl hat mich mein Unvermögen eine ſache gut und anſchaulich vorzutragen mehr beläſtig als jetzt da ich der Beſten Fürſtin |: von Der doch eigendtlich alle dieſe Freude ausgeht, die doch eigendlich die erſte Urſach aller dieſer Wonne iſt:| ſo recht aus dem Hertzen heraus unſere Freude mittheilen mögte — Es gerade nun wie es wolle, geſagt muß es nun einmahl ſeyn.

Ihro Durchlaucht unſer gnädigſter und Beſter Fürſt, ſtiegen |: um uns recht zu überraſchen :| eine ſtrecke von unſerm Hauße ab kamen alſo gantz ohne geräuſch an die Thüre, klingelten, traten in die blaue Stube u. ſ. w. Nun ſtellen Sich Ihro Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tiſch ſitzt, wie die Stubenthüre aufgeht, wie in dem Augenblick der Häſchelhanß ihr um den Hals fält, wie der Herzog in einiger Entfernung der Mütterlichen Freude eine Weile zuſieht, wie Frau Aja endlich wie betruncken auf den beſten Fürſten zuläuft, halb greint halb lacht gar nicht weiß was ſie thun ſoll wie der ſchöne Cammerherr von Wedel auch allen antheil an der erſtaunlichen Freude nimbt — Endlich der Auftritt mit dem Vater, das läßt ſich nun gar nicht beſchreiben — mir war Angſt er ſtürbe auf der ſtelle, noch am dem heutigen Tag, da Ihro Durchlaucht ſchon eine zimmliche Weile von uns weg Sind, iſt er noch nicht recht bey ſich, und Frau Aja gehts nicht ein Haar beßer — Ihro Durchlaucht können Sich leicht vorſtellen wie vergnügt und ſeelig wir dieſe 5 Tage über geweßen ſind. Merck kam auch und führte ſich ſo zimmlich gut auf, den Mephiſthoviles kan Er nun freylich niemahls gantz zu Hauß laſſen, das iſt mann nun ſchon ſo gewohnt. Wieder alle Gewohnheit waren dieſes mahl gar keine Fürſten und Fürſtinnen auf der Meße, das war nach Unſers Theureſten Herzogs Wunſch, Sie waren alſo gar nicht genirt — Am Sontag gingen Sie in ein großes Concert, das im Rothen Hauß gehalten wurde, nachdem in die Adliche Geſellſchaft ins ſo genandte Braunenfels, Montags und Dinſtags gingen Sie in die Commedie, Mittwochs um 12 Uhr Mittags ritten Sie in beſtem Wohlſeyn der Bergſtraße zu, Merck begleitete Sie bis Eberſtadt. Was ſich nun alles mit dem ſchönen Caumerherrn von Wedel, mit dem Herrn Geheimdten Rath Goethe zu getragen hat, wie ſich unſere Hochadliche Fräulein Gänßger brüſteten und Eroberungen machen wolten, wie es aber nicht zu ſtande kam u. d. m. das verdiente nun freylich hübſch dramatiſirt zu werden. Theureſte Fürſtin! Sie verzeihen dieſen kalten Brief der gegen die Sache ſehr zu kurtz fält — es iſt mir jetzt gantz ohnmöglich es beßer zu machen — ich bin den gantzen

Tag vor Freude und Wonne wie betruncken, wen ſichs etwas zu Boden geſetzt hat wird meine Vernunfft auch wieder zu Hauße kommen — biß dahin bittet Frau Aja daß Ihro Durchlaucht Gedult mit ihr haben mögten. Uns iſt jetzt nichts im Sinne, als die Freude des wieder Zurückkomens, da ſoll

Goethes Vater.
Relief von J. P. Melchior.

der jubel von neuem angehn. Gott bringe Sie glücklich und geſund zurück, dann ſoll dem alten Reihnwein in prächtigen Pocalen mächtig zugeſprochen werden. Wüſten Ihro Durchlaucht wie oft wir mit Freudenthränen an Ihnen dachten, von Ihnen redeten, wie Frau Aja den Tag ſeegnete da die Beſte Fürſtin Ihrem glücklichen Land einen Carl Auguſt geboren hat, Der wie

es nun am Tage iſt, nicht Seinem Land allein zum Heil gebohren worden, ſondern auch dazu um auf unſere Tage Wonne Leben und ſeeligkeit zu verbreiten — Wie dann ferner, Frau Aja ſich nicht mehr halten konte, ſondern in ein Eckelgen ging und ihrem Hertzen Luft machen mußte; ſo weiß

Goethes Mutter.
Relief von J. P. Melchior.

ich gantz gewiß die Beſte Fürſtin hätte Sich unſerer Freuden gefreut — dann das war kein Mondſchein im Kaſten, ſondern wahres Hertzens gefühl. Dieſes wäre nun ſo ein kleiner abriß von denen Tagen wie ſie Gott |: mit dem ſeeligen Werther zu reden :| ſeinen Heiligen aufſpart, mann kan hernach immer wieder was auf den Rücken nehmen und durch dieſe Werkeltag Welt durchtraben und ſein Tagewerk mit Freuden thun, wenn einem ſolche er=

quickungsstunden zu theil worden sind. Nun Durchlauchtigste Fürstin! Behalten Sie uns in gnädigstem Angedencken — der Vater empfiehlt sich gantz besonders — und Frau Aja lebt und stirbt als

Ihro Durchlaucht
unterthänigste treugehorsambste Dienerin
C. E. Goethe.

Fünf Tage blieben die Reisenden bei den Eltern, Karl August wohnte im ersten Stock, Wedel im grauen Zimmer, das kleine Stübchen war das Schlafzimmer, daneben das Kaminstübchen diente als Dienerstube, das große Zimmer als Audienzzimmer. Links davon war die Wohnstube des Herzogs, die jetzt Karl-Augustzimmer genannt wird. Gleich nach seiner Ankunft schrieb Karl August an Anna Amalia: „Beste Mutter, es ist aus Goethens Haus, den ersten Morgen, den ich daselbst zubringe, daß ich Ihnen schreibe. Goethens Mutter ist eine herrliche Frau. Ich freue mich erstaunlich sie zu kennen." Und zwei Tage später: „Hier ists mir sehr wohl ergangen, die alte Mutter habe ich erstaunlich lieb bekommen und ich denke, sie mich auch." Ueber die fünf Tage schreibt die glückselige Frau Rat:

„Häschelhans habe ich zu seinem Vortheil sehr verändert gefunden. Er sieht gesunder aus und ist in allem Betracht männlicher geworden, sein moralischer Charakter hat sich aber zu großer Freude seiner alten Bekannten nicht im geringsten verschoben — alle fanden in ihm den alten Freund wieder — mich hats in der Seele gefreut wie lieb ihn alles gleich wieder hatte — den Jubel unter den Samstags Mädel, unter meiner Verwand- und Bekandschaft, die Freude meiner alten Mutter u. s. w. wie alle Welt nun auch des Goethe seinen Herzog sehen wolte, wie meine Wohnstube immer voll Menschen war, die mit Schmerzen warteten, bis Ihro Durchlaucht die Treppe herunter kamen — wie der beste Fürst voll Freundlichkeit in die Stube trat, Sich von allen beschauen ließ, mit einem und dem andern redete, wie alle Anwesenden froh und fröhlich waren u. s. f. Eine Chronik müßte ich schreiben und kein Brief, wenn ich Ihro Durchlaucht das alles berichten wolte, was sich in den 5 glücklichen Tagen bey uns zugetragen hat — es waren eben Feier und Freuden Tage, deren uns Gott mehrere gönnen wolle."

Am 24. September waren die Reisenden schon in Speyer. Der Herzog begleitete seinen Freund zum Grabe Corneliens. „Hier bin ich nun nah am Grabe meiner Schwester," berichtet dieser am 28. September an Frau von

Stein, „ihr Haushalt ist mir wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist.“

Von Basel aus, der nächsten Station, beeilte sich Karl August an Frau Rat ein Dankschreiben zu senden. Auch seine Anrede ist die traute: „liebe Mutter Aja“ . . . . . „Ihre gute freundliche Aufnahme und Ihre Fürsorge für uns in Frankfurt hat uns die nötige Ausdauer völlig gegeben und die verlorenen Kräfte ersetzt. Glauben Sie ja, liebe Frau Rätin, daß ich recht und ewig dankbar bin für die viele Güte, die Sie und der Herr Rat für uns gehabt haben. Glauben Sie ja auch und das ohne allen Zweifel, daß ich Sie so sehr als jemand schätze und liebe . . . . . .“

An Merck und auch an seine Mutter schickte Goethe wiederholt Berichte von seiner Reise, auch Teile der für Frau von Stein bestimmten, großen Beschreibung, die dann später gedruckt und in seine Werke aufgenommen wurde.

Als die Reisenden Ende November wieder in Zürich angelangt waren, meldete sich Goethe bei der Mutter für einen längeren Besuch an. Aber die Ankunft erfolgte erst in den letzten Tagen des Jahres. Diesmal währte die Anwesenheit des Herzogs bei Goethes Eltern bis etwa den 11. Januar. Der Brief, in dem Frau Aja ihrer traurigen Einsamkeit nach den Tagen des Glanzes und der Freude Ausdruck giebt mit den Worten der Bibel: „Jetzt sitzt Mutter Aja ganz allein in den Hütten Kedars und ihre Harfe hängt an den Weiden: — Einsam wie im Grabe und verlassen wie ein Käutzlein in verstörten Städten,“ ist am 18. Januar 1780 geschrieben.

Man kann sich wohl denken, welch einen Aufruhr in Frankfurt und welches Aufsehen in allen Goethe näherstehenden Kreisen in Deutschland die Nachricht brachte, daß der regierende Herzog von Weimar bei Goethes Eltern wohne. „Wenn er noch länger hier geblieben wäre, hätten mir die Leute mein Haus gestürmt,“ meinte Frau Rat selbst, und Frau von La Roche äußerte zu Merck:

„Das Wundern aller der Leute von Adel, Kaufstand und Wirten ist gewiß sehr groß, denn wir sind nun wirklich auf dem Fleck, wo das Einfachste uns mehr Staunen macht, als die verworrenste Caprice . . . Frau Aja gönne ich von ganzer Seele die innige Zufriedenheit, die dieser Besuch ihr geben mußte. Mutterfreuden sind wohl unter den süßesten der Erde und ich möchte wohl sagen, daß vielleicht keine Mutter lebt, die diese Freuden so sehr verdient hat, als Frau Goethe.“

„Denn meine Glorie,“ schreibt diese selbst, „war fast groß und meine

Freude ohne alle Gränzen.“ Nun hatte sie auch Gelegenheit, den verehrten fürstlichen Freund ihres Sohnes näher kennen zu lernen. Ihr Urteil faßt sie in die an seine Mutter gerichteten Worte zusammen: „Den besten Fürsten täglich zu sehen war herrlich, aber ihn reden zu hören ging über alles. Wie oft saß ich ganz unbemerkt in einem Eckelchen und hörte Dinge darüber man staunen mußte. Eine solche Weisheit und Klugheit, eine solche tiefe Kenntniß der Menschen bis in die innersten kleinsten Falten und Winkel des Hertzens — Mit dem allen die ganz erstaunliche Entäußerung als wenn das alles gar nicht da wäre — und das in einem Alter von 22 Jahren! Jedem sagte Er was Verbindliches, jedem was ihm Freude machte, besonders unsere Damen Frauen und Jungfrauen sind so entzückt, haben in ihrem Leben noch so gar nicht gesehn — So einen Herzog! Diejenigen die das Unglück gehabt haben Ihn nicht zu sehen oder zu sprechen werden von den andern glücklichern vor halb unehrlich gehalten.“

Auch der ob seiner Schönheit berühmte Kammerherr von Wedel erwarb ihre Zufriedenheit. Was der Sohn ihr über ihn geschrieben hatte: „Wedel wird ihr sehr behagen, der ist noch besser als alles, was sie von uns Mannsvolk gesehen hat“, bestätigt sie wiederholt in dem Sinne, wie er es gemeint hatte. Ein verunglücktes Liebesabenteuer dieses schönen Kavaliers in Straßburg hatte seinen Kollegen von Einsiedel zur Abfassung eines sehr derb gehaltenen Scherzes veranlaßt, der Frau Aja zugeschickt und von ihr den Reisenden vorgelesen wurde. „Das Buch vom schönen Wedel,“ berichtet sie an die Herzogin, „hat mir ein groß Gaudium gemacht und bei der Rückkunft unserer Reisenden soll das ein Hauptspaß werden, auf so was versteht sich Frau Aja meisterlich.“

Die Büste des Herzogs, vom Hofbildhauer Klauer gefertigt, langte in Frankfurt am 31. März als äußeres Zeichen des Dankes an. „Die Freude und die Wonne, den Jubel über dieses so gnädige Fürstliche Andenken nur einigermaßen zu beschreiben, das ist mir platterdings unmöglich,“ so lautete eine Stelle aus dem Dankbrief der beglückten Frau. Karl August hatte dazu ein Schreiben übersandt, aus dem wir nur eine Stelle hervorheben:

„Ich kann Ihnen nicht viel sagen, liebe Frau Aja, was schönes, das in einem Briefe gut klingen würde, mißtönt in den meinigen. Daß ich Sie liebe und ehre, wissen Sie, ich brauchte es also nicht zu sagen; da die zwei Worte einmal dastehn, so mögen sie bleiben, es hieß alles, was man mit 3000000 Worten nicht sagen kann.“

Auch noch in anderer Weise bezeigte Karl August seine Dankbarkeit. Merck hatte an Anna Amalia folgendes mitgeteilt:

„Dieser alte Mensch (Goethes Vater) ist ganz incorrigible, und die Filzerei ist so arg, daß, wenn der Herzog 4 Wochen in seinem Hause logiert, Er der Frau nicht einen Thaler Wochengeld mehr giebt. Dieser Mensch ist Goethes Vater und Frau Aja Eheliebster. Neuerlich hat er sich sehr gefreut, daß Ers nicht war, der das Geld für des Herzogs Malerei auszulegen hatte, ich glaube, er hätte dafür nicht schlafen können. Warum nur Gott solche Menschen läßt, das mag ich nicht verantworten." Daraufhin übermittelte der Herzog in sehr zarter Weise durch Merck eine Summe Geldes für die vielen Auslagen der Frau Rat für ihn und seine Dienerschaft, was aber niemand, vor allem weder der Vater noch der Sohn Goethe jemals erfahren sollte.

Diese innige Freundschaft mit dem regierenden Fürsten, seiner Mutter und den ihnen nahestehenden Personen steigerte natürlich den schriftlichen und mündlichen Verkehr zwischen Frankfurt und Weimar. Frau Rat lebte im Geiste mehr in Weimar als zu Hause, besonders seit der Zeit, da auch Tante Fahlmer sich verheiratet hatte und Mutterstelle an Corneliens Kindern vertrat. Der Gatte war seit vielen Jahren krank und nur durch die für ihn nötige Pflege bemerkbar, die Tochter tot, der Sohn weit fort, ebenso die geliebte Freundin; wer kann es da Frau Aja verargen, wenn sie trotz allen Humors über Einsamkeit und Verlassenheit klagt? War doch der guten Frau Mitteilung des Guten und Erfreulichen zur zweiten Natur geworden. Und so machen ihr alle die Freundschaftsbezeigungen aus Weimar zwar „Feiertage", aber „die weiß ich nur und Gott". „Freilich," klagt sie, „hätte ich nur eine einzige Freundin, eine einzige teilnehmende Seele, so hätte meine Wonne und Freude den höchsten Gipfel erreicht, denn ein Vergnügen, das man niemand sagen kann, bleibt allemal nur halb. Was kann ich aber machen? Vor der Hand ist das nun jetzt eben Frau Aja ihr trauriges Loos." Und wahrhaft rührend klingt die Klage in dem Dankschreiben für die Uebersendung der Büste der Herzogin zum Geburtstage der Frau Rat, dem 19. Februar (1781):

„Das liebe Frühjahr kommt freilich heran, aber ich habe weder Ahndung noch Freude. — Gebe man einem Menschen alle Herrlichkeiten der Welt, was hilft's, wenn er keinen Freund hat, dem er's sagen kann. — Eine Glückseligkeit, die wir allein genießen, bleibt ewig nur halb — und das ist so ohngefähr mein Fall — weder in noch außer dem Hause habe ich jemand, mit dem ich so ein Herzensgesprächsel führen könnte. Wissen

Ihro Durchlaucht so etwas Freudenbringendes, so haben Sie die Gnade, mich's ganz in der Stille merken zu lassen, niemand soll's erfahren, und die Vorfreuden haben auch einen großen Wert."

In dieser trüben Zeit, besonders trüb durch die langwierige Krankheit des Herrn Rat, die selbst Frau Ajas „rosenfarbenen Humor" für einige Zeit „flohfarb" werden ließ, waren ihr die Briefe und Besuche der lieben Weimarer Labsal und Erquickung.

So hatte Wieland, der „beste Gevatter, Freund und Sohn", immer in freundschaftlichstem Verkehr mit ihr gestanden und ihr regelmäßig seine Werke und seine Zeitschrift, den Merkur, zugeschickt. Besonderen Gefallen fand bei ihr von Wielands Werken das Märchen „Pervonte". Voller Begeisterung teilt sie ihren Beifall dem Dichter mit.

„Gestern abend las ich Euren Pervonte," schreibt sie an ihn am 12. März 1779, „hatte darob eine solche Freude, fühlte so ganz was Ihr vor ein herrlicher Mensch, vor ein lieber Wieland seyd, und daß keiner vor Euch und schwerlich einer nach Euch sein wird, der in solcher Art von Gedichten und Erzählungen den Grad erreichen wird, den Ihr von Gottes Gnaden und der Mutter Natur empfangen habt."

Bei so liebenswürdigem Urteil verschwieg ihr Wieland natürlich auch nicht seinen großen Plan, die Dichtung des Oberon. „Sie soll die erste sein, die ihn außerhalb Weimars gedruckt erhält." Das verspricht er mit Mund und Hand. Als er im Dezember 1779 den 10. Gesang beendet hat, ruft er ihr zu: „Einen Finger von jeder Hand gäb' ich drum, wenn ich zu Euch fliegen und Euch meine zehn Gesänge, die da hier vor mir liegen, vorlesen könnte." Im März 1780 traf nun der fertige Oberon bei Frau Rat ein. „Wielands treffliches Werk, genannt Oberon," so lautet der Bericht, „habe zum ersten Mal verschlungen, hernach wie ein vernünftiger Mensch mich dabei geberdet und es langsam und ordentlich gelesen. Sohn, Freund und Gevater Wieland soll . . . . ein eigenhändiges Schreiben von mir erhalten; worinnen nebst dem wärmsten Dank eine Beurteilung in Frau Ajas Manier erfolgen soll."

Diese Beurteilung ist uns leider nicht erhalten, wohl aber die Worte, in die Wieland beim Empfang des Schreibens ausbrach:

„Es geht in der Welt nichts über die Weiber von dieser Art, um sich von Poeten und Propheten gefangen nehmen zu lassen; nur Schade, daß sie immer rarer werden. Frau Aja ist die Königin aller Weiber, die Herz und Sinnen des Verständnisses haben."

„Was mir ſein Oberon für ſeelige Tage gemacht hat und noch macht, das belohne ihm Gott," ſchreibt ſie auch an Anna Amalia. Sie berichtet auch von einem Geſchenk der Frau Aja für den Dichter in dem

Frau von Branconi.

letzten der erhaltenen Briefe: „Der Herr Gevatter Wieland iſt ganz ſtolz über ihr liebes Andenken, mit großem Enthuſiasmus ſchrie er aus: ‚Das iſt mir eine Frau! ſie iſt die Zierde ihres Geſchlechts!' und ich ſage Amen."

Neben den ſo vielſeitigen ſchriftlichen Nachrichten erfreuten auch münd-

liche Berichte gerade in der zweiten Hälfte des Jahres 1780 die einsame Mutter. Im August erschien „ihr lieber Sohn“ Knebel, der Frau Aja schon bei seinem ersten, so folgenschweren Besuche ans Herz gewachsen war, und in demselben Monat, wenn auch nicht aus Weimar, so doch über Weimar, Frau von Branconi, die wegen ihrer Schönheit gefeierte frühere Geliebte des Erbprinzen (seit 1780 Herzogs) von Braunschweig, des Bruders von Anna Amalia. Goethe hatte sie, Lavaters innige Freundin, schon auf der Schweizerreise in Lausanne kennen gelernt. „Sie kommt mir so schön,“ schrieb er damals, am 23. Oktober 1779 an Frau von Stein, „und angenehm vor, daß ich mich etliche Male in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist, ein Leben, einen Offenmut, daß man eben nicht weiß, woran man ist . . . Ich blieb zum Essen. Am Ende ist von ihr zu sagen, was Ulyß von dem Felsen der Scylla erzählt. Unverletzt die Flügel streicht kein Vogel vorbei, auch die schnelle Taube nicht, die dem Jovi Ambrosia bringt, er muß sich für jedes mal anderer bedienen. Pour la colombe du jour elle a échappé belle, doch mag er sich das nächste Mal anderer bedienen.“

Ludwig von Knebel.

Am 26. und 27. August 1780 war die Sirene, auf die ein Goethe nicht ohne Eindruck geblieben war, in Weimar. Er giebt ihr einen Gruß an die Mutter mit und schreibt ihr schon am 28. August:

„In meiner Eltern Haus komme ich Ihnen mit einem Gruß entgegen, auf denen Schwellen, wo ich in meinem Leben mit so tausendfach veränderten Empfindungen hin und wieder gegangen bin . . . Erst jetzt spür' ich, daß Sie da waren, wie man erst den Wein spürt, wenn er eine Weile hinunter ist. In Ihrer Gegenwart wünscht man sich reicher an Augen, Ohren und Geist, um nur sehen und glaubwürdig und begreiflich finden zu können, daß es dem Himmel nach so vielen verunglückten Versuchen auch einmal gefallen und geglückt hat, etwas Ihresgleichen zu machen.“

Ihres großen Eindrucks auf die Mutter ist er gewiß. „Meine Mutter,“ so lautet jener Brief weiter, „schreibt mir gewiß gleich, sagen Sie ihr etwas

für mich. Sie wiſſen ja ſo ſchönes und das Schöne ſo ſchön zu ſagen, daß es einem immer wie in der Sonne wohl wird, wenn man ſich's gleich nicht träumen läßt, daß ſie um unſertwillen ſcheint." Leider iſt dieſer Bericht nicht mehr vorhanden. Jedoch läßt der andere Brief Goethes an Frau von Branconi vom 16. Oktober uns ahnen, was die für Schönheit und Anmut ſo leicht empfängliche Frau von der „überſchönen Branconi" geſchrieben haben mag. „Meine Mutter," heißt es dort, „iſt recht glücklich geweſen, Sie bei ſich zu haben. Die gute Frau ſchreibt auch eine Epoche von dem Tage Ihrer Bekanntſchaft. So gehts dem Aſtronomen, wenn an

Goethes Eltern.

dem gewohnten und meiſt unbedeutenden Sternenhimmel ſich, Gott ſei Dank, endlich einmal ein Komet ſehen läßt." Bald ſollte ein noch freudiger begrüßter Stern ſich zeigen.

Die große Sehnſucht der Frau Rat nach der Herzogin, der ſie oft in Einladungen Ausdruck gegeben hatte, z. B.: „Ihro Durchlaucht bedenken doch, daß es beinahe zwei Jahre ſind, daß das vor Frau Aja eine Ewigkeit iſt, in der ich unſere teuerſte Fürſtin nicht geſehen habe," wurde noch in dem beſuchsreichen Jahre 1780 erfüllt. Von Mannheim nach Hauſe reiſend, traf die Herzogin im Oktober in Frankfurt ein und blieb dort zwölf Tage. Leider fiel des Vaters ſchwere Krankheit in dieſe Zeit. „Freilich wäre es," ſo lautet der Brief nach der Abreiſe an die Herzogin, „vor mich Freude

und Wonne gewesen, wenn unsere beste Fürstin sich noch länger in dem so weltberühmten Frankfurt zum Trost obenbenannter Frau Aja hätten aufhalten mögen, so aber war leider diese Herrlichkeit, dieser Sonnenschein von gar kurzer Dauer — uhd des Vaters Krankheit hätte zu keiner ungelegeneren Zeit kommen können — denn das gab meiner Glückseligkeit einen sehr harten Stoß."

Ueber das Zusammensein der beiden Frauen während dieser zwölf Tage fehlen uns zwar Berichte, aber die Wirkung des Besuchs erkennen wir an dem immer reger werdenden Verkehr mit Weimar. Der Musikus Kranz, der nach seinem ersten Besuch eine so schöne, ergreifende Schilderung von Frau Ajas Haus gegeben hatte, erschien plötzlich im Dezember 1780, auf einer Studienreise begriffen, am „runden Tisch" und brachte Grüße und genauen Bericht über Weimar. „Die unvermutete Erscheinung des Herrn Kranzens," so meldet Frau Rat über den Besuch, „hat uns sehr gefreut. — Seine Reise wird gewiß von großem Nutzen sein. Er wird seine musikalischen Talente erweitern und als ein herrlicher Virtuoso nach Weimar zurückkehren. Mir ist das für den guten geschickten Menschen überaus lieb; Gott segne Ihro Durchlaucht und unsern besten Herzog für dies alles — Kranz hat uns mit gerührtem Herzen die große Gnade, so Ihro Durchlaucht für ihn haben, der Länge nach vorerzählt. Dero hohen Befehl infolge habe ich ihn gütig aufgenommen, und am runden Tisch meine Protection ihm angedeihen lassen. Wir waren recht vergnügt zusammen und tranken uralten Rheinwein auf das Wohlsein des hochfürstlichen Hauses Weimar und Eisenach die Gläser wacker leer. Der alte Vater wurde sogar von Freude belebt, drückte Kranzen einmal über das andere die Hände, weinte aber bei seinem Abschiede die bittersten Thränen. Ich habe den Mann in langer Zeit nicht so gerührt gesehen."

Natürlich hatte die Herzogin ihre Einladung der Frau Aja nach Weimar mündlich wiederholt, aber der Zustand des Vaters war immer hilfloser geworden, und Frau Rat kann nur betrübten Herzens schreiben: „Mit dem Sehen der Iphigenia, des Jahrmarkts und der übrigen schönen Sachen des Herrn Häschelhansens wirds wohl noch Zeit haben; Frau Aja muß noch im Glauben leben, das Schauen muß sie mit Geduld erwarten."

Bald darauf schickte die Herzogin zum Danke für die liebevolle Aufnahme und zugleich zum Geburtstage der Mutter ihre von Klauer verfertigte Büste. Sie wird mit Jubel begrüßt und in die Weimarer Stube neben die

des Herzogs gestellt: „Aber ist es möglich," so heißt es in dem Dankschreiben vom 19. Februar 1781, „einem Stein so viele Aehnlichkeit und Wahrheit zu geben! Alle meine Bekannden, die die Gnade haben Ihro Durchlaucht zu kennen, stunden alle vor Erstaunen mit offenen Mäulern da, konnten sich gar nicht satt sehen — ja bei der Brentano gings gar so weit, daß sie sich anfing zu fürchten — Mir ist Himmelangst der Stein fängt an zu reden sagte Sie — mit einem Wort, es ist ein Meisterwerk wo die |: ohne all ihr Verdienst und Würdigkeit :| glückliche Frau Aja Besitzerin davon ist. Ja Theuerste Fürstin! dieser neue und große Beweis von Dero Huld und Gnade gegen mich thut meinem Herzen so wohl, erfüllt mich so mit Freude, Leben und Wonne, daß das alles, so wie ichs fühle auszudrucken oder an den Tag zu geben platterdings ohnmöglich ist."

Im Juni desselben Jahres konnte die Herzogin der „lieben Mutter" mündliche Grüße übersenden durch ihren zweiten, damals zweiundzwanzigjährigen Sohn Konstantin, der in Begleitung des Legationsrats Albrecht eine größere, auf mehrere Jahre berechnete Bildungsreise unternahm.

„Mein Sohn Constantin," so begann das von ihm mitgebrachte Empfehlungsschreiben, „der Ihnen diesen Brief bringen wird, kann Ihnen alles mündlich sagen wie es hier mit uns stehet. Sie werden, Liebe Mutter, einen jungen Menschen an ihm finden der noch nicht ganz flügge ist, sein Herz aber ist gut, und ich hoffe, daß die Reise, die er jezt antritt, ihn zu einem guten und brauchbaren Menschen machen wird."

Noch vor dem Eintreffen des Prinzen waren von Kalb und von Seckendorf aus Weimar angekommen. Wie sehr Frau Rat durch den Sohn in die Weimarer Verhältnisse eingeweiht war, erkennen wir aus dem zufällig erhaltenen Brief an ihren Sohn über diesen Besuch. Von Kalb war es, der einst Goethe von Frankfurt abgeholt hatte und glücklich gewesen war, sich einen „Sohn von Goethes Eltern" nennen zu dürfen. Als Goethe in den Staatsrat trat, hatte der Herzog ihn zum Kammerpräsidenten gemacht. Leider hatten beide sich in ihm getäuscht; er mußte 1782 entlassen werden. Goethes Freundschaft hatte er schon vorher eingebüßt, eine Notiz im Tagebuch vom 2. April 1780 läßt uns das erraten: „Er ist sehr herunter; mir schwindelte vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich gegen so einen Menschen stehe." Darum wird er auch von Frau Aja nicht mehr als Sohn begrüßt und gar vorsichtig behandelt:

„Von Kalb und von Seckendorf waren bei mir, und schienen vergnügt

zu ſein, da ich aber wuſte daß erſter dein ſo gar guter Freund nicht mehr iſt ſo war ich ihm zwar überaus höflich, nahm mich aber übrigens ſehr in acht, um nicht nach Frau Aja ihrer ſonſtigen Gewohnheit gleich vor Freude aufzufahren, wenn mann deinen Namen nennt — Ich machte im Gegentheil meine Sachen ſo fein, als wenn der größte Hof meine Säugamme geweſen wäre."

Die darauf folgenden Worte berichten von dem Beſuch des Prinzen ſelbſt: „Wir waren ungemein aufgeräumt und behaglich zuſammen, Frau Aja ajate, das kannſt Du leicht denken, doch alles hübſch mit Maß und Ziel — Sie wird ja einmal geſcheidt werden." Die Antwort der Herzogin: „Was ſoll ich Ihnen ſchreiben, liebſte Frau Aja, nachdem ſie mit Kayſer, Ertzherzogen, Fürſt und allen Teufeln ſich untergetrieben haben?" ſpielt gewiß auf die köſtliche Schilderung der Ankunft des Kaiſers Joſeph in Frankfurt (27. Mai) in dem ſchon genannten, von Goethe dem Herzog übergebenen und dadurch erhaltenen Brief der Mutter:

„Der Kaiſer Joſeph hat unſerer Stadt ein groß Gaudium gemacht, Er kam zwar im ſtrengſten Incognito — aber das half alles nicht — die Frankfurter als echte Reichsbürger ſtunden zu Tauſenden auf der Zeil am Römiſchen Kaiſer (wo das Quartier beſtellt war) Drei Kutſchen kamen, alles hatte ſchon das Maul zum Vivat rufen aufgeſperrt — aber vergebens — Endlich kam Er in einer Chaiße mit vier Pferden — Himmel und Erde was vor ein Lärmen! Es lebe der Kaiſer! Es lebe unſer Kaiſer — nun kommt aber das Beſte — Nachdem er geſpeiſt (um 4 Uhr) ging Er zu Fuß in ſein Werbhaus im rothen Ochſen auf der Schäffergaß — vor Freude Ihren Kaiſer zu Fuß gehen zu ſehen, hätten Ihn die Menſchen bald erdrückt. Die Soldaten wolten zuſchmeißen um Platz zu machen — loßt ſie holter gehn — ſchlagt ja nit — ſagte Er ſah alle freundlich an, zog den Hut vor jedem ab — Als Er zurück kam ſtellte Er Sich in ein Fenſter (nicht auf den Balcon) und der Lärmen ging mit Vivat rufen von neuem an. Du fragſt, wie der Kaiſer ausſieht — Er iſt gut gewachſen, ſehr mager, von der Sonne verbrannt — hat einen ſehr gütigen Blick im Auge — Sein Anzug war, ein grauer Ueberrock die Haare in einem Zopf — Stieffeln — Batiſtne Manſchetten — Jetzt wartet alles auf ſeine Zurückkunft denn es iſt ein Spaß, und eine halbe Krönung. Frankfurt iſt ein curioſer Ort, alles was durchpaſſiert muß den nämlichen Weg wieder zurück — Vivat Frankfurt!!!"

„Aber bei uns," ſchreibt die Herzogin auf ſolche Schilderung, „paſſirt

gar nichts, ſogar kein ausländiſch Tier geht durch Weimar, geſchweige denn ein Kaiſer. — Doch mein Herz ſagt mir, daß Frau Aja, bey allem Gaudium Frau Aja geblieben, daß ſie doch ſeitwärts Blicke voll Liebe und Freundſchaft auf die Entfernten geworfen hat, und ewig die liebe gute Mutter iſt und bleiben wird Amen! Das Fräulein Thuſnelde überſchickt Ihnen hier ein Portefeuille, welches ſie mit eigener hohen Hand verfertiget hat, und damit ich nicht ganz leer ausgehe, ſo ſchicke ich Ihnen liebe Mutter ein paar Strumpfbänder, die ich auch ſelbſt fabriciert habe; ich hoffe Liebe Mutter, daß Sie wenigſtens daraus erſehen wie fleißig wir an Sie denken."

Die Antwort der Frau Rat, vier Tage ſpäter geſchrieben, bringt neben dem Dank für die Strumpfbänder, dem ſie die launigen Worte beifügt: „nur müſſen Ihro Durchlaucht eine große Idee von meiner Corpulenz gehabt haben, denn eins giebt gerade zwei", jene oft angeführte Schilderung von ihr ſelbſt, „mit dem herrlichen Portefeuille in der Geſellſchaft":

„Ich bitte ... meiner lieben beſten Fräulein Tauſend Dank in meinem Nahmen zu ſagen und Sie zu verſichern, wie Ihr gütiges und liebes Andenken mir Freude und Wonne in großem Maße gemacht hat. Ferner wie das herrliche Portefeuille mich überall all überall hinbegleiten ſoll — in große und kleine Geſellſchaften und wie Frau Aja ſo |:als geſchehe es ohngefähr:| einen Brief oder ein Liedchen ſucht — wie das nun alles die Augen aufſperrt — Ei Frau Räthin, ums Himmelswillen! was haben ſie da? und wie ich mich dann in Poſitur zurechte rücke, mich räuſpre, mir ein Anſehn gebe, und nun die Geſchichte beginne — und wie da, zu meinem großen Gaudium, Lob, Preis, Ehre und Ruhm, auf meine liebe Fräulein herabträufeln wird — Ich weiß zuverläſſig, daß unſere beſte Fürſtin die Gnade haben wird, dies alles wohl zu beſorgen."

In demſelben luſtigen Ton berichtet ſie am 28. September über den Beſuch des Buchhändlers Nicolai aus Berlin:

„Dieſe Meſſe brachte außer den verſchiedenen Gauklern, Comödianten ꝛc. auch ſchöne Geiſter in unſer Frankfurt. Der vornehmſte drunter war ohne allen Zweifel Herr Sebaldus Nothanker. — Er machte mir eine Viſite nebſt Herrn Merck. — Wer dieſe zwei nicht beiſammen geſehen hat, hat nichts geſehen — das behaupte ich. Sie ſcheinen überaus gute Freunde zu ſein — O Jemine! O Jemine!!!"

Mit Sebaldus Nothanker meint Frau Rat den Verfaſſer dieſes Romans, den bekannten Buchhändler und Anführer der Aufklärer Fr. Nicolai. Daß

dieſer Mann ſie beſuchte, mußte ſie verwundern. Jung, Wieland und ihr eigner Sohn waren ihm entgegen getreten oder von ihm angegriffen worden; überall war Frau Rat ins Vertrauen gezogen worden, daher findet der ſpöttiſche Ton ihrer Worte ſeine Erklärung. Nicolai, einer der philiſterhafteſten und ſchalſten Köpfe der Aufklärer, dünkelhaft geworden durch die Freundſchaft Leſſings und Mendelsſohns und beſonders durch den äußerlich großartigen Erfolg ſeines rationaliſtiſchen, dichteriſch ganz wertloſen Romans „Sebaldus Nothanker“, hatte den Kampf gegen die neue Schule der Stürmer und Dränger aufgenommen. Im Jahre 1775 ſchrieb er eine Parodie gegen Goethes Werther, die bekannte Schrift: „Freuden des jungen Werther, Leiden und Freuden Werthers des Mannes;“ ein ſehr ſchales Machwerk, deſſen Ausgang dadurch untragiſch, ja ſogar ſehr komiſch wird, daß der Dichter Werthers Piſtole mit Hühnerblut geladen ſein läßt. Freilich machte die Traveſtie nur Nicolai lächerlich, und nicht den Verfaſſer des Werther; aber dennoch verdroß ſie Goethen, weil ſie überall geleſen wurde.

„Ich bin,“ ſchrieb dieſer im März 1775 an Guſtchen, „das Ausgraben und Seciren meines armen Werthers ſo ſatt. Wo ich in eine Stube trete, finde ich das Berliner p. Hundezeug; der eine ſchilt darauf, der andre lobts, der dritte ſagt, es geht doch an, und ſo hetzt mich einer wie der andere.“

Goethes Freund Wagner rächte in derber Weiſe den Dichter ohne deſſen Wiſſen in ſeinem „Prometheus“, für deſſen Verfaſſer auch von Nicolai Goethe ſelbſt gehalten wurde. Merck, der ſowohl mit Nicolai wie mit Goethe befreundet war, ſuchte zu vermitteln und verſtand es in einer ſehr feinen Rezenſion in der allgemeinen deutſchen Bibliothek ſowohl dem Genie des Dichters als den pedantiſchen Befürchtungen über die Verherrlichungen des Selbſtmords gerecht zu werden. Die auf litterariſchen Klatſch ſich gründenden Anklagen Nicolais gegen Goethe wies Merck entſchieden und warm zurück. „Wenn Sie nur einige Abende mit ihm ſo nahe wie Wieland zuſammengeſperrt würden, Sie würden einander ſo liebgewinnen wie zwei Eheleute . . . Wenn Sie ihn ſähen, den Burſchen im Schlafrock und Nachtwamms der Bonhommie, er würde Ihnen gefallen,“ ſchrieb er damals an Nicolai. Freilich gelang es Merck nicht, wie leicht begreiflich, ſeine beiden Freunde einander näher zu bringen.

Dazu kam noch ein Streit Nicolais mit Wieland, in den Frau Rat ebenſo eingeweiht worden war, wie in den ihres Sohnes. Nach mehrfachen Angriffen gegen Nicolai hatte Wieland einen Hauptſtreich gegen die von

jenem verlegte Ueberſetzung von „Johann Bunkels Leben“ in ſeinem Merkur geführt, worin er dieſes Buch als ein ſchales, glattes und ſittenloſes Machwerk mit Recht brandmarkte. Goethe, alle Weimarer und natürlich auch Frau Rat ſtanden auf Wielands Seite. Sie war empört über Nicolais Angriff und Verteidigung und knüpfte das Urteil an die Dankesworte für das von ihr mit Begeiſterung geleſene Wielandſche Märchen Pervonte an:

„Da mir nun bei dem Leſen ſo wohl ward, daß ich's Euch gar nicht beſchreiben kann, ergrimmte mein Geiſt, daß ein Mann wie Ihr ſich notgedrungen ſieht, einem ſolchem Schuft von Buchhändler nur eine Zeile zu antworten. Bunkel wird immer und in Ewigkeit ein abſcheuliches Buch ſowie Eure Recenſion ein Meiſterſtück bleiben und hie mit Gott befohlen. Laſſen wir den fatalen Menſchen fahren und ſuchen auf andre Gedanken zu kommen.“

Merck dagegen ließ ſeinen Freund Nicolai nicht fallen. Das Mephiſtophel iſche in ſeinem Charakter, das Goethe und ſeine Mutter ſo oft an ihm hervorheben, veranlaßte ihn ſogar, bei ſeiner Anweſenheit in Ettersburg an einer Tafel von zwanzig Perſonen „Wieland eine Stunde lang in die Pfanne zu hauen, ſo daß jedermann ihn der Grauſamkeit beſchuldigte“. „Allein die Dummheiten,“ fährt Merck ſelbſt in ſeinem Berichte an Nicolai fort, „die er ſagte, waren auch unerträglich, und ich mußte einmal laut reden, denn Goethe und der Herzog waren auch dabei.“

Auf dieſe in Weimar gegen Nicolai herrſchende Stimmung beziehen ſich die oben angeführten Worte der Frau Rat: „Sie ſcheinen überaus gute Freunde zu ſein — O Jemine! O Jemine!!!“ ſie erklärt auch die Worte Karl Auguſts an Frau Rat (15. November 1781): „Schreiben Sie mir doch, wie ſich Merck aufführt, er hat ſich ordentlicher Weiſe entſchuldigt, daß er ſich mit Nicolai ſo gemein gemacht hat; was hat er vor Scandala mit dieſem getrieben!“

Aus dieſer Zeit ſtammt das Wort der Mutter: „Wenn es kein Weimar gäbe und kein Hätſchelhans, ſo würde ich katholiſch und macht's wie Maler Müller.“ Sie ſpielt damit auf den Dichter Maler Müller an, der damals in Rom zur katholiſchen Kirche übergetreten war. Durch ſeinen Beſuch im Jahre 1777 hatte ſie ihn perſönlich kennen gelernt; da ihr ſeine Dichtungen durch Freund Wagner bekannt geworden waren, hatte ſie ihn natürlich ſehr gütig aufgenommen. So konnte er dem „lieben Mamachen“ durch Wieland tauſend Grüße beſtellen laſſen.

Bald darauf besuchte sie der badische Hofrat Friedr. Dominicus Ring, dessen geziertes Wesen auch in dem kurzen Berichte seines Reisejournals durchbricht:

„Madame Goethe unterhielt mich von Klopstock, Wieland, Schlosser und dem Herrn Sohn sehr angenehm, wies mir den letzteren auch in theatralischer Kleidung sehr treffend gemalt, würde mir auch eins vordeklamiert haben, wäre sie nicht so heiser — besser enrhumiert gewesen. Sie versprach, mich womöglich bey der Mlle. Fahlmer noch einmal zu sehen, und hielt Wort."

„Nach einem kurzen Besuch beym jungen Hrn. Schultheß in seinem Gewölb", so erzählt ein anderer Besucher, der Schweizer J. H. Landolt, „gingen wir zur Madame Göthe, der Mutter des berühmten Gelehrten dieses Namens. Sie ist eine Dame von vielem Verstand, und eine große Verehrerin Lavaters. Sie spricht gern von gelehrten Sachen, und zieht bey jeder Gelegenheit gegen die Französirung Deutschlands und gegen die parfumirten süßen Herren los, deren Annäherung man durch den Geruch schon auf viele Schritte weit fühlt. So wenig sie das Gezierte im Aeußerlichen leiden kann, so unausstehlich ist es ihr auch im Wissenschaftlichen. Auf Bahrdten und andre neumodische Theologen ist sie daher sehr übel zu sprechen; weil diese Herren, wie sie sagt, uns die Bibel allzustark moderniſiren wollen, und die Apostel und Jünger Christi, und andre ehrwürdige, weise und vortreffliche Männer des grauen Alterthums zu hochfrisirten französischen petitmaitres umschaffen, und sie da mit dem Degen an der Seite, und dem Chapeau bas Hütchen unterm Arm auftreten, und hundert wunderliche Sprünge machen lassen. In diesem Ton unterhielt sie uns die ganze Zeit über" .....

Endlich ist auch der Besuch eines älteren Freundes aus Goethes Sturm- und Drangzeit zu berichten. Christian Kayser war 1781 aus Zürich nach Frankfurt gekommen, hatte Frau Rat besucht und ihr von Lavater „zu ihrer innigen Freude" die besten Nachrichten gebracht.

Daß Frau Rat bei allen diesen Besuchen sich gab, wie sie war, und sich als des Dichters Mutter zeigte, dafür ist jüngst eine hübsche Aeußerung Goethes bekannt geworden. „Indem man sie ehrte," so lautet seine Bemerkung, „gab sie sich immer zum besten; sie konnte sich nicht vollkommener als Mutter eines Poeten legitimieren."

Trübe Stunden; Tod des Gatten.

Es ist kein Zufall, daß in diesen Jahren von Goethes Vater so wenig zu hören ist; es entspricht das durchaus der Stellung, die er einnahm. In dieser Zeit hat der schwer leidende, zuletzt fast kindisch gewordene Greis sich nur durch die Sorge und Pflege, die Frau Rat ihm in vollstem Maße angedeihen ließ, bemerkbar gemacht. Es war ein Zustand, der selbst einer humorvollen, lebensfrohen und gottergebenen Frau wie Frau Aja die gute Laune, wenn auch nur für kurze Zeit, verderben konnte. Mit siebzehn Jahren einem zwanzig Jahr älteren Mann angetraut, stand sie noch in ihren besten Jahren und in jugendlich frischen Anschauungen, als sie gezwungen war, den übellaunigen, grämlichen Greis jahrelang zu pflegen und das Bild eines körperlich und noch mehr geistig zerfallenden Mannes täglich vor Augen zu haben. Im Sommer 1776 freilich besaß er noch, wie seine Briefe zeigen, die volle geistige Kraft; aber schon den ganzen darauffolgenden Winter war er krank und wurde so nervös, „daß ihn das harte Zuschlagen einer Stubenthür erschreckte". Die Nachricht von Corneliens Tode soll dann der Hauptgrund zur Erschütterung seines Geistes gewesen sein. Diese Vermutung ist durchaus nicht so unglaubwürdig, obgleich sie wenig zu dem, was uns in Dichtung und Wahrheit von dem Verhalten Corneliens dem Vater gegenüber berichtet wird, zu stimmen scheint. Die beste Erklärung geben Wolfgangs Worte in Dichtung und Wahrheit:

„Der Vater gehörte zu jenen Naturen, die, obgleich tief fühlend und liebevoll, jede Aeußerung eines solchen Gefühls für Schwäche halten und sie hinter erkünstelter Strenge verbergen." Wenn auch diese Strenge ihr Herz ihm entfremdet hatte, er liebte die Tochter deshalb nicht weniger innig. So sind auch die Worte der Mutter beim Tode Corneliens an Lavater zu verstehen: „Dem kranken Manne mußte ich der Todesbote sein von seiner Tochter, die er über alles liebte!"

Aus dem Winter desselben Jahres besitzen wir einen Bericht der Frau Rat an Seidel: „Der Herr Rat ist immer noch nicht recht wohl, wir brauchen Medizin, laufen spazieren u. s. w. Die Jahre kommen freilich heran, von denen es heißt, sie gefallen mir nicht." Der Herzog fand bei seinem Besuche mit Goethe im September 1779 einen gebrochenen Mann, und Frau Aja dachte damals, „der Vater stürbe auf der Stelle" bei der Ueberraschung. Auch der Sohn schrieb schonend und liebevoll in seinem Bericht an Frau von Stein: „Meinen Vater habe ich verändert angetroffen, er ist stiller und sein Gedächtnis nimmt ab." Im Jahre 1780 scheint

voller Stumpfsinn eingetreten zu sein. Frau Rat ist nun ganz einsam; sie hat niemand mehr, dem sie ihre Freuden und Sorgen mitteilen kann. Ein schwerer Anfall im Oktober 1780, gerade bei der Anwesenheit der Herzogin Anna Amalia, ist von dem Kranken überhaupt nicht mehr überwunden worden.

Und nicht nur die Pflege, auch des Gatten Arbeit lastete nun auf der Hausfrau. „Als ihn der Schlag rührte," so lesen wir in der Aristeia, „suchte sie sich in seine Geschäfte hereinzuarbeiten; sie besorgte nach seiner Weisung das meiste. Zum zweiten Mal rührte ihn der Schlag, er konnte nicht mehr selbst essen und nur sehr schwer sprechen." Das ist die Zeit, von der sie an Lavater berichtet:

„Der arme Herr Rat ist schon seit Jahr und Tag sehr im Abnehmen. Vornehmlich sind seine Geisteskräfte ganz dahin; Gedächtnis, Besinnlichkeit, eben alles ist weg. Das Leben, das er jetzt führt, ist ein wahres Pflanzenleben. Die Vorsehung findet eben für gut, mich durch allerlei Wege zum Ziele zu führen, denn daß ich dabei was rechtes leide, brauche ich einer so gefühlvollen Seele wie Ihr seid, nicht lange vorzuerzählen. Zumal da ich keinen Ersatz an meine Kinder habe; — alles ist ja von der armen Frau Aja weit, weit weg."

Und noch mehr verrät die dem Sohn gegebene Schilderung von dem traurigen Zustand:

„Der Vater ist ein armer Mann, körperliche Kräfte noch so ziemlich — aber am Geiste sehr schwach — im übrigen so ziemlich zufrieden, nur wenn ihn die Langeweile plagt — dann ists gar fatal — An der Reparatur des unteren Stocks hat er noch große Freude — meine Wohnstube, die jetzt ganz fertig ist, weist er allen Leuten — dabei sagt er, die Frau Aja hats gemacht, gelt das ist hübsch — nun wird die Küche gemacht, das amüsiert auch gar sehr, und ich danke Gott für den glücklichen Einfall, den ich da hatte — wenigstens geht der Sommer dabei herum (denn vor August werd ich nicht fertig), für den Winter mag die Zukunft sorgen." Anderen gegenüber kommt kaum eine Klage über ihre Lippen.

Aber wenn Anna Amalia von ihr sagt: „Soll die arme Frau denn immer leiden?" und der Herzog bei der Todesnachricht ausruft: „Nun kann Goethes Mutter endlich Luft schöpfen," wenn ferner Frau Rat auf das Trostschreiben der Herzogin bei dem Ableben ihres Gatten erwidert: „Ihm ist wohl, denn so ein Leben, wie die letzten zwei Jahre, davor bewahre Gott

einen jeden in Gnaden!“ so erkennen wir leicht, welch ein Leben die getreue Pflegerin in diesen Jahren hat führen müssen.

Abgesehen von den schon geschilderten Besuchen, zu denen noch mehrere von Merck und von Frau La Roche hinzukamen, war das Leben der Frau Rat in diesen Jahren wie natürlich ruhig und still; auch hat sie wohl außer bei zwei Ausflügen zu Merck nach Darmstadt das ihr so liebe Frankfurt kaum verlassen. Von kleineren Abwechslungen werden die Montagsgesellschaften, bei denen das Kartenspiel nicht fehlte, erwähnt und die Freitags- und Mittwochskonzerte im Winter.

Diese Konzerte wurden im großen Saal des Roten Hauses, des jetzigen Posthauses auf der Zeil, abgehalten, und Frau Rat weiß nicht genug von der Pracht und Herrlichkeit zu berichten: „Mein einziger Trost sind die zwölf Spiegel im Roten Haussaal, und so ungefähr in der Mitte des Novembers hebt sich diese große Epoche des Vergnügens an.“ — „Haben Ihro Durchlaucht die Gnade, manchmal des Freitags abends um 6 Uhr an mich zu denken .... etwas dem neuen Jerusalem Aehnliches muß doch alle mal dabei herauskommen.“ Auch betrieb Frau Aja den Winter über ihr Steckenpferd, das Klavierspiel und Singen, von dem die Briefe an die Herzogin wiederholt sprechen, und das sie als unfehlbares Mittel gegen Trübung der guten Laune anwandte. — „Ich mach's wie Frau Aja,“ meinte einst Anna Amalia, „schüttle mich ein paar mal, setze mich ans Klavier oder zeichne, da werden die Ideen wieder couleur de Rose.“ Auch an einem zweiten Steckenpferd, dem Schachspiel, hatte Frau Rat „ein groß Gaudium“. Bis zu ihrer Verheiratung war Tante Fahlmer ihre Partnerin, später gab es, wenn Großmanns in Frankfurt waren, schon morgens um zehn Uhr ein Schachspiel zu vieren. „Wir lachen was rechts,“ — so lautet ihr Urteil über das Schachspiel, „über den Matz Bums von König, den jeder Laffe Schach machen kann, verstehen nun auch die Rede des Olearius im Götz von Berlichingen vollkommen, wenn er sagt, das Spiel spielt ich nicht, wenn ich ein großer Herr wäre ꝛc.“ Daß neben dem eifrig betriebenen Spinnen das dritte Steckenpferd, das Lesen, im Winter auch nicht zu kurz kam, wissen wir schon aus Wielands und anderer Briefen. Im Sommer wurden täglich Spaziergänge unternommen: „Auch Frau Aja hat im Sinn, sich diesen Sommer hübsch nutzbar zu machen, freilich muß ich Abends allemal wieder in mein Häuslein zurück kehren — kann also die Sonne, wenn sie geschmückt wie ein Bräutigam hervor tritt, nicht sehen, habe sie |: solten Ihro Durchlaucht

wohl glauben:| nie aufgehen ſehen — dafür will ich oft bei ihrem Untergang mich einfinden, um doch etwas zu genießen. Künftige Woche habe vor Freund Merck zu beſuchen, die Fahrt iſt jetzt wegen dem friſchen Grün in denen Wäldern ganz herrlich — da nehme ich ein paar brave Mädels mit und einen wackern Burſch, der uns gegen die Räuber verteidigt, und dann ſingen wir den ganzen Weg, allerlei, was wir aus Operetten und andern Liedern wiſſen, z. E. Es lebe der Herzog mein Töffel und ich, der Herzog vor alle mein Töffel vor mich u. ſ. w."

Mochten auch ſonſt die Verhältniſſe ſo trüb wie möglich ſein, gute Nachrichten vom Sohn ſchufen Freude und Sonnenſchein. Leider ſind wir aus dieſer Zeit wenig über Frau Rats Beziehungen zu ihrem Sohne unterrichtet, wenigſtens nicht unmittelbar; hat doch der Sohn im Jahre 1797 faſt alle Briefe, die von 1772 bis 1792 an ihn gerichtet worden waren, verbrannt, und manche Stellen in den Briefen an Frau von Stein zeugen von dieſem Verluſt.

Aber auch die erhaltenen Ueberreſte und die mittelbaren Nachrichten ſind Zeugen ihrer Liebe und der ſich ſteigernden Begeiſterung für den wachſenden Ruhm des großen Sohnes. Ihre treue Verehrung des Herzogs und der Herzogin gründete ſich zumeiſt auf Dank für die von ihnen dem Sohn erwieſenen Gnaden- und Freundſchaftsbeweiſe. Welch' zärtliche Sorge für den geliebten Hätſchelhans zeigen faſt alle Briefe an die Herzogin!

Am liebſten flöge ſie nach Weimar, um des Sohnes Triumphe mit zu feiern, beſonders bei der Aufführung der Iphigenie. Da das nicht geht, welche Freude, als er am 9. Auguſt 1779 nach faſt vierjähriger Abweſenheit ſeinen Beſuch ankündigte. „Gott hat nicht gewollt," ſchrieb er damals, „daß der Vater die ſo ſehnlich gewünſchten Früchte, die nun reif ſind, genießen ſolle, er hat ihm den Appetit verdorben und ſo ſei's; ich will gern von der Seite nichts fordern, als was ihm der Humor des Augenblicks für ein Betragen eingiebt. Aber Sie möcht ich recht fröhlich ſehen und ihr einen guten Tag bieten, wie noch keinen; ich habe alles, was ein Menſch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachſe, und komme diesmal geſund, ohne dumpfes Treiben, ſondern wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte ſeines Lebens hingebracht hat . . . . . wenn ich Euch vergnügt finde, werde ich mit Luſt zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tages, die mich erwartet." Den Empfang des Sohnes und des Herzogs kennen wir aus dem ſchönen Briefe an Anna Amalia. Daß

OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Das Jahrmarktsfest

Aquarell v

Zu Heinemann, Goethes Mutter, 7. Aufl., S. 169.

zu Plundersweilern.

n Kraus.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

auch Goethes Erwartungen entſprochen wurde, beweiſen die Worte an die Freundin in Weimar: „Wir ſind am ſchönſten Abend hier angelangt und mit viel freundlichen Geſichtern empfangen worden. Meine alten Freunde und Bekannte haben ſich ſehr gefreut. Den Abend unſerer Ankunft wurden wir von einem Feuerzeichen empfangen, das wir uns zum allerbeſten deuteten . . . . . meine Mutter iſt noch in ihrer alten Kraft und Liebe.“

Aus der Schweiz ſandte er ihr ſeine für Frau von Stein geſchriebene Reiſebeſchreibung.

Wie ſtolz iſt ſie darauf, daß er ihr alle ſeine Werke zuſchickt! Der große Freund Merck muß erſt zu ihr nach Frankfurt kommen, wenn er ſie ſchnell kennen lernen will. Die „Vögel“ machten ihre beſondere Freude und auch der Jahrmarkt von Plundersweilern, zu dem die Herzogin die Muſik geſchrieben hatte. Einen wahren Jubel aber erregte die Zuſendung der Krauſiſchen Aquarellzeichnung zu dem Gedicht: „das Neueſte von Plundersweilern“, in dem Goethe für die Herzogin Anna Amalia zu Weihnachten 1781 die deutſche Litteratur der letztvergangenen Jahre in einem Scherzbilde dargeſtellt hatte.

Gleich nach dem Empfang bedankt ſich Frau Aja mit den Worten:

„Durchlauchtigſte Fürſtin!

Den Augenblick kommt der berühmte Flecken von Plundersweiler gut und wohlbehalten an. Ich halte es für meine Pflicht, ſolches Ihrer Durchlaucht |: da zum Glück eben Poſttag iſt :| auf das geſchwindeſte einzuberichten. Mehr bin ich aber auch bei Gott nicht imſtande! Gucken, Leſen, Leſen, Gucken, in die Hände klatſchen, Lachen u. ſ. w. Das wird nun freilich wenigſtens ſo ein paar Tage fortdauern — Wegen des Merkurs und meinem Liebling (Wieland) mit dem Lilienſtengel in den Wolken, davor hätt' ich meinen Sohn küſſen mögen — Alles ſoll aufs heiligſte beobachtet werden — Mercken will ich ſchon im Reſpekt erhalten, darauf können Ihro Durchlaucht Sich verlaſſen.“

Am 10. März wird der Eindruck auf Merck noch genauer berichtet:

„Mit unterthänigſtem Dank, kommt hier das große Meiſterwerk zurück. Die Freude und den Jubel, welches es mir und andern guten Seelen gemacht hat, iſt ganz ohnmöglich zu beſchreiben; nur von dem Gaudium des 5. Märzes muß ich doch etwas ſagen. Merck war punkt 12 mittags in unſerm Haus, zur Geſellſchaft hatte ich Freund Völling und Rieſe auch eingeladen. Wir ſpeiſten mit großer Behaglichkeit, und der 26ger verſetzte alle

in sehr gute Laune. Nach Tisch holte ich eine Staffelei, stellte sodann das Opus drauf, führte Mercken davor, ohne ein einziges Wort zu reden, hatte auch den andern verboten keinen Ton von sich zu geben. Merck stand eine Weile mit verschränkten Armen, ganz betäubt ob all der Wunder — auf einmal fuhr er in die Höhe — Um Gottes Willen! da bin ich auch — seht ihr den Kerl, der die alten Kleider ausklopft — bei meiner Seele, das bin ich! Da ist Nicolai, der sägt an den Stelzen — die in der Laube, sind die Göttinger — das ist der Werther — den Mann im Talar hielt er vor Lavater — die Gruppe, wo in die Steine gebissen und lauter grimmiges Zeug getrieben wird, behagte ihm gar sehr. — Nach langem Beschauen von oben und unten, von rechts und links — fragte er endlich, ob denn gar keine Beschreibung dabei wäre, daß das alles noch anschaulicher würde. Jetzt rückte ich mit den Versen heraus und deklamierte mit solcher Kraft und Wärme, daß es eine Lust war es anzuhören."

Den Stolz auf die Werke ihres Sohnes bezeugt besonders aus dieser Zeit das Urteil über Friedrichs des Großen Schrift: De la littérature allemande, in der bekanntlich Goethes Götz schlecht weggekommen war.

„ . . . . . Von dem schönen Gelese des Königlichen Verfassers habe mir gar viel erzählen lassen — Aber sonderbar ist's doch, daß sogar unsere Philister sagen — Ihre Königlichkeiten hätten Sich damit doch etwas prostituiert. Ich las neulich eine Anekdote von der großen Königin der Britten Elisabeth, die die Aufschrift hatte — Die größte Königin ist doch nur ein Weib — Hier möchte ich sagen, der größte König ist doch nur — ein Mensch! Meinem Sohn ist es nicht im Traum eingefallen, seinen Götz vor die Bühne zu schreiben — Er fand etliche Spuren dieses vortrefflichen Mannes in einem juristischen Buch — ließ sich Götzens Lebens-Beschreibung von Nürnberg kommen, glaubte daß es anschaulich wäre in der Gestalt, wie's vor Augen liegt, webte einige Episoden hinein, und ließ es ausgehn in alle Welt."

Die Entgegnung Goethes auf diese Schrift des großen Königs, in Gesprächsform geschrieben, ist uns leider verloren gegangen. Es ist bezeichnend, daß unter den wenigen, die sie zu lesen bekommen haben, eine der ersten die Mutter war.

Wie schwer ihr die Trennung von dem einzigen, vielgeliebten Sohn war, zumal da die Aussicht auf ihre Reise zu ihm immer geringer wurde, leuchtet aus allen Briefen hervor. Darum hörte sie trotz aller Verehrung

für Weimar doch auch hin und wieder auf die Stimmen, die seine Rückkehr nach Frankfurt verlangten; besonders wenn sie von Krankheit und seiner Klage über das weimarische Klima, das auch sie in den Bann gethan hatte, vernahm.

In solcher Stimmung entstand der Brief vom 17. Juni 1781, in dem sie ihren Wunsch und ihre Befürchtungen durchfühlen läßt:

„Ich wollte mich eben zu Tische setzen (es war gleich 10 Uhr) als Merck schon wieder da war — Dieses späte Kommen befremdete mich schon etwas — noch unruhiger wurde ich als er fragte, ob ich keine gute Nachrichten von Weimar hätte — weiter erzählte er, daß von Kalb und von Seckendorf wieder hier wären, er mit ihnen gesprochen, und auch noch diesen Abend mit Ihnen speiste — Ich habe gar keine Nachrichten von Weimar, Sie wissen Herr Merck, daß die Leute dort so oft nicht schreiben — Wenn Sie aber was wissen, so sagen Sie's — Der Doktor ist doch nicht krank — Nein sagte er, davon weiß ich nichts — aber allemal und auf alle Fälle sollten Sie suchen, ihn wieder her zu kriegen, das dortige infame Klima ist ihm gewiß nicht zuträglich — Die Hauptsache hat er zu stande gebracht — der Herzog ist nun wie er sein soll, das andere Dreckwesen — kann ein anderer thun, dazu ist Goethe zu gut u. s. w. Nun stelle dir vor wie mir zu Muthe war .... So bald ich allein war, stiegen mir die Grillen mächtig zu Kopf. Bald wollte ich an den Herzog, bald an die Herzogin Mutter, bald an dich schreiben — und hätte ich Dienstags nicht meine Haut voll zu thun gehabt, so wäre gewiß was passiert, nun aber war der Posttag versäumt."

Hierauf folgte der schöne Brief Goethes vom 11. August 1781, der alle ihre Befürchtungen zerstreute:

„Auf Ihren vorigen lieben Brief zu antworten, hat es mir bisher an Zeit und Ruhe gefehlt. In demselben ihre alten und bekannten Gesinnungen wieder einmal ausgedrückt zu sehen und von ihrer Hand zu lesen, hat mir eine große Freude gemacht. Ich bitte Sie, um meinetwillen unbesorgt zu sein und sich durch nichts irre machen zu lassen. Meine Gesundheit ist weit besser, als ich sie in vorigen Zeiten vermuten und hoffen konnte, und da sie hinreicht, um dasjenige, was mir aufliegt, wenigstens großentheils zu thun, so habe ich allerdings Ursache, damit zufrieden zu sein. Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie, ohnerachtet großer Beschwernisse, auch sehr viel erwünschtes für mich, wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andre mögliche denken kann, in die ich gegenwärtig hinüber gehen möchte. Denn mit einer hypochondrischen Unbehaglichkeit sich aus einer Haut heraus in eine

andere sehnen, will sich, dünkt mich, nicht wohl ziemen. Merck und mehrere beurtheilen meinen Zustand ganz falsch, sie sehen das nur, was ich aufopfre, und nicht, was ich gewinne, und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, eh ich hierher ging, zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht . . . . Indes glauben Sie mir, daß ein großer Teil des guten Muts, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind, und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens, mit einer unbedingten Ruhe, bei Ihnen wieder zu finden. Denn ohne diese Aussicht und wenn ich mich, in Stunden des Verdrusses, als Leibeignen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehen müßte, würde mir manches viel saurer werden. Möge ich doch immer von Ihnen hören, daß Ihre Munterkeit Sie, bei dem gegenwärtigen Zustande des Vaters, nie verläßt. Fahren Sie fort, Sich so viel Veränderung zu verschaffen, als Ihnen das gesellige Leben um Sie herum anbietet."

Eine Reihe von Briefen der Frau Rat aus dieser Zeit sind verloren gegangen. Auch die Briefe, die zwischen beiden beim Tode des Vaters gewechselt worden sind, kennen wir nicht.

„Von meiner Mutter habe ich einen Brief bekommen, der fürtrefflich ist. Solang ich Euch beide habe, kann mir's an nichts fehlen." Diese schönen an Frau von Stein gerichteten Worte stammen aus dieser Zeit. Mutter und Sohn sind nun allein von der Goethischen Familie übrig. Am 25. Mai 1782 war der Vater von seinen Leiden erlöst worden.

Frau Rat als Theaterfreundin.

Zufälligkeiten haben es verursacht, daß wir gerade aus dem ersten Jahrzehnt der Witwenschaft der Frau Rat über den Verkehr zwischen Mutter und Sohn sehr wenig unterrichtet sind: einmal die schon oben beklagte Vernichtung aller an ihn gerichteten Briefe bis 1792 durch Goethe selbst im Sommer 1797 — nur einer, von Frau Rat nach Rom gerichtet, ist durch wunderbares Schicksal erhalten — und ferner der Verlust aller Briefe des Sohnes selbst an die Mutter mit Ausnahme von dreien. Dazu kam der lange Aufenthalt Wolfgangs in Italien, der hauptsächlich schuld daran war, daß Frau Rat in diesem Jahrzehnt auf den sehnlichst erwarteten Besuch des

Sohnes vergeblich warten mußte. Es gestattet uns diese durch die Lücke in den erhaltenen Quellen scheinbar vorhandene Pause in dem innigen Verkehr von Mutter und Sohn, uns mit dem Frankfurter Leben der Frau Rat eingehender zu beschäftigen, vorerst mit jener Neigung, die sie unbeeinflußt durch den Sohn bethätigt, und die einen der wesentlichsten Züge in dem Charakterbild der Mutter ausmacht, ihrer großen Vorliebe für das Theater. Daß diese Neigung zuletzt auch mit dem Dichter Goethe in allerengsten Beziehungen stand, hat er ja selbst in dem bekannten Verse ausgesprochen:

Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.

Schon als Kind hat sie das Theater besucht und einen nachhaltigen Eindruck gewonnen; das beweist eine hübsche Stelle aus einem Brief an den Schauspieler Großmann vom 19. Februar 1779. Empört über das urteilslose Publikum, das die Aufführung eines Hamlet gar nicht zu würdigen verstehe, macht sie den Vorschlag, vor solchen Zuschauern lieber den Hermann von Frau Gottsched — sie meint das Drama von Elias Schlegel — spielen zu lassen.

„Wenn ich Schauspiel-Direktor wäre (so will ich Schippen-Dame sein) wenn sie nicht den Hermann von Frau Gottsched zu genießen kriegen sollten; es ist ein feines Stück, regelmäßig, moralisch, mit einem Wort nicht schwer zu verdauen. — Der Schauplatz stellt einen Wald vor, an den Bäumen hängen Bildnisse von alten Helden, Hermann und sein Vater treten auf — Vater: Nun Hermann höre zu, und merke mit Bedacht, warum dein Vater dich in diesen Hain gebracht — Sohn!!! wo dich Mut und Glück zu edlen Thaten tragen; so laß dir deine Pflicht (er wendet sich gegen die Bäume) von diesen Bildern sagen u. s. w. Was Hermann drauf zur Antwort gab, habe ich vergessen, denn ich war zehn Jahre alt als es hier gegeben wurde. Halt — ho, ho — es war mein Steckenpferd gemeint, das gar zu gern im Galopp geht, der Spaß passiert ihm eben nicht oft — Wenn ich in eine honnette Kompagnie gehe, wirds vernagelt."

Aus dem fast wortgetreuen Zitat ersieht man, welch ein lebendiges Interesse Frau Rat dem Drama und Theater schon so früh entgegenbrachte. Die Aufführungen der deutschen Schaubühne in dem neuerbauten Komödienhaus im Junghof zu Frankfurt, wo die Kurpfälzische Gesellschaft unter Marchands Leitung in den siebziger Jahren trefflich spielte, wird sie häufig besucht haben. In dieser Zeit sah sie wohl auch das Lustspiel von Holberg: „Der politische Kannegießer", das ihr zu folgendem hübschen Briefe an

Klinger, den ſie über den langweiligen und öden Aufenthalt in Gießen tröſten wollte, Veranlaſſung gab: „Ich meine immer, das wäre vor Euch Dichter eine Kleinigkeit alle, auch die ſchlechteſten Orte zu idealiſieren ..... Darinnen habe ich nun wenigſtens eine große Stärke. Jammer Schade! daß ich keine Dramata ſchreibe, da ſollte die Welt ihre blauen Wunder ſehen, aber in Proſa müßte es ſeyn, von Verſen bin ich keine Liebhaberin, das hat freylich ſeine Urſachen, der politiſche Kannegießer hatte den nämlichen Haß gegen die Lateiniſche Sprache.“ So iſt ihr Theaterbeſuch ſchon aus früherer Zeit bezeugt. Aber „als Steckenpferd“ rechnet Frau Rat ihre Neigung fürs Theater erſt vom Jahre 1777 an.

In der Oſtermeſſe dieſes Jahres ſpielte zum erſtenmale in Frankfurt die berühmte Seylerſche Truppe. Bei ihr befand ſich der treffliche Schauſpieler, der bald in intimen Verkehr mit der Goethiſchen Familie trat und beſonders die treue Freundſchaft der Frau Rat gewann, Wilhelm Großmann. Ein paar Jahre älter, als Wolfgang Goethe, hatte er zuerſt Jura ſtudiert und eine Stelle als Legationsſekretär in Danzig angenommen. Von Jugend an für das Schauſpiel intereſſiert, hatte er auf einer Reiſe durch Deutſchland 1774 in Gotha die Seylerſche Geſellſchaft getroffen und bei Gelegenheit der Aufführung von Leſſings Minna aus Gefälligkeit den Riccaut und bald darauf den Marinelli geſpielt. Der große Erfolg dieſes erſten Auftretens veranlaßte ihn, bei der Geſellſchaft zu bleiben. Dieſer Entſchluß wurde befeſtigt durch ſeine Verheiratung mit der ſchönen verwitweten Schauſpielerin Karoline Sophie Auguſte Flittner, geb. Hartmann, die ihm eine Tochter in die Ehe brachte, die ſpäter berühmt gewordene Friederike Unzelmann-Bethmann. Bald ſchwang er ſich zu einem überall bewunderten Künſtler empor, deſſen Hauptrollen „Chevaliers, Deutſch-Franzoſen und Juden“ waren. Zu Ende des Jahres 1778 übernahm er die Direktion des Kurfürſtlich Kölniſchen Theaters in Bonn und veranſtaltete Anfang der achtziger Jahre Gaſtvorſtellungen in Münſter, Göttingen und Frankfurt am Main. Großmann unterſchied ſich durch ſeine Bildung vorteilhaft von vielen ſeiner Kollegen. Die Briefe von Schiller an ihn zeigen, daß dieſer ihn nicht nur als Schauſpieler, ſondern auch als Menſch ſchätzte. Großmann war auch ein ſehr fruchtbarer Dichter. In jugendlichem Leichtſinn ſoll er ſogar einmal dem großen Leſſing auf deſſen Behauptung, daß man zur Abfaſſung eines guten Luſtſpiels dreiviertel Jahr brauche, geſagt haben, daß er nur drei Tage dazu nötig hätte. Seine zahlreichen Dramen ſind dafür auch der Vergeſſenheit anheimgefallen. Damals waren ſie ſehr beliebt; „Henriette“

und „Nicht mehr als sechs Schüsseln“ gehörten sogar zu den „Leibstückern“ der Frau Rat.

Um die prächtigen Briefe der Frau Rat an Großmann zu verstehen, muß man die Theaterverhältnisse Frankfurts etwas genauer kennen. Nicht wie heute wurde das ganze Jahr hindurch in einem festen, nur für diesen Zweck errichteten Gebäude gespielt, sondern meist nur während der Messen zu Ostern und Michaelis und in der Zeit von Neujahr bis Fastnacht. Während der übrigen Zeit spielten die Wandertruppen in anderen Städten. So tritt denn zwischen Frau Rat und Großmann in dieser Zwischenzeit der schriftliche Verkehr an Stelle des mündlichen oder auch dann, wenn eine andere Truppe die Seylersche aus Frankfurt verdrängt hatte. Seyler spielte zum erstenmale in Frankfurt vom 14. Mai bis 14. Juni 1777. Der intimere Verkehr der Frau Rat mit mehreren Mitgliedern gerade dieser Gesellschaft scheint darin seinen Ursprung zu haben, daß ihr Freund, der mehrfach genannte Schriftsteller und (seit Herbst 1776) Advokat in Frankfurt Heinrich Leopold Wagner, in nahen Beziehungen zu Seyler stand, und der andere Frankfurter Freund Klinger in den Jahren 1776—1778 Theaterdichter der Seylerschen Gesellschaft war. Das Theater wurde am 14. Mai mit einem von Wagner gedichteten Prolog, auf den die Aufführung von Emilia Galotti folgte, eröffnet; ebenso spielte Seyler im Herbst desselben Jahres in Frankfurt, und zwar vom 26. August bis 10. November. Der uns teilweise erhaltene Spielplan weist unter anderem Romeo und Julia, Minna von Barnhelm, Richard III. und mehrere Lustspiele von Großmann auf. Auch in den beiden nächsten Jahren finden wir während der Messen Seyler in Frankfurt. Da Großmann schon Ende 1778 die Seylersche Truppe verließ, so geben gerade über diese Zeit die Briefe Auskunft. Der Spielplan zeigt Aufführungen des Götz und des Clavigo, des Macbeth, Othello und Hamlet. Am Schlusse des Jahres 1779 löste Seyler seine Truppe auf; sofort benutzten Großmann und Hellmut, die die Leiter der Kurkölnischen Truppe geworden waren, die Gelegenheit, um in Frankfurt Vorstellungen zu geben. Zu Ostern 1780 und 81, ebenso im Herbst 1780 konnte Frau Rat ihren Freund und seine Leistungen bewundern. In der Michaelismesse des folgenden Jahres 1781 aber wurde ihm sein Gegner Böhm, der Leiter der Kurmainzischen Truppe, vorgezogen. Dieser hatte schon im Herbst 1780 neben Großmann in Frankfurt gespielt, er wußte den Geschmack der Frankfurter besser zu treffen. Böhm spielte auch im Herbst 1781, ebenso Ostern und Herbst darauf, wo er Schillers Räuber zur Aufführung brachte. Von

anderen Truppen sind zu erwähnen eine Hartmannsche gegen Ende des Jahres 1778 und die Fischersche im Beginn von 1781. Aber für die Eröffnung des städtischen Komödienhauses am 3. September 1782 wurde wieder Großmann berufen. Erst mit diesem Tage erhielt die Kunst ein bleibendes Heim in Frankfurt. Hofrat Tabor, ein Frankfurter Kaufmann, pachtete das Haus auf zehn Jahre; er engagierte zuerst die Großmannsche Gesellschaft, später Böhm und Koberwein.

So oft Großmann sich in Frankfurt befand, war sein und seiner Familie Verkehr im Hause der Eltern Goethes sehr vertraut. Die vielen herzlichen Grüße auch vom Herrn Rat an die Frau und die zahlreichen Kinder, die Erinnerungen an das gewohnte „Schachspiel um zehn Uhr früh zu vieren", und vor allem die vielen herrlichen Briefe der Frau Rat an ihn und auch an seine Gattin lassen uns auf innige Freundschaft schließen. So werden denn auch Frau Rat und ihr Sohn zu Paten geladen, und Frau Rat beeilt sich, in einem launigen Schreiben, um sechs Uhr früh im Dezember geschrieben, schleunigst ihren und ihres Sohnes Namen für den zu erwartenden Sprößling mitzuteilen, „damit sie das Kind in der Angst nicht Ursula, Agnes oder wohl gar Tristmegistus tauften".

Wenn Großmann in anderen Städten spielte, und andere Truppen in Frankfurt sind, werden getreue, meist sehr ergötzliche, vergleichende Berichte geschickt. So von der Aufführung des Hamlet am 29. Januar 1779, wo, wie in der Ankündigung besonders hervorgehoben wird, auch die sonst immer weggelassene Totengräberszene gespielt wurde. Hören wir den Bericht unserer Theaterfreundin über das Publikum:

„Die günstige Aufnahme des Hamlets hatte mir beinahe unser Publikum ehrwürdig gemacht, aber beim Licht besehen, war es nichts, gar nichts als Neugierde — etliche, wenige ausgenommen räsonnieren sie wie die Pferde. Vor einigen Tagen traf ich in einer Gesellschaft eine Dame von der sogenannten Welt an, die von Hamlet das Urteil fällte, es wäre nichts als eine Farce — O!!! Gevatter! Gevatter! Hamlet eine Farce!!!!! Ich dachte, ich kriegte auf der Stelle eine Ohnmacht — Ein anderer behauptete (noch obendrauf mit dem Ausdruck) daß ihn der Teufel holen sollte, wo er nicht eben so ein Ding voll Unsinn schreiben könnte, und das war ein dicker vierschröderischer Weinhändler. Da ist nun als ein Gekreische von unserm Jahrhundert, von erleuchteten Zeiten u. s. w. und doch ist (eine kleine Zahl ausgenommen, die freilich das Salz der Erden sind), bei denen Herrn und Damen alles so schal, so elend, so verschoben, so verschrumpft, daß sie kein

Stück Rindfleisch kauen und verdauen können — Milchbrei — gefrorene Sachen — Zuckerplätzchen — hogout das ist ihr Labsal, freilich verderben sie sich den Magen dadurch noch immer mehr, aber wer kann helfen."

„Es wurde," schreibt sie von der Aufführung einer anderen Truppe (November 1780), „ein moralisch Ding Armut und Tugend aufgeführt, und ohngeachtet es hundekalt im Saal war, so kriegte ich doch vor Angst so rote Backen, als wenn fingersdick der Carmin darauf läge. Die armen Leute heulten und greinten so erschrecklich, als wenn sie die Daumenschrauben an Händen und Füßen hätten. — Besonders war das auf die Knie fallen vor einem Wohlthäter u. s. w. ausnehmend ängstlich, und that allemal einen solchen Plotz, daß ich alle Kniescheiben für verloren gab — der Vorhang fiel endlich zu meiner großen Erquickung — darauf wurde die Weinlese gegeben, und das geriet nicht übel, der Prinzipal, der Fischer heißt, ist ein guter komischer Schauspieler und die andern waren auch alle besser in ihrem Fach. — Man konnte doch vor seine 30 Xr. sich satt lachen, und das war doch allemal das Geld unter Brüdern wert. Die Weiber machen's doch im Schreiben wie im Reden, ists einmal im Gang, klipp, klapp geht's wie eine Mühle — Gott sei dem gnädig, der mit vielen korrespondierte!"

Ihren Einfluß bei den Ratsherrn, besonders bei ihrem Bruder, macht sie für Großmann, wenn sie irgend kann, geltend. Auf andere Gesellschaften, die Großmann zu verdrängen suchen, ist sie natürlich nicht gut zu sprechen. Besonders die Mainzer Rivalin (die Böhmische Truppe) erregt ihren Unmut:

„Böhms Truppe soll von Herzen schlecht sein, das wissen viele von der Obrigkeit selbst, aber sie sprechen, man hätte dem Kurfürst von Mainz doch einmal einen Gefallen erweisen müssen. Nun glaube ich ganz gewiß, daß ihn die Frankfurter bald satt kriegen — und werden dann gezwungen sein zu bekennen, daß Ihre Truppe weit besser sind — daß ich dazu aus allen Kräften helfen werde, darauf verlassen Sie Sich. Die Namen Schmidt, Steiger, Viala, Großmann, Hellmuth — will ich dem verkehrten Geschlecht so in die Ohren kreischen, — darob sie sich männiglich verwundern sollen. Auch kommt der glückliche Umstand noch dazu, daß vor dem Jahr Christi 1782 N. B. erst in der Herbstmesse (und wenns da erst wahr ist) das neue Schauspielhaus gar nicht zu genießen sein wird noch kann — Drum nur getrost Herr Gevatter, denn ich sehe im Geiste bei Aufziehung des Vorhangs im neuen Hause, Herrn Schmidt hervortreten, und an uns samt und sonders eine gar herrliche Rede halten, Amen."

Auch das Frankfurter Publikum sei schuld, da es nicht unterscheiden

könne zwiſchen Großmanns künſtleriſchen Leiſtungen und Böhms Ballet und Hanswurſtiade: „Der liebe Gott mag wiſſen, was ſie wollen. Schon vor vierzig Jahren (ſagte mein alter Agent Schneider) hatte Madame Neuberin beinahe ebendas geſagt und geklagt.“

„So gut Wein und Früchte |: beſonders in dieſem Jahr :| bei uns gedeihen, deſto ſtupider werden die Menſchen um mich herum — Ich habe dieſe Meſſe die deutlichſten Proben davon — Unſere vorigen Schauſpieler konnten mit Hamlet, Emilie Galotti, Minna von Barnhelm u. ſ. w. auf keinen

Karoline Sophie Auguſte Großmann, geb. Hartmann.

grünen Zweig kommen, und nur noch geſtern trug dem jetzigen Namens Böhm, ein herzlich dummes Ballet über 1000 Gulden ein — Beſonders applaudierten meine Landsleute die Teufel, die mit dem brennenden Werg ſo gut umzugehen wußten, daß kein Unglück damit geſchahe — Auch waren die Furien gar ſchön friſiert — und Satan und der Adramelech ſahen auch gar nicht bitter aus — Mit einem Wort, es war eine Hölle, die ſich gewaſchen hatte.“

Die Klage der für die klaſſiſchen Dramen begeiſterten Theaterfreundin war auch damals nicht mehr neu. Die Neuberin und Seyler hatten zu

eigenem Schaden geſehen, daß man nicht gegen den Strom ſchwimmen könne. Das Theater wurde als Vergnügungsinſtitut angeſehen; der große Beifall, den die italieniſche Oper mit Ballet fand, zeigte den Direktoren, wo Gewinn zu holen war. Daher pflegte Böhm vor allem die Oper „und geſtattete dem höheren Drama nur in ſoweit Raum, als es ſich mit der nötigen Einnahme in Einklang bringen ließ". Aber der ſcharfe Tadel der Frau Rat gegen Böhm und ſeine Truppe iſt nicht unparteiiſch. Böhm war ein tüchtiger

Direktor, Schauſpieler und Komponiſt, dem man die erſten und zwar vortrefflichen Aufführungen von Shakeſpeares Dramen (wie Macbeth 1782), von Schillers Räubern und Mozarts Opern in Frankfurt verdankt. Auch Großmann trug der Geſchmacksrichtung Rechnung, führte vor allem Singſpiele und Ritterſtücke auf. So iſt das Urteil der Frau Rat mehr perſönlich aufzufaſſen. Wie ja die meiſten Frauen entſchieden und ſtark ſind in Liebe und Haß, ſo brachte bei ihr die Gunſt für Großmann und die ihr lieb gewordenen Schauſpieler Abneigung und Haß gegen den böſen Rivalen hervor, der nicht ſelten den Liebling verdrängte.

Als nun gar Großmann das schon bezahlte Abonnement der Böhmschen Truppe überließ, wurde sie auf den alten Freund ernstlich böse:

„Was haben wir Frankfurter denn gesündigt, daß wir bei Meister Böhm und Konsorten ins Schauspiel gehen müssen um unser Abonnement von dem vortragiert zu kriegen??? Geben Sie dann dadurch nicht zu erkennen, daß Ihre und Böhms Leute einerlei Schrot und Korn sind — Denn Schlechteres werden sie uns doch nicht zumuten zu sehen. Und nur den Kitzel von des Hanswurst Freunden mitanzusehen könnte einem wieder gichtbrüchig machen. Spielen könnte er so lang er wollte, nur Ihr Abonnement sollten Sie absolut nicht an ihn abgeben. Ihre Freunde, zumal die, die bei dem letzten Unglück sich so viele Mühe um Sie gegeben haben — sind fuchswild — und wenn sich der Vorhang hebt und es erscheint so ein Christel, Distel Petrübi N. B. vor mein großmännisches Abonnement, so ärgere ich mich abscheulich — und das haben Sie doch wahrhaftig auf Ihrem Gewissen."

Wie sehr Frau Rat mit Leib und Seele dabei war, wie tief sie die Schönheit der Dichtungen und Darstellungen empfand, und wie richtig sie zu urteilen verstand, das zeigt neben vielen anderen Stellen der tief gefühlte Dank, den sie einmal schriftlich dem Freunde nach seiner Abreise übermittelt.

„Nochmals vielen Dank vor alle die Freuden und vergnügten Tage, die Sie mir vier hübsche Wochen lang tagtäglich verursacht und gemacht haben. Bei meiner Lage, bei der Stille, die um mich herum herrscht, ists nötig, ist Wohlthat, wenn mir etwas vor die Seele gestellt wird, das sie aufzieht, in die Höhe spannt, daß sie ihre anziehende Kraft nicht verliert. Doch da mir Gott die Gnade gethan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt hat, sondern daß sie nach Herzenslust hat wachsen und gedeihen, ihre Aeste hat weit ausbreiten können u. s. w. und nicht wie die Bäume in den langweiligen Ziergärten zum Sonnenfächer ist verschnitten und verstümmelt worden; so fühle ich alles was wahr, gut und brav ist, mehr als vielleicht tausend andere meines Geschlechts — und wenn ich im Sturm und Drang meines Herzens im Hamlet vor innerlichem Gefühl und Gewühl nach Luft und Odem schnappe, so kann eine andere, die neben mir sitzt, mich angaffen und sagen, es ist ja nicht wahr, sie spielens ja nur so — Nun eben dieses ungefälschte und starke Naturgefühl bewahrt meine Seele (Gott sei ewig Dank) vor Rost und Fäulnis."

Neben einigen Stücken Großmanns und Sprickmanns und den Schwiegermüttern und der Ariadne von Brandes sind ihre Lieblingsdramen: Emilie Galotti, Hamlet, Clavigo — „und beinahe hätte ich meine Minna von Barn-

helm vergessen — wenn ich noch an das Stück denke und wie alle Rollen so gut besetzt waren, so ist's mir immer noch ein Jubel." Und diese Neigung war mit einem wahrhaft künstlerischen Verständnis verbunden. Frau Rat war eine viel zu innerliche und tief angelegte Natur, als daß sie, wie viele andere Frauen, nur der Reiz einer Aufführung und die Begier, zu sehn und gesehn zu werden, in das Theater gelockt hätte; die Lust zu fabulieren, die Liebe zur dramatischen Dichtung, jenes köstliche Erbe des Sohnes, war die wahre Triebfeder. Darum las sie auch gern kritische Arbeiten und Rezensionen über die neuen Dramen; die dramatischen Blätter des Herrn von Knigge, welche fortlaufende Beurteilungen der Großmannschen Truppe in Hannover brachten, bereiteten ihr „ein wahres Freudenfest", und mit dem trefflichen, bei allen Schauspielern gefürchteten Kritiker Professor Wilhelm Aloysius Schreiber stand sie in nahem Verkehr. Es ist wohl der beste Beweis für das hohe Ansehen, das sie selbst und ihr künstlerisches Urteil genoß, daß dieser ausgezeichnete Kritiker den im Jahre 1788 erschienenen ersten Band seiner dramaturgischen Blätter niemand anderem als Frau Rat widmete.

Vom Jahre 1780 an war Großmann als Direktor der Kölnischen Hofschauspieler wiederholt zur Messe in Frankfurt. Am 3. September 1782 eröffnete er das neue Schauspielhaus mit dem heute ganz vergessenen Schauspiel „Hanno von Norden" von Joh. Chr. A. Bock. Nach den trüben Tagen, die Frau Rat gerade in diesem Jahre durchgemacht hatte, welche Freude, als gar Heinrich IV. von Shakespeare am 11. Oktober 1782 gegeben, und bald der schon früher (1778 oder 79) mit großem Erfolge aufgeführte Clavigo auf den Spielplan gesetzt wurde! Doch lassen wir sie selbst ihre Freude berichten. „Den ganzen Winter Schauspiel! Da wird gegeigt, da wird trompetet — Ha! den Teufel möchte ich sehen, der die Courage hätte einem mit schwarzem Blut zu inkommodieren — Ein einziger Sir John Fallstaff treibt ihn zu paaren — das war ein Gaudium mit dem dicken Kerl — Christen und Juden, alles lachte sich die Galle vom Herzen. Diese Woche sehen wir auch Clavigo — da geht ganz Frankfurt hinein, alle Logen sind schon bestellt — das ist vor so eine Reichsstadt allemahl ein großer Spaß." Freilich wurde vorläufig aus der Aufführung nichts. Der Clavigo wurde nicht in Frankfurt, sondern erst nach der Uebersiedelung der Gesellschaft in Bonn am 4. Dezember 1782 gegeben. Aber dafür war für andern „großen Spaß" gesorgt. Wenn Frau Rat schreibt: „da wird gegeigt, da wird trompetet," so geht das auf die italienische Operettengesellschaft, die unter der Direktion von

Ferrari im Januar und Februar 1783 im neuen Komödienhause spielte. Die schöne erste Tänzerin Meloncini war das Hauptlockmittel für die Frankfurter.

Trotz aller Sehnsucht nach dem gebenedeieten Weimar ruft sie doch einmal aus: „eins ist besser in Frankfurt, nämlich das Schauspiel. Es sind Leute, die schon auf den besten Theatern Deutschlands mit Ruhm geehrt worden sind und die ihrem Ruhm stehn.“ Gerade damals, im November 1784, hatte Großmann allerdings ein vorzügliches Zusammenspiel. Da war von den Damen, um nur die von Frau Rat erwähnten zu nennen, die schöne Frau Fiala, die viele Jahre hindurch die Frankfurter durch die Darstellung der Heldinnen in klassischen Dramen entzückte und mit Frau Goethe bis ins späte Lebensalter befreundet blieb; ferner Fräulein Flittner, als Stieftochter Großmanns bei Goethes Eltern von klein auf gern gesehen, und auch als Gattin Unzelmanns und später Bethmanns immer in naher Verbindung mit dem Dichter Goethe und seiner Mutter; dann die Heroine Stegmann, deren Gatte, ein tüchtiger Baritonist, von Frau Rat als „Liebling des Frankfurter und Mainzer Publikums“ bezeichnet wird, und auch Teil hatte an der Ehre, „am runden Tisch der Frau Rat zu sitzen“. In einem später geschriebenen Brief lebt er der Hoffnung, noch einmal „an der runden Tafel das Vergnügen zu haben, ein froher Mensch zu sein“. Beck und Bösenberg spielten komische Bediente und Bösewichte, der von Frau Rat mehrfach als „braver Schauspieler“ gerühmte Steiger jugendliche Liebhaberrollen. Auch für Abwechslung durch Gastspiele sorgte Großmann. So lesen wir von Ifflands Auftreten im November 1784: „In Goldonis Lustspiel: Der verstellte Kranke war der Jubel und das Gelächter so groß, daß die Schauspieler mit angesteckt wurden und alle Mühe von der Welt hatten, im Gleise zu bleiben und sich nicht zu prostituieren.“ Im Frühjahr vorher hatte Frau Rat von Schiller, „dem Verfasser der Räuber,“ ein ganz neues Stück gesehen: Kabale und Liebe. „Alles verlangt danach,“ berichtet sie vorher an Fritz von Stein, „und es wird sehr voll werden.“ Es war die erste Aufführung dieses Dramas in Deutschland. Auch Schillers Fiesco hatte sie schon am 8. Oktober 1783 kennen gelernt. Leider wurde der Leiter der kölnischen Truppe schon im Jahre darauf von großem Unglück betroffen. Am 17. April 1785 entstand in seinem Schreibzimmer im Theater in der Nacht Feuer; in dem Nebenzimmer schlief die Familie. Das Volk weigerte sich zum Teil zu löschen. „Laßt die Barfüßerkirche bauen, wir brauchen kein Theater,“ rief die aufgehetzte Menge. Zwar wurde das Feuer erstickt, aber der unglückliche Direktor büßte dabei an 4000 Gulden durch Diebstahl ein. Frau Rat be-

richtet darüber in einem Briefe an Fritz von Stein: „Den 16. April wäre bald der ganzen Stadt Luſt und Freude in Trauer und Wehklagen verwandelt worden. Nach Mitternacht brach in dem neuen, prächtigen Schauſpielhauſe Feuer aus, und wäre die Hülfe eine Viertelſtunde ſpäter gekommen, ſo war alles verloren. Der Direktor hat alles eingebüßt — nichts als ſein und ſeiner 6 Kinder Leben davon gebracht. — In ſolchen Fällen da ehre mir aber Gott die Frankfurter, — ſogleich wurden drei Collekten eröffnet, eine vom Adel, eine von den Kaufleuten, eine von den Freimäurern, die hübſches Geld zuſammenbrachten — auch kriegten ſeine Kinder ſo viel Geräthe, Kleider u. ſ. w. daß es eine Luſt war. Da das Unglück das Theater verſchont hatte, ſo wurde gleich 3 Tage nachher wieder geſpielt, und zwar „der teutſche Hausvater," worin der Direktor Großmann den Maler ganz vortrefflich ſpielt. Ehe es anging, hob ſich der Vorhang in die Höh', und er erſchien in ſeinem halbverbrannten Frack, verbundenen Kopf und Händen, woran er ſehr beſchädigt war, hielt eine Rede — die ich Ihnen hier ſchicke — ſeine ſechs Kinder ſtunden in armſeligem Anzug um ihn herum, und weinten alle ſo, daß man hätte von Holz und Stein ſein müſſen, wenn man nicht mitgeweint hätte, auch blieb kein Auge trocken, und um ihm Muth zu machen und ihn zu überzeugen, daß das Publikum ihm ſeine Unvorſichtigkeit verziehen habe, wurde ihm Bravo gerufen und Beifall zugeklatſcht."

Im nächſten Jahre ſollte auch der Götz, deſſen erſte Darſtellung im Jahre 1778 mißglückt war, die zweite Aufführung erleben, jenes Drama des Sohnes, in dem er der Mutter ſelbſt das ſchönſte Denkmal geſetzt hatte. Denn die Gattin des Götz trägt nicht nur den Namen der Frau Rat, ſondern iſt ſie ſelbſt. Mit welchem Stolz wird ſie an dieſem Tage im Theater geſeſſen haben. Der rauſchende Beifall des Publikums galt ja nicht bloß den Schauſpielern, er galt dem Sohne und ſo auch der Mutter. Dieſen freudigen Stolz hören wir in ihrem Berichte an Fritz von Stein: „Der 8. Mai war ſowohl für mich als für Goethes Freunde ein fröhlicher Tag — Götz von Berlichingen wurde aufgeführt, hier ſchicke ich Ihnen den Zettel, — Sie werden ſich vielleicht der Leute noch erinnern, die Sie bei ihrem Hierſein auf dem Theater geſehen haben. Der Auftritt des Bruders Martin, — Götz vor den Rathsherrn von Heilbronn, — die Kugelgießerei, die Bataille mit der Reichsarmee, — die Sterbeſcene von Weislingen und von Götz thaten große Wirkung. Die Frage: „Wo ſeid Ihr her, hochgelahrter Herr?" und die Antwort: „von Frankfurt am Main" erregten einen ſolchen Jubel, ein Applaudiren, das gar luſtig anzuhören war, und wie der Fürſt (denn

Bischöfe dürfen hier und in Mainz nicht aufs Theater*) in der dummen Behaglichkeit dasaß, und sagte: „Potz, da müssen ja die zehn Gebote auch darin stehn," — da hätte der größte Murrkopf lachen müssen. Summa Summarum! ich hatte ein herzliches Gaudium an dem ganzen Spektakel."

In der Nachschrift heißt es: „Dienstags den 30ten Mai wird auf Begehren des Erbprinzen von Darmstadt Götz von Berlichingen wieder aufgeführt. Potz, Fritzchen, das wird ein Spaß sein!"

Eine bald nach der Aufführung des Götz erschienene Kritik nimmt auch auf Goethes Mutter Beziehung: „1786 Montag den 8. May zum ersten Mal Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Das Stück wurde nach den Mannheimer Veränderungen und Abkürzungen gegeben. Es gefiel wegen seines eigenen, allgemein erkannten Wertes, weil es zu Frankfurt, dem Geburtsort des großen Goethe, und unter den Augen seiner vortrefflichen Mutter gegeben wurde, von der einer unserer beliebten Dichter und Philosophen nach einer mit ihr gehabten Unterredung sagte: „Nun begreife ich, wie Goethe der Mann geworden ist."

Freilich waren es nicht die Schauspieler des Freundes, die ihr diese Freude bereiteten. Großmann war 1787 nach Kassel gegangen, später nach Hannover; er ist wohl von 1787 an nicht wieder nach Frankfurt gekommen. Frau Rat blieb bis zu seinem Tode (1796) seine treue erprobte Freundin. Wie oft sie ihre Freundschaft durch That und Bürgschaft bewiesen hat, davon zeugen die meisten der erhaltenen Briefe. Ihren treuen Rat verlangt er auch bei der beabsichtigten zweiten Verheiratung. Frau Aja warnt ihn in ihrer offenen Weise, „deutsch, gerade und bieder," ohne freilich Anklang zu finden. Nach mehrjähriger Pause des Briefwechsels wurde ein unerwartet eingetroffener Brief mit den originellen Worten beantwortet:

„Die unerwartete Ankunft Ihres lieben Briefes hat mir viel Vergnügen verursacht — mir wards, als träte ein alter guter Freund in meine Stube — und spräche: Da bin ich wieder. Die Vergleichung gefällt mir — meine Einbildungskraft wird mir beistehen — Sie sitzen in der bekannten Wohnstube — das Band meiner Zunge wird los — und ich hebe an meinen Spruch. Wenn Thalien und Melpomenen an mir etwas gelegen war, so mögen sie ihre Häupter mit Flor verhüllen und ihre Leichname in Trauergewand einwickeln. Die Ursachen dieser großen Revolution lassen sich her sagen wie

*) Das Verbot, Bischöfe auf die Bühne zu bringen, datiert wohl vom März 1780. Damals war Großmann, weil er im Julius von Tarent Geistliche im Ornat hatte auftreten lassen und „wegen anderer schändlicher Freiheiten" bestraft worden.

— ein pater noster. Wer nur das mindeste Gefühl hat, kann der es ansehen, daß ein Mensch von der plumpesten Sorte — Dessen eigentlicher Beruf Porteschäsentragen wäre, dessen heulendes Organ ihn zum Nachtwächter qualifizierte — Daß ein solcher den guten biedern Wolf im Otto spielt! Ein gewisser Herr Großmann stellte diesen treuen Diener so brav dar, daß bei Singung der Romanze kein Auge trocken blieb — bei dem vierschröterischen Wolf lachte alles überlaut — Muß es nicht alle Illusion stören, wenn Madam Beck, die wenig Zähne mehr hat, in den beiden Billets das Röschen macht — ich will ihren sonstigen Talenten dadurch gar nicht zu nahe treten — aber ein Röschen ist sie doch wahrlich nicht — In diesem Ton könnte ich Ihnen noch viel vorerzählen."

Es folgt noch ein ausführlicher Bericht über die Kochsche Truppe. Tabor hatte nämlich für die letzten Jahre (1789—92) seine Rechte an die Kurfürstlich Mainzische Theaterintendantur abgetreten, und der Intendant von Dalberg hatte zur Leitung der Truppe den Schauspieler Koch engagiert, der ebenfalls viel mit Frau Rat verkehrte, und über den sie nun an Großmann schreibt:

„Da ich überzeugt bin, daß mein Lieber Herr Gevatter schweigen kann — und also von allen diesen Nachrichten keinen Gebrauch als von sich selbst macht; so kann ich auch von Koch offenherzig reden. Er scheint mir ein guter Mann zu sein, scheint keinen üblen Charakter zu haben, aber träge, unordentlich, manchmal wissen die Schauspieler nicht was übermorgen gespielt wird — in der Garderobe soll eine Konfusion herrschen, die ohne gleichen ist — einige Rollen spielt er brav — Den Siegfried in der väterlichen Rache — gutherzige Alte — aber zu jungen Rollen ist sein Körperbau zu stark, seine Stimme zu hohl und rauh und äußerst unangenehm z. E. als Hamlet, als Posa im Don Carlos ist er mir unausstehlich, auch als Tellheim ist er ungenießbar. Stegmann ist jetzt der Liebling des hiesigen und Mainzer Publikums — er ist Operndirector — hat jetzt gute Singstimmen — Madam Helmuth — Madam Schick, Madam Walther — er läßt die Opern recht einstudieren — und wenn Koch toll würde, so giebt er keine neue, bis die Leute sie aus dem Fundament hertrillern können — da nun Koch es mit dem Schauspiel just umgekehrt macht — und den Leuten mit den Rollen keine Zeit gelassen wird, so folgt ganz natürlich, daß alles in die Oper läuft — und beim Schauspiel leere Bänke in Menge sind."

Das Urteil unserer Theaterfreundin ist sehr stark subjektiv gefärbt und unter dem Einfluß des Aergers geschrieben, daß ihr geliebter Großmann aus Frankfurt verdrängt worden war. Gerade der Regisseur Koch und der

Theaterdichter Dr. Schmieder suchten eifrigst Oper und Schauspiel auf gleich guten Fuß zu bringen, zumal sie über ganz vorzügliche Kräfte verfügten. Daß die Oper besonders gepflegt wurde, läßt sich aus diesen Jahren erweisen. Vorzüglich gelungen war die Aufführung der Oper „Die Entführung aus dem Serail" von Mozart, am 22. Oktober 1789, die auch unsre Mozartenthusiastin begeistert haben wird. Figaros Hochzeit hatte schon als Lustspiel die höchste Bewunderung der Frau Rat gewonnen; am 11. Oktober 1788, bei der ersten Aufführung der Oper gleichen Namens in Frankfurt, konnte sie sich nun auch an der Musik ihres Lieblings Mozart erfreun.

Ihre Bemühungen, den verehrten Freund Großmann bei der Gründung des Nationaltheaters (1791) nach Frankfurt zu bringen, waren vergeblich.

Unter den Schauspielern der Großmannschen Truppe, von denen viele in den Briefen als befreundet erwähnt werden, nahm der geniale, später in Berlin zu großem Ruhme gelangte Komiker Karl Wilhelm Ferdinand Unzelmann bei Frau Rat eine Vertrauens- und Freundschaftsstellung ein, die uns nach den erhaltenen Briefen an ihn wie das Verhältnis eines Sohnes zur Mutter erscheint. So lebhaft ist ihr Mitgefühl bei den Freuden und Leiden des Mannes, so groß die Furcht bei drohendem Unglück, die Befriedigung über sein Glück. Der Grund für diese Ehrenstellung Unzelmanns im Herzen von Goethes Mutter lag in seiner genialen Begabung, von welcher die für schauspielerische Talente leicht entflammte Frau zu Bewunderung und hülfreicher Freundschaft hingerissen wurde. Unzelmann war 1753 in Braunschweig geboren, hatte sich 1784 der in Frankfurt spielenden Großmannschen Truppe angeschlossen und hier bald die Aufmerksamkeit der Frau Rat erregt. Ihre Beziehungen wurden auch dadurch inniger, daß Unzelmann die schon mehrfach erwähnte Stieftochter Großmanns, die hochbegabte, damals siebzehnjährige Schauspielerin Friederike Flittner, 1785 heiratete. Während der Jahre 1784—88 spielte er häufig in den Messen als Mitglied der Taborschen Gesellschaft in Frankfurt, so daß Frau Rat in gewissem Sinne von seinem vierjährigen Aufenthalt in Frankfurt sprechen kann. Vieles aus ihren späteren Briefen an ihn deutet auf freundschaftlichsten und vertrautesten Verkehr. Frau Rat nennt diese Jahre die glücklichste Zeit ihres Lebens. Seine Gattin war schon vor ihrer Verheiratung der besondere Liebling der Frau Aja; nicht minder ihre Kinder. „Wie ergötzte ich mich" — teilt sie einmal aus der Erinnerung mit — „wenn die Frau Gevatterin bei mir am kleinen klimper kleinen Tisch saß und die Trine den Reisauflauf oder die Geleepastete wohl und schmackhaft zubereitet hatte." Vielfachen Verkehr und Freundschaft mit der ganzen Familie beweisen die

Briefe auf jeder Seite. Gar manche „Bouteille Tyrannenblut“ hat Unzelmann in der berühmten Wohnstube, wo er einen besonderen Stuhl mit doppelten Kissen hatte, getrunken: „sie hat ihm manchen Gram von der Stirn gewischt — es war so ein Asilum, wenn die Winde tobten und der Donner in den Lüften rollte — es war gar ein sicherer Hafen, wenn das Schifflein von dem Wellenmeer angetrieben wurde.“

„Als ich die alten Herrn von 1706, 1719 im Keller wieder in Ordnung brachte — da fielen mir mancherley Gedanken — Sie werden leicht erraten können, was ich alles dachte,“ schreibt sie an den fernen Freund. Als er nach dem Brande 1785 auf einige Zeit nach Kassel ging, sandte ihm Frau Rat eine Dose, „wo ein Mann mitten im Schiffbruch einen Felsen erklommte.“

Der freudigen und vor Freude überlauten Begrüßung bei seiner Rückkehr: — „Ist er da!“ — gedenkt sie noch in späteren Jahren. Dem sich herrlich entwickelnden Schauspieler ließ Frau Rat alle Protektion und Begünstigung angedeihen, selbst um seine pekuniäre Lage und seine Ausgaben kümmerte sie sich eingehend. Sie kann von sich sagen, den Grundstein zu seiner Größe, „worauf nun andere, größere und geschicktere Baumeister fortbauen mögen“ gelegt zu haben; wie eine zweite Mutter erzieht sie ihn, hebt ihn heraus aus seiner niederen Sphäre und treibt ihn zu immer größerer Vervollkommnung in seiner Kunst an. Denn nur so sind ihre Worte zu verstehen:

„Meine Meinung war so gut so bieder — hätte ich ihn gelassen, wie und wer er war, er wäre noch bei uns, das bin ich so fest überzeugt, als von meinem eigenen Dasein.“

Im Frühjahre 1788 scheint Unzelmann den Entschluß gefaßt zu haben, seine Stellung bei der Mainzer Truppe aufzugeben und nach Berlin zu gehen. Am 5. April 1788 konnte Frau Rat ihren Liebling noch einmal in einer Glanzleistung bewundern. Er spielte den Franz Moor in Schillers Räubern, die Frau Rat gewiß schon seit ihrer ersten Aufführung in Frankfurt (19. November 1782) kannte. Wir besitzen eine Kritik dieser Vorstellung von dem schon mehrfach genannten Verehrer der Mutter Goethes Wilhelm Aloysius Schreiber. „Franz von Moor,“ heißt es dort, „gab Herr Unzelmann. Er spielte anfangs zu ruhig, zu überlegt, und machte eben dadurch diesen schwarzen Charakter noch schwärzer. Feuer und Empfindung hätten Gesinnungen und Handlungen mehr motiviert. . . . . Wahr und erschütternd war sein Spiel im vierten Aufzuge, wo Gewissensangst den Verbrecher ergreift und er in Verzweiflung betend niederstürzt. Das Frankfurter Publikum gab hier einen

Beweis seines — um das gelindert zu sagen — Mangels an Delikatesse und Gefühl — es lachte wiehernd auf bei einer Situation, wo kaltes Entsetzen mich packte! Herr Unzelmann fühlte sich und trat einen Augenblick von der Bühne ab und der Vorhang mußte fallen. Es gereicht ihm indessen zur Ehre, daß er in dem darauf folgenden fünften Akt sein Spiel mit aller Anstrengung vollendete, und besonders die letzte Scene mit schaudernder Wahrheit ausführte. Und das Publikum — lachte beinahe wieder. Wenn noch derlei Geschöpfe, die taub sind für die Vergnügungen des Geistes und der reinen Sinne, wenigstens andern diese Quelle nicht trüben wollten!" Außer der Rivalität Kochs, der, nachdem Tabor seine Rechte an die Mainzische Theaterdirektion abgetreten hatte, das Theater leitete, müssen Intriguen anderer Schauspieler und Geldverlegenheiten bei seinem Abgange mit im Spiele gewesen sein. „Das Otterngezücht," schreibt im März 1788 Frau Rat, „soll aus meinem Haus verbannt sein, kein Tropfen Tyrannenblut soll über ihre Zungen kommen — keine Hand will ich ihnen zur Ehre oder zur Ermunterung rühren .... räsonniren will ich, Bürgers Frau Schnips soll ein Kind gegen mir sein."

Sie ist besonders darum besorgt, daß Unzelmann als ehrlicher Mann fortgehe und macht ihm daher Vorschläge zur Deckung seiner Schulden, sie will sogar Brandbriefe an alle ihre Schuldner abgehen lassen, um ihm zu helfen nur soll er jetzt nicht nach Frankfurt kommen, um nicht von seinen Schuldleuten „prostituirt" zu werden, sie verspricht ihm, mit dem Intendanten seine Angelegenheit zu regeln, wenn er die Summe genau angeben wolle. Dennoch kam Unzelmann nach Frankfurt, trat mehrmals auf, verließ aber ganz plötzlich die Truppe und ging nach Berlin. Diese unerwartete Abreise, die wohl auch wider Recht geschah, verursachte seiner Freundin großen Kummer, zumal er nicht nur seinen eigenen Intendanten, Grafen Spaur, erzürnt und sich die Möglichkeit einer Rückkehr nach Mainz abgeschnitten, sondern auch den Intendanten des Theaters in Mannheim, Dalberg, beleidigt hatte.

Ihre Betrübnis über seine Abreise sucht sie zuerst in ihrer bekannten launigen Art und Erinnerung an das Brandessche Singspiel Ariadne Ausdruck zu geben: „Den Tag Ihrer Abreise schickte ich die dicke Iris (ihre Magd) — mit einem warmen, prächtigen Kuchen, etwas Tyrannenblut — einem sehr wohl stilisierten Abschiedsschreiben in Ihr Logis — aber eine mitleidige Dreade rief aus der bretternen Wand (denn es gab da keine Felsen). Er ist auf ewig Dir entflohen! Was machte aber Ariadne? das sollen Sie gleich hören. — So wild und ungeberdig stellte sie sich nun eben nicht

— die Eumeniden — die Furien wurden nicht incommodirt — und die ganze Hölle erfuhr von der ganzen Geschichte kein Wort — hätte die arme Naxoser Ariadne in unserm aufgeklärten Zeitalter gelebt — wo alle Leiden und Freuden alles Gefühl von Schmertz und Lust in Systeme gezwängt sind — wo die Leidenschaften wenn sie in honetter Compagnie erscheinen wollen steife Schnürbrüste anhaben müßen — Wo Lachen und Weinen nur bis auf einen gewissen Grad steigen darf — sie hätte zuverlässig ihre Sachen anders eingerichtet."

Aber der Ton will ihr diesmal nicht gelingen. Betrübnis, Kummer, Aerger darüber, daß der Freund seine Lage selbst verschuldet habe, bricht überall durch: „Auch sei Ihnen unverhohlen, daß ich öfters bitterböse auf Ihnen bin, daß Ihr Ehrgeiz, Ihre falsche Chimäre, Sie von hie weggetrieben haben, da man jetzt ganz das Gegenteil von allem sieht, daß Koch ein guter Mann ist," und dieselbe Stimmung zeigt der bald darauf folgende Brief:

„So ist es denn beschlossen, daß Sie durch Ihren falschen, ganz am unrechten Orte angebrachten Stolz und Ehrgeiz sich um die Liebe Ihrer bewährten Freunde bringen, sich ins Unglück stürzen wollen. Hat Ihnen Ihr hitziges, aufbrausendes, sprudelndes Wesen noch nicht Kummer genug gemacht — wollen Sie nie dem Rat wahrer erprobter Freunde folgen — Freunden, denen Sie viel, viel Dank schuldig sind." —

Sie verlangt unter Androhung der Kündigung Ihrer Freundschaft, daß er Dalberg um Vergebung bitte: „welcher vernünftige Mann wird sich denn schämen, zu sagen, ich habe gefehlt?"; auch solle er den Grafen Spaur wieder versöhnen. Unzelmann hörte leider zuerst auf die Mahnung der Freundin nicht. Darum fürchtet und zittert sie, seinen Namen „auf eine schimpfliche Weise in der Zeitung zu finden und das Gerede in allen Gesellschaften und Ihre Freundin mitten darunter — was soll die nun machen?"

„Geschrieben am 2. Pfingsttage und 1788 krank an Leib und Seele," so hat die sonst so lebenslustige Frau Rat diesen Brief überschrieben. Sorge um den Schützling und die Furcht, ihn nie wieder zu sehen, hatte sie so sehr ergriffen. Nur die Nachrichten aus Berlin — „Sie wissen, daß ich keine politica bin aber jetzt lese ich die Zeitung aber nichts als den Artikel Berlin" — von den großen Erfolgen Unzelmanns und seiner Gattin geben ihr etwas Trost. Als Unzelmann berichtet, daß der König sich bei ihm für seine Leistung habe bedanken lassen, meint Frau Rat: „Eine solche Ehre

hätten Sie und die Frau Gevatterin hier nicht erlebt, und wenn Ihr wie die Engel gespielt hättet, das Königliche Haus ließe sich bedanken! Das hätte hier der Bürgermeister nicht gethan! . . . . Die Ehre, die Ihnen der Monarch erzeigt hat, freut mich so, daß ich deckenhoch springen möchte!"

Voller Freude nimmt sie die Zeitung zu dem Mittagsessen zu Stocks mit, „da wird sich alles freuen, Mann und Weib, auch die Kindlein . . . mit einem Wort die ganze Pastete." Freilich ists eine bittersüße Freude; „Andre die nicht gesäet haben, ernten und die den Samen ausstreute, leidet Hunger — den Baum, den ich pflanzte, von dem essen andre die nun reifen Früchte," so klagt sie und so ernst meint sie's damit, daß sie ihn bittet: „diese Nerve unberührt zu lassen, wo sie, um mit Don Carlos zu reden, immer Gichter spüren werde." „Wenn Orsina recht hat, daß die Unglücklichen sich gern aneinander ketten, so ist der Gegensatz ebenso wahr, daß der Glückliche die Gefühle des Unglücklichen selbst mit dem besten Herz und Willen doch nicht mitempfinden kann." Seit Unzelmanns Abreise macht ihr das Theater keine Freude mehr. „Mein Schauspiel-schuß ist seinem Ende nahe — weder an meinen sonst so lieben Fenster im Schauspielhaus weder unter den Spielenden noch unter den Stummen sehe ich was ich sonst sah und wenn mir einfällt, daß es immer und ewig so bleibt . . „ so packt's mich bei der Brust, daß ich denke, der Odem bleibt mir aus."

„Ach mein armes Steckenpferd!" heißt es in einem andern Brief. „Es war ein so gutes, wohlthätiges, niemand beleidigendes Tierchen . . . und nun wieder aus Mangel der Nahrung so klapperdürr, wie der Papst im Basler Totentanz."

Es ist ihr jetzt gleichviel, „ob sie den Hanswurst im Schlafrock oder den Don Carlos spielen". „Vor Zeiten hatte mir so eine Dramaturgie (sie meint einen Bericht über die aufgeführten Dramen) großen Spaß gemacht — aber dazu gehört gute Laune, vergnügtes Herz — Hoffnung die Leib und Seele erfreut — Wehen des Geistes der den toten Buchstaben Leben giebt. Dieses ist aber einem Toten (und moralisch ist das jetzt mein Fall) ohnmöglich." Manchmal läuft sie sogar mitten im Stück davon, wie in der „glücklichen Jagd": „denn wer konnte Große Ihre Rolle spielen sehen um nicht vor Aerger das Gallenfieber zu bekommen." Empört „lorgnirt" Frau Rat „die paar Juden im dritten Rang" und lief dann „mit ein paar Hem, Hem, auf und davon." Die letzte Aeußerung wird durch die damals noch geltende Bestimmung verständlich, daß Juden nicht im Parterre zugelassen

werden ſollten. Als am 5. Sept. 1782 der kurkölniſche Hofjude Baruch, der Vater Börnes, im Parterre der Vorſtellung beigewohnt hatte, entſchuldigte ſich Großmann beim Rat damit, daß er es aus Rückſicht auf den Kölniſchen Hof gethan habe.

Den Direktor Tabor, von ihr immer das Organ genannt, haßt ſie „wie die Sünde", ebenſo hat ſie auf den Nachfolger Unzelmanns einen „beſonderen Pick" weil er Unzelmanns Rollen ſpielte, und als ihr gemeldet wird, daß Frau Unzelmann über eine auch in Frankfurt bekannte Schauſpielerin geſiegt hat, will ſie das längſt geahnt haben. „Was iſt denn" ſo wird dieſe Dame von ihr charakteriſiert, „außer ihrem Ha, Ha, Ha und ihrem Hi, Hi, Hi an ihr — ſie ſieht aus wie eine Jüdin, ſpricht deutſch wie der Caſperle in Wien — aber das plus ultra, das die Berliner verſäumt haben, und deswegen ſehr zu beklagen ſind, iſt der Töffel in der Operette Töffel und Dorchen .... ſie gleicht dem kranken Löwen in der Fabel — der war vom Kopf bis auf den Schwanz — ſo mager wie der Pabſt im Baſler Totentanz."

Die immer wachſenden großen Erfolge des Künſtlerpaares verſöhnen die Freundin allmählich mit Unzelmanns Schritt. Sie erkennt, daß Berlin einen ganz anderen Wirkungskreis für dieſen genialen Schauſpieler bildet. Die großen Einnahmen, die Huld des Königs und der Königin laſſen ihr jetzt ſogar jenen einſt ſo beklagten Schritt als „Meiſterſtreich" erſcheinen. Ueber alle ſeine Erfolge muß er getreu der mitfühlenden Freundin berichten. Daß der ihm geſchenkte Mantel nun auch zu ſo hohen Ehren gelangt „Schulter und Lende eines Kaiſers zu ſchmücken" freut ſie beſonders. Auf die Nachricht einer Aufführung der Goethiſchen Geſchwiſter giebt ſie die hübſche Antwort: „Es iſt ein kleines Stück, aber eben deswegen gehört von Seiten der Schauſpieler mehr Kunſt dazu, jeden Charakter ins rechte Licht zu ſetzen und mit Wärme und Wahrheit darzuſtellen als in einem großen Prachtſtück mit Trommeln und Pfeifen."

Leider war der unbeſtändige, wankelmütige Freund ſchon andrer Anſicht geworden. Trotz aller Erfolge will er ganz plötzlich fort von Berlin, jetzt muß Frau Rat ihn beſchwören zu halten, was er habe. Mitten im Winter will er nach Frankfurt zu ihr kommen, und nur mit Mühe kann ſie ihm dieſe Abſicht ausreden. Sie ſchildert ihm die Verhältniſſe der Mainzer Geſellſchaft, die bald darauf der noch immer gegen Unzelmann aufgebrachte Dalberg übernahm. „Meines Wiſſens ſind alle die odioſen Menſchen, die

Ihnen von hier weggetrieben haben, noch da und bleiben auch da. — Was in aller Welt kommt Ihnen denn auf einmal an? aus dem Paradies wieder in's Fegefeuer — da mache mir einer einen Vers daraus." — Kaum wird von einem Nationaltheater geredet, als auch schon Unzelmann die kühnsten Hoffnungen damit verbindet. Frau Rat schenkt ihm reinen Wein ein: „Da ich aus Erfahrung weiß, daß das so Ihre Methode und Art und Weise ist, die Haut feil zu bieten, ehe sie den Bären haben, so halte ich mich aus Freundschaft verpflichtet unsere hiesige Lage klar und deutlich vor Augen zu legen."

Auch als im nächsten Jahr der Plan eines Nationaltheaters greifbarer wurde (1791), warnt sie ihn vor der Hoffnung auf die Direktorstelle. „Solange die Unternehmer nicht selbst an Ihnen schreiben, so ist alles andre Geschwätz wischi waschi." Was sie von den Frankfurter Verhältnissen in demselben Briefe sagt: „die Zeit hat viel viel verändert", scheint auch auf sie zu gehen. Der begeisterten Bewunderung des Schauspielers, der warmen Teilnahme an seinem Geschick, dem uns fast übertrieben erscheinenden Schmerz über seinen Verlust, ist nach zwei oder drei Jahren eine kühle Betrachtung der realen Verhältnisse, eine Gleichgültigkeit gefolgt, die uns wunder nimmt. Trübe Erfahrungen — auch von wirklicher Unterstützung und Bürgschaft für Schauspieler ist in den Briefen wiederholt die Rede — sind es gewiß, die unsere Theaterfreundin ausrufen lassen:

„Ich bin ganz unwissend, was das hiesige neue Theaterwesen anbelangt. Ich bekümmere mich jetzt Gott sei Lob und Dank!!! um all das Zeug nicht mehr — denn Niemand weiß besser als Sie, wie ich vor meine Mühe, Sorge und Wohlthaten bin belohnt worden. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Da haben Sie meine jetzige Gesinnung und Gelehrten ist gut predigen."

Vom 22. Januar 1793 stammt der letzte Brief. Nichts verlautet von einem weiteren schriftlichen Verkehr zwischen Frau Rat und Unzelmann. Die scharfen Aeußerungen in den Briefen an den Sohn über ihn lassen auf einen Bruch der Freundschaft durch Unzelmanns Schuld schließen.

Daß dieses eingehende Interesse an dem Wohlergehen von Leuten, die weder ihr noch dem Sohne verwandtschaftlich nahe standen, gerade in die ersten Jahre der Witwenschaft der Frau Rat fällt, wird uns bei ihrer überaus thätigen und immer Beschäftigung suchenden Natur nicht wunder nehmen. Mit ihrem Gatten war ihr Sorge und Pflege, gar viel Mühe

und Laſt genommen, aber auch zugleich der Gegenſtand ihrer, ſich gerne für andere opfernden Thätigkeit. Der Sohn war in der Ferne, Cornelia längſt tot; allein waltete ſie nun, allein in dem öden Hauſe, das noch vor wenig Jahren der Sammelplatz genialer Geiſter und der Zeuge fröhlich ausgelaſſener Geſellſchaft geweſen war. Solche Gedanken und Erinnerungen klingen auch in den Briefen dieſer Zeit wieder: „Einſam, ganz allein mir ſelbſt überlaſſen — wenn die Quellen abgeleitet oder verſtopft ſind, wird der tiefſte Brunnen leer — ich grabe zwar als nach friſchen — aber entweder geben ſie gar kein Waſſer — oder ſind gar trübe, und beides iſt dann freilich ſehr ſchlimm. Die noble Allegorie könnte ich nun bis ins Unendliche fortführen — könnte ſagen, daß um nicht Durſt zu ſterben ich jetzt mineraliſch Waſſer tränke — welches ſonſt eigentlich nur vor Kranke gehört u. ſ. w. Gewiß viele ſchöne Sachen ließen ſich hir noch anbringen — aber der Witz, der Witz! den habe ich immer vor Zugluft gehalten, er kühlt wohl, aber man bekommt einen ſteifen Hals davon. Alſo ohne alle den Schnikſchnak — alle Freuden, die ich jetzt genießen will, muß ich bei Fremden, muß ich außer meinem Haus ſuchen — da iſt's ſo ſtill und öde wie auf einem Kirchhof, ſonſt war's freilich ganz umgekehrt."

Aber wir müßten Frau Rat nicht kennen, wenn ſie nicht gleich ein Mittel hätte gegen die ſchlechte Laune: „Wer wird ſich grämen, daß nicht immer Vollmond iſt und daß die Sonne im Oktober nicht ſo warm macht wie im Julius, nur das Gegenwärtige gut gebraucht und gar nicht dran gedacht, daß es anders ſein könnte, ſo kommt man am beſten durch die Welt."

Ein halbes Jahr ſpäter iſt die Roſenlaune wieder völlig hergeſtellt: „Ich befinde mich Gott ſei Dank, geſund, vergnügt, und fröhlichen Herzens — ſuche mir mein bischen Leben noch ſo angenehm zu machen als möglich — Doch liebe ich keine Freude, die mit Unruhe, Wirrwar und Beſchwerlichkeit verknüpft iſt — denn die Ruhe liebte ich von jeher — und meinem Leichnam thue ich gar gern ſeine ihm gebührende Ehre."

Bald darauf hat ſie ſich mit ihrer Lage ſo zurecht gefunden, daß ſie „Unzufriedenheit für Undank erklären würde".

Häusliches Leben; alte und neue Freunde.

Eine genaue Schilderung ihres häuslichen Lebens in dieſen Jahren geben uns die Briefe an Anna Amalia und Fritz von Stein. „Morgens beſorge ich," heißt es in einem Briefe aus dem März 1783, „meine kleine

Haushaltung und übrigen Geschäfte, auch werden da Briefe geschrieben — Eine solche lächerliche Correspondenz hat nicht leicht jemand außer mir Alle Monat räume ich mein Schreibpult auf — aber ohne Lachen kann ich das niemals thun — Es sieht drinnen aus, wie im Himmel. Alle Rangordnung aufgehoben — Hohe und Geringe, — Fromme und Zöllner und Sünder, alles auf einem Haufen — Der Brief vom frommen Lavater liegt ganz ohne Groll beim Schauspieler Großmann u. s. w. Nachmittags haben meine Freunde das Recht mich zu besuchen, aber um 4 Uhr muß alles wieder fort — dann kleide ich mich an — fahre entweder ins Schauspiel oder mache Besuche — komme um 9 Uhr nach Haus — Das ist nun so ohngefähr was ich treibe. Doch das beste hätte ich beinahe vergessen. Ich wohne in der langen Gassen, die man vor Leser erbauen lassen u. s. w.," die letzten Worte sind ein Citat aus dem „Neuesten von Plundersweilern" mit dem auf ihre Freude an der Lektüre hingedeutet wird.

„Uebrigens," so lautet ein Bericht an Fritz von Stein, „bin ich noch immer guten Humors, und das ist doch Hauptsache. In meiner kleinen Wirtschaft gehts noch immer so wie Sie es gesehen haben, nur weils der Sonne beliebt, länger im Bett zu bleiben, so beliebt es mir auch, vor $^1/_2$9 Uhr komme ich nicht aus den Federn — könnte auch gar nicht einsehen, warum ich mich strapatzen sollte, — die Ruhe, die Ruhe ist meine Seligkeit, und da mir sie Gott schenkt, so genieße ich sie mit Danksagung."

Nur das Schauspiel wird fleißig besucht, die Concerte behagen ihr nicht mehr. „Wir haben diesen Winter drei öffentliche Concerte, ich gehe aber in keins, wenigstens bin ich nicht abonniert, das große, welches Freitags gehalten wird, ist mir zu steif, das montägige zu schlecht, in dem mittwöchigen habe ich Langeweile und das kann ich in meiner Stube gemächlicher haben."

Dafür läßt sie aber ihre vier Steckenpferde zu Hause um so mehr „gallopieren": Das Spitzenklöppeln, Klavierspiel, Lesen und das Schachspiel.

Das Klavierspiel ist ihr größtes Steckenpferd, es ist ihr ganzes Glück und hilft ihr ebenso gut gegen böse Laune, „wie die Musik dem König Saul." Dieser Kunst ist sie ihr ganzes Leben lang treu geblieben. Noch im Jahre 1797 lernte sie den Violinschlüssel, um ein Quartett auf ihre Lieblingsmelodie aus dem unterbrochenen Opferfest von Peter Winter mitspielen zu können. Als der Enkel August anfängt, Klavier zu spielen, regt sie ihn an, recht fleißig zu sein, mit den Worten: „es wird ihm viel Spaß machen,

treibts doch die Großmutter noch und für siebzig Jahre macht sie's gar nicht übel." Besonders gern sang sie am Klavier die von Reichardt komponierten Lieder ihres Sohnes, denn sie berichtet: „die Romanzen, die zum Glück vor mich Reichardt in den Clavierschlüssel gesetzt hat, machen mir große Freude, besonders: was hör ich draußen vor dem Thor — was auf der Brücke schallen? die wird den ganzen Tag gesungen."

Als ihr der alte Freund Krantz im Jahre 1800 „eine Rolle mit Musik" schickt, läßt sie sich von Freunden „einen Vorgeschmack davon geben, bis sie es selbst exekutieren kann". „Die edle Musika," fährt sie fort, „geht bei mir eifriger wie jemals, der Marsch aus dem Titus — von Mozart — hat mir wegen der vermaledeieten Sprünge viel Not gemacht." Daher erscheint es ganz glaubhaft, was die später mit ihr befreundete Sängerin und Schauspielerin Eunicke ihrem Gatten Schütz erzählt hat: „Vornehmlich sang sie gern das Lied aus dem Faust: „Es war einmal ein König", indem sie am Schlusse jeder Strophe die Zuhörer aufforderte mitzusingen, und am Ende gewöhnlich die rechte Hand auf die Brust legend, sagte: den hab ich geboren." So bereitet ihr noch in späten Jahren „ihr aufgewachtes kleines musikalisches Talent" viel Freude und Genuß.

Ihr Verkehr war unter den Verwandten und Freunden gewiß damals ebenso lebhaft, wie in früheren Jahren, wenn wir auch wenig darüber wissen. Seit dem Tode des Gatten war sie jeden Sonntag bei Ratsherr Stock zu Mittag, abends fanden sich dort Frau Hollweg-Bethmann und ihre Mutter, die mit Stock verwandte Frau Moritz, die Kaufleute Thurneisen und Graf ein zur Quadrille und zum L'hombrespiel, „und da jubeln wir was rechts," heißt es in dem schon zitierten Brief. „Die anderen Tage beschcert der liebe Gott auch etwas und so marschiert man eben durch die Welt; genießt die kleinen Freuden und prätendiert keine großen."

Auch mit ihrer Schwester, Frau Melber, stand sie in innigem Verkehr. Als deren Gatte (1780) starb und die sehr zahlreiche Familie in bedrängte Umstände kam, that Frau Rat ihre milde Hand auf, unterstützte die Schwester nicht nur mit einer größeren Summe, sondern erließ ihr auch die Rückzahlung der Hälfte völlig und verschob die der anderen bis nach dem Tode der Schwester. Daß der Umgangskreis der Frau Rat in diesen Jahren nicht geringer denn früher war, beweist eine Notiz an Unzelmann, wo sie von ihrer alljährlichen großen Gesellschaft spricht, bei der sie vierzig Menschen mit Speise und Trank zu bewirten habe. Von Frankfurter Ereignissen aus

dieſer Zeit iſt neben dem Aufſteigen eines Luftballons im Herbſt 1785, einem Ereignis, das Frau Rat für ſehr wichtig hielt und überall hin meldete, die große Waſſersnot infolge des Eisganges im Februar 1784 zu nennen, den ſie nicht nur ſehr lebendig geſchildert, ſondern auch in einem Gedicht an Fräulein von Göchhauſen beſungen hat.

„Das Unglück abgerechnet, war der Eisgang ein prächtiges Schauſpiel — Das Krachen an den Eisbrechern — die ſchrecklichen großen Schollen, die wie Berge ſich auftürmten mit großem Gethön ſich übereinander wälzten — das Brauſen des Mainſtrom — der Donner der Kanonen, der dazwiſchen brüllte, um der Stadt Mainz das Signal zu geben, daß der Main auf ſei — Das Lärmen der Menſchen, das Raſſeln der Wagen, die die Kaufmanns-Gewölbe leer machten u. ſ. w., das alles zuſammen konnte den Herzhafteſten in Furcht jagen."

Was die glückliche Lage und heitere Laune der Frau Rat in dieſem Jahrzehnt ſtörte, war neben dem wunderlichen Benehmen ihres Lieblings Unzelmann und außer kleinen körperlichen Leiden, die ſich im Juli 1786 zum erſten Male in ihrem Leben bei ihr einſtellten, vor allem das ſchreckliche Geſchick und Ende eines ihrer älteſten und treueſten Freunde, des Kriegsrats Merck, der auch in der eben geſchilderten Zeit in regem Verkehr mit ihr geſtanden hatte. Es war ein eigentümliches Geſchick, daß dieſer praktiſche, gewandte Mann, den mehrere Fürſten zum finanziellen Beirat gewählt hatten, in ſeinen eigenen großen Unternehmungen vom Unglück verfolgt wurde und in ſeinem eigenen Amt — er war Kriegszahlmeiſter — ſich zu wenig feſt und ſicher erwies. In der Mitte der achtziger Jahre hatte er eine große Kattunfabrik übernommen. Das Unternehmen verunglückte, und ſchon im Sommer 1788 ſtand er vor dem Bankerott. Dazu kam, daß ein altes Leberleiden gerade damals mit großer Heftigkeit auftrat und durch große Schmerzen ſeine hypochondriſche Stimmung faſt zur Verzweiflung ſteigerte. In ſeiner Not wandte er ſich durch Goethe an Karl Auguſt. „Meine Situation übertrifft," klagt er dem Freunde — „an Elend alle Beſchreibung. Ohne Schlaf und Mut, phyſiſch und moraliſch zu Grunde gerichtet, wandere ich ohne Ruhe noch unter den Lebenden herum, jedem zur Laſt — und fürchte für meinen Verſtand .... Ach meine arme Frau und meine blühenden Kinder, die ich in dem Piſaniſchen Thurm wie zum Hungerſterben eingeſperrt ſehe. Für mich iſt keine Freude mehr auf dieſer Welt und Jammers ohne Ende auszutrinken ein vollgerüttelt Maß. .... Alles reut mich, alles

Johann Heinrich Merck.

(Nach einem Stiche.)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

ängſtigt mich — aber am meiſten das Wohlthun und die Güte meiner Freunde und das Lächeln meiner unſchuldigen Kinder.“ Karl Auguſt und andere Freunde halfen zwar Mercks Ehre retten, aber ſein Vermögen ging verloren. Dazu kam bei ihm das Gefühl und das Bewußtſein, ſein Amt vernachläſſigt zu haben. Seine durch die Krankheit geſteigerte hypochondriſche Stimmung ließ ihn einen Defekt in der Kaſſe vermuten. Er bat deshalb ſelbſt für einige Zeit ſeiner Stellung enthoben zu werden. Die Unterſuchung ergab jedoch die Grundloſigkeit ſeiner Vermutung. Schon im November konnte er ſein Amt wieder antreten und mit Ehren die Freundin in Frankfurt beſuchen. „Sie können nicht glauben,“ ſchreibt er im März 1789 an Karl Auguſt, „was ich vor ungefähr acht Tagen empfand, als ich mich aus der Schmach der Unterdrückung wieder in den Zirkel meiner alten Freunde aufgenommen fand, mit Goethes Mutter, der La Roche, ihren Kindern und Goethes alten Freunden wieder vereinigt ſah. Dies alles hab ich nächſt Gott Ihnen zu danken. Ich weinte vor Freuden, als ich den ſchönen Kopf von Goethe, von Necker geſchnitten, in den Händen ſeiner Mutter ſah.“ Aber die quälende Angſt, daß die Kaſſe doch nicht ſtimme, dieſe Sorge, die ſich infolge ſeines körperlichen Leidens zu einer fixen Idee ausbildete, ließ ihn nicht mehr froh werden. Am 27. Juni 1791 machte er ſeinem qualvollen Leben durch Selbſtmord ein Ende.

Ein treuer und edler Freund war in ihm der Frau Rat geſtorben, ein Mann, den Goethe ſelbſt für würdig gehalten hatte, ihn bei ſeinen Eltern zu vertreten; aber nicht nur ihr, auch Goethen und dem Herzog, beſonders der Herzogin Anna Amalia war er geſtorben; ihre Briefe an ihn und über ihn ſind voll von Beweiſen der größten Verehrung für dieſen ſonderbaren, aber in ſeiner Art großen Mann, die uns mit Bewunderung für ihn erfüllen.

Gewiß würden auch die Briefe der beiden Frauen uns Zeugen ihres Schmerzes und der Trauer über den gemeinſamen großen Verluſt ſein; aber in jener Zeit hatte der bei dem Mangel perſönlicher Berührung allmählich, wie natürlich, langſamer gewordene Briefwechſel bereits ſein Ende gefunden.

Bald nach dem Tode des Gatten waren der Maler Krauſe und Rat Paulſen bei Frau Rat, um ihr Empfehlungen und Grüße aus Weimar zu bringen. Sie meldet darüber: „Mit Herrn Krauſe und den ſehr geſprächigen Herrn Paulſen habe ich mich ſehr ergötzt. Ihro Durchlaucht können leicht denken, wovon wir reden. Ich katechiſiere die guten Leute ſo arg, daß ihren

Lungenflügeln, so lange sie hier bleiben, eine sehr starke Bewegung bevorsteht."

Aber schon in dem mehrere Monate später geschriebenen Brief der Herzogin weht ein etwas kühlerer, den Briefen bisher fremder Ton:

„Nachdem große Geister, Propheten, Genien u. dergl. bei Ihnen beherbergt worden sind, bekömmt man weder Gut noch Böses mehr von der Frau Aja zu hören, alles ist todt von dort her! Auch wage ich es nur ganz von ferne an die Thüre der blauen Stube zu klopfen und frage wie's der Frau Rätin wohl gehn mag, ob noch zuweilen seitwärts ein Blick nach entfernten Freunden gethan wird. Sollte ich mit meinen Fragen zur Unzeit kommen und Sie dadurch in Ihren Betrachtungen stören, so vergeben Sie's meinem Verlangen nach einem so langen Stillschweigen etwas von der Frau Aja zu vernehmen. Ich könnte viel Schönes von hier sagen — aber was liegt Ihnen daran, Ihnen, die wahrscheinlich mit viel erhabeneren Gedanken beschäftigt sind, gegen welche solch irdisches Zeug lauter Lappalien sind."

Die Antwort der Frau Rat ist voll ehrfurchtsvollen Dankes darüber, „daß sie bei der Herzogin nicht in Vergessenheit geraten ist," giebt also den Vorwurf zurück.

Die Geburt des Erbprinzen von Weimar am 2. Februar des nächsten Jahres, von deren Aussicht Frau Rat gar nichts gewußt hat, versetzt sie in eine hohe Aufregung, die sie in ihrem Glückwunschschreiben der glücklichen Großmutter beschreibt:

„Ich zitterte am ganzen Leibe, ließ den Brief aus der Hand fallen — blieb eine Zeit starr und gleichsam ohne Empfindung stehen — auf einmal wurde mein ganzer Körper siedend heiß, mein Gesicht sah aus, als wenns doppelt mit Carmin belegt wäre — nun mußte ich Luft haben — Ein Prinz! ein Prinz! schrie ich meinen Wänden zu — O wer mich in dem Augenblick gesehen hätte! Abends hatte ich ein paar Freunde zum Nachtessen und wir sangen Chorus — fröhlicher, seliger, herrlicher Tag."

Von ihrem Sohn und Wieland hofft sie ganz bestimmt, daß sie das Glück des Hauses feiern werden. Sie weiß das auch so originell wie immer auszudrücken: „Freilich kommt es mir vor, als ob mein Sohn sich in etwas mit den Musen brouilliert hätte, doch alte Liebe rostet nicht — sie werden auf seinen Ruf schon bald wieder bei der Hand sein. Mit Wieland — ja das ist ganz was anderes; das ist ein gar beständiger Liebhaber der neun Mädchen, sie mögen lachen oder sauer sehen. Er schickt sich in alle ihre Launen und

ich weiß von ſicherer Hand, daß ſo was die Damen überaus gut aufnehmen."

Von den Briefen der Herzogin aus dieſer Zeit beſitzen wir nur einen. Er iſt zum Geburtstag 1784 geſchrieben, enthält als Beilage einen von der Fürſtin ſelbſt angefertigten Geldbeutel und ihr Bild nebſt künſtlichen Blumen aus Bertuchs Fabrik in Weimar: „Das Bild ſoll Ihnen zuweilen an eine Perſon erinnern, die Ihnen aufrichtig liebt und ſchätzt. Wie gefallen Ihnen, liebe Mutter, die Luftreiſen, die jetzt mode werden. Nicht wahr? das wäre eine Luſt, wenn Frau Aja ſich in der Luft transportieren und bei mir in Tiefort, aus Lüften hoch da komm ich her! ſingen könnte. Was das für ein Gaudium ſein würde!" Ueber das Bild war Frau Rat auf das Innigſte gerührt. In ihrer köſtlichen Selbſtironie ſchreibt ſie:

„Nie ſoll bei allen feſtlichen Gelegenheiten ein anderer Schmuck mich zieren — ſchon zweimal habe ich mir dieſe Wonne gemacht — Ihro Durchlaucht müßten doch lächeln, wenn Sie ſehen, wie Frau Aja ſich in die Bruſt wirft — Daher rauſcht in einem weißen ſeidnen Kleid — das mir ewig teure Bild an einem breiten ſchwarzen Band auf der Bruſt — und ein Ausdruck in Gang und Mienen, daß alles meine ganze Selbſtzufriedenheit aus den Augen leſen kann — und nun das Gucken, das Fragen ohne Ende, wer die ſchöne Dame ſei — Nun das Dickthun Derjenigen, die die Gnade haben Ihro Durchlaucht zu kennen — wo immer eins ſtärker als das andre ſchreit — Bei Gott! das iſt die Herzogin Amalia, wie aus dem Spiegel geſtohlen! Ihro Durchlaucht! würden lächeln: noch einmal ſei es geſagt, und empfinden, wie ſo ganz glücklich Sie mich gemacht haben."

An den Ausdruck der Freude über das Bild knüpft ſie „den Wunſch ihres Lebens", noch einmal das ſo teure Original zu ſehen. Im Juni 1784 brachte ihr der Hofrat Bode aus Weimar ein „gnädiges herrliches Briefchen". Auch im November folgt ein „gnadenreicher Brief", aber die Antwort der Frau Rat hat doch etwas Gezwungenes. Der Gedanke des Unvermögens, des kühnen Unterfangens für eine einfache Frau, an eine Herzogin zu ſchreiben, tritt wiederholt hervor. Sie wagt nicht mehr, Grüße an die Weimarer Freunde zu beſtellen; „denn", heißt es hier, „damit Ihro Durchlaucht zu beſchweren, das unterſtehe ich mich nicht."

Bald darauf folgte ein Beſuch Karl Auguſts bei Frau Rat, die die Freude hatte, ihn hierbei mit einem Frühſtück bewirten zu dürfen. Der Fürſt erhielt auch hier, wie bei ſeinem Beſuche im Januar 1787 mit Knebel und

von Lincker, wieder Beweise der vielen prächtigen Eigenschaften der Frau Rat, so daß er bald darauf in einer Vertrauenssache ihr schreiben konnte: „Die sichere Erfahrung, Frau Rätin, welche ich oftmals gemacht habe, daß Sie äußerst verschwiegen, vorsichtig und zuverlässig sind, giebt mir das Zutrauen, Sie zu bitten, folgenden Auftrag von mir zu übernehmen."

Zwischen den beiden Frauen aber schloß mit dem oben zitierten Brief eigentlich der Briefwechsel, der ein ehrendes Denkmal ist ebenso für die hochgeborene Fürstin, wie für die einfach bürgerliche Mutter des großen Dichters. Denn der Glückwunsch zur Geburt einer Enkelin vom Juli 1786 ist nur ein Schreiben aus Höflichkeit. Schon der Anfang des Briefes zeigt diesen Ton. „Furchtsam und schüchtern wage ichs, Ihro Hochfürstliche Durchlaucht mein Andenken wieder in etwas aufzufrischen. Noch würd' ich es mich nicht unterstanden haben . . ." und ebenso der Schluß: Länger untersteh ich mich nicht, Ihro Hochfürstliche Durchlaucht mit meinen uninteressanten Schreiben zu inkommodieren. . . ."

Auch die Herzogin wendet sich noch einmal an Frau Rat, aber nur im Auftrage des gemeinsamen Freundes Merck (März 1787), der nach den Auszügen der Goethischen Briefe aus Italien an seine Mutter sehnlichst verlangte und die Herzogin gebeten hatte, ein gutes Wort bei Frau Aja einzulegen. Die zustimmende Antwort der Frau Rat vom 9. März 1787 bildet den wirklichen Abschluß des schriftlichen Verkehrs.

Aus den Briefen an den Sohn wissen wir, daß die Herzogin bei den Kriegsunruhen in Frankfurt 1792 Frau Rat wiederum dringend einlud, nach Weimar zu kommen, aber wie immer vergeblich. In den späteren Jahren beschränkt sich der Verkehr auf Empfehlungen an die Durchlaucht durch den Sohn. Beim Tode der Herzogin (1807) schrieb sie an Wolfgang:

„Der Todesfall von unserer lieben Herzogin hat mich ungemein gerührt! die schönen Andenken, die ich noch von ihr habe, sind mir jetzt doppelt theuer und wert — seit vielen Jahren sind wir (wie das so im menschlichen Leben öfters geht) von einander abgekommen, aber nie ist die freundliche Erinnerung der Vorzeit aus meinem Gedächtnis erloschen — besonders die Freudentage im rothen Haus. Ich und alle die Sie kannten, segnen ihre Asche — und ihre Werke folgen ihr nach."

Diese Worte beweisen, daß nichts Fremdes, Störendes zwischen beide Frauen getreten ist, und das Aufhören des schriftlichen Verkehrs nur natürliche Ursachen gehabt hat. Der schöne Nachruf, den Goethe am 12. April

„zum feierlichen Andenken der durchlauchtigsten Fürstin und Frau Anna Amalia, verwitweten Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach“ verfaßte und den er sofort der Mutter zusandte, war ihr aus der Seele geschrieben. Besonders der herrliche Schluß war ihr „Balsam in die geschlagene Wunde“.

Auch einen andern teuern Freund sollte Frau Rat bald zum letzten Mal sehen. Es war der verehrte Gottesmann, mit dem sie so viele Jahre in regem Briefverkehr gestanden hatte, Lavater. Im Juni 1786 kam er wieder nach Frankfurt. Auch diesmal verkehrte er viel und vertraut bei Goethes Mutter. Wandte sich doch sogar eine Fürstin von Württemberg an sie, um bei Lavater eine auf seine Predigt in Offenbach sich beziehende Bitte anzubringen. Es war die Herzogin von Württemberg, Gemahlin des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg und Mutter der Prinzessin Sophie, die seit 1776 mit dem Namen Maria Feodorowna Gemahlin des Großfürsten und späteren Kaisers Paul I. von Rußland war. Die Beziehungen der Frau Rat zu dieser Fürstin gingen wohl auf ihren Schwiegersohn Georg Schlosser zurück, der in den sechsziger Jahren Geheimsekretär und Erzieher der Kinder des kunstliebenden Herzogs gewesen war.

Selbst in der Zeit der Entfremdung des Sohnes von Lavater hielt Frau Rat an dem alten Freunde fest. Ein Bruchstück eines Briefes aus dem Jahre 1795 mag als Zeuge dessen hier folgen:

„Lieber Sohn Lavater! Es ist eine kleine Ewigkeit, daß wir uns einander nicht genähert haben und schon längst wünschte ich eine schickliche Gelegenheit, mein Andenken bei Euch aufzufrischen — Euch Frau Aja wieder ins Gedächtnis zu bringen. Gegenwärtige erwünschte Gelegenheit ergreife ich demnach mit Freuden, Euch zu versichern, daß Ihr, teurer Freund, in meinem Andenken noch grünet und blühet, daß ich noch immer mit freudiger Seele an die Zeit Eures Hierseins denke u. s. w. Auch bin ich überzeugt, daß Ihr mich noch lieb und wert habt. Amen.

Ueberbringer dieses ist Herr von Lehonardi [Leonhardi], ein Sohn aus einem unserer besten Häuser — ein hoffnungsvoller Jüngling —. Er und seine würdigen Eltern wünschten sehr, daß er von mir Eurer alten Freundin ein Empfehlungsschreiben mitbringen möchte — denn wem ist unbekannt, daß Ihr auch sehr oft von Unwürdigen belästigt worden seid und noch werdet. Seid diesem jungen Manne freundlich und belohnt dadurch den Glauben, den ich jederzeit an Eure Menschenliebe und Freundlichkeit gehabt habe und noch habe. . . .“

Sie war mit dem „lieben Sohn“ nicht nur immer in ſchriftlichem Verkehr geblieben, ſie galt ſogar bei ſeinen Glaubensgenoſſen als mächtige Freundin Lavaters und wurde bei phyſiognomiſchen Fragen um ihre Vermittlung gebeten. „So gehts einem“, mit dieſen Worten wird eine ſolche Vermittlung begleitet, „wenn die Menſchen wiſſen, daß ſolche Lichter der Welt unſere Freunde ſind. — Auch ſtehe ich bei Euren Glaubensgenoſſen in großem Anſehn — freilich ohne all mein Verdienſt und Würdigkeit — doch was thut das! Der Mond prangt ja auch mit geborgtem Licht, und mit alledem weiß ich keinen Dichter von Klopſtock bis zum Neukirch, der ihn nicht beſungen und beklimpert hat. Vor das überſchickte Buch danke herzlich, es macht mir manche erquickende und gute Stunde — eben wie alles, was von Euch kommt. Denn das beteure ich, daß von allen, die ich kenne, ſind doch auch viele gute Menſchen darunter, keiner ſo in meinem Herzen angeſchrieben ſteht wie Ihr.“

Wie mit Lavater, ſo wurde auch mit „Werthers Lotte“, Lotte Keſtner und ihrem Gatten, der Verkehr weiter gepflegt. Im Sommer 1787 ſchickte ihr Lotte einen ihrer Söhne, Eduard, auf mehrere Wochen zum Beſuch. Goethe ſchrieb aus Rom an Keſtner, „daß ſich, wie er höre, der Kleine mit ſeiner Mutter gar gut vertragen habe.“ Im nächſten Jahre wollten Keſtner und Lotte einen neuen Beweis ihrer Verehrung geben, indem ſie Frau Rat die Patenſchaft bei ihrer damals geborenen Tochter anboten. Es ſollte das Kind den Namen ſeiner Patin erhalten. Vergeblich aber warteten Keſtners auf Antwort, ſie fragten ſogar bei dem zurückgekehrten Goethe an, der ihnen launig antwortete, „es wäre doch ſonderbar, wenn durch dieſen Zufall die Tochter der Mutter ominoſen Namen fortführen ſollte.“ Unterdes war aber ſchon die Antwort der Patin vom 23. Oktober mit vielen Entſchuldigungen eingelaufen:

„Kein Kaufmann kann über einen ſtarken Wechſel, der ihm präſentiert wird — und der den Grund ſeiner Kaſſe erſchüttert, mehr erſchrecken — als ich über Dero zweiten Brief. Erlauben Sie mir, daß ich meine Rechtfertigung Ihnen vorlegen darf — und ich erwarte von Ihrer Gerechtigkeitsliebe — meine völlige Losſprechung. Bei Empfang Ihres mir ſo erfreulichen Schreibens vom 17ten September war ich krank — mein Kopf war mir dumm und mein Mund voller Blaſen — meine Zunge wie durchlöchert — welches alles große Schmerzen verurſachte und mich zum Schreiben ganz unfähig machte. Noch in dieſer fatalen Periode kam Schloſſer von Carls-

ruhe mit Weib und Kinder, mich, die sie in 6 Jahren nicht gesehen hatten, zu besuchen — logierten in meinem Haus — Sie, meine Theuersten! Können Sich die Unruhe, das Visitenleben leicht denken — Ich noch halb krank, mußte alles mitbetreiben — da war nicht eine Minute Zeit an etwas zu gedenken als Besuche, Gastereien. . . . — Finden Sie meine Gründe hinreichend, so lassen Sie mich ein Wort des Friedens hören. . . . Wie sehr es mich gefreut hat, Patin von Lottens und Ihrer Tochter zu sein, können Sie kaum glauben . . . ."

Neben den alten Freunden stellten sich auch neue, nicht minder berühmte ein. Bei dem Besuche Karl Augusts im Dezember 1784 hatte Frau Rat stolz nach Weimar geschrieben: „Ich bin viel glücklicher, als die Frau von Recke, — die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen, bei mich kommen sie alle ins Haus, das war ungleich bequemer — ja, ja, wem's Gott gönnt, giebt er's im Schlaf." Der Spott geht auf Frau Elise von der Recke aus Mitau, die in Begleitung zweier Damen und eines Arztes 1784—86 eine Reise durch Deutschland machte; von dieser haben wir einen Bericht in dem Tagebuch der einen der Begleiterinnen, Sophie Becker, erhalten. Frau von der Recke war in der Zeit, da jener Brief der Mutter geschrieben wurde, in Weimar. Ihr Eindruck auf Goethe war nicht besonders günstig; wenigstens ist der Bericht über sie an Karl August in ironisch ablehnendem Tone geschrieben. Dazu stimmt auch ihre Aeußerung über Goethe: „Frauen meines Alters dürfen nicht daran denken, ihn beredt und liebenswürdig zu machen." Nun sollte Frau Rat bald von ihr selbst heimgesucht werden. „Am 26. Juli 1785," so lesen wir in dem genannten Tagebuch, „gleich nach Tische machte Elise (von der Recke) mit mir einen Besuch bei der Residentin Brentano, der ältesten Tochter der La Roche. Es ist ein angenehmes, sehr geistreiches Weib, voll natürlicher Herzensgüte. Von ihr fuhren wir zu Goethes Mutter, einer Frau gegen die sechsziger Jahre, noch voll Feuer der Jugend. Sie ist ganz Geschwätzigkeit und Leben, wenn sie auf ihren Sohn kommt, und man kann ihr keine größere Freude machen, als wenn man ein Verlangen bezeugt, von allem, was ihn betrifft, unterrichtet zu sein. Es war uns beiden damit ganzer Ernst und ich hätte wohl gewünscht, daß die Zeit nur erlaubt hätte, mehr von seiner Kindheit zu erfahren; so mußten wir uns begnügen, den Ort seiner Geburt, das Zimmer, wo er als Knabe gespielt und als Mann gearbeitet hat, zu sehen; das Zimmer, wo ein Werther, Clavigo und Götz ans Licht getreten sind."

Selbstverständlich wurde ihre Befürwortung bei dem großen Sohne in Weimar häufig gesucht. So wandte sich 1789 die Gattin des bekannten mit Großmann näher befreundeten weimarischen Kammerherrn A. von Knigge mit der Bitte um Befürwortung eines Gesuchs an Frau Rat. Die Antwort ist erhalten:

„Ich habe die Sache aufs beste eingelenkt; ich bin fest überzeugt," so heißt es in diesem Briefe, „daß mein Sohn sich ein großes Vergnügen daraus machen wird, dero Herrn Gemahl, dessen Verdienste um die Gelehrsamkeit sowohl, als um die Menschheit lange von allen Rechtschaffenen anerkannt und verehrt sind, zu nützen." Gerade in demselben Jahre hatte ihr Knigge mit seinen dramaturgischen Blättern, die 1788 zuerst erschienen, „ein wahres Freudenfest" bereitet.

Die nächste Ostermesse 1786 brachte wiederum viel Besuch. „Die weniger bedeutenden Erdensöhne" macht Frau Rat nicht namentlich kenntlich. Hervorgehoben werden nur der „berühmte Dichter Bürger", der begeisterte Verehrer des Dichters der Sturm- und Drangzeit, der aber wohl damals etwas verstimmt gegen Goethe war wegen der Ablehnung seines Wunsches, in Weimar angestellt zu werden; und der königliche Kapellmeister Reichardt aus Berlin, der, damals mit Goethe noch nicht persönlich bekannt, seit 1780 sich mit der Komposition Goethischer Gedichte und mit dem Studium seiner Werke beschäftigte.

Endlich trafen auch Schlossers nach sechsjähriger Abwesenheit im September 1788 mit ihren Kindern zu Besuch ein und wohnten im Hause der Großmutter. Auch sollte sogar die so lang vermißte laute Fröhlichkeit jugendlicher Geister noch einmal in das einsame Haus ziehen.

Luise und Friederike von Mecklenburg.

Am 20. Februar 1790 starb Kaiser Joseph II. Wie sehr auch die Frankfurter diesen edlen Menschenfreund geliebt hatten, haben wir schon aus einem Bericht der Frau Rat über seine Anwesenheit in Frankfurt im Juni 1781 erfahren. Von der Trauer der Krönungsstadt bei seinem Tode berichtet Goethes Mutter in einem Brief an Fritz von Stein:

„Der Tod des Kaisers hat unsre Stadt zu einem lebendigen Grabe gemacht; das Läuten aller Glocken, welches 4 Wochen täglich zweimal, nämlich morgens 11 bis 12 und abends 5 bis 6 Uhr geschieht, — hat einen so lugubren Ton, daß man weinen muß, man mag wollen oder nicht. Der

ganze Magistrat in tiefer Trauer — die Garnison schwarz, mit Flor alles umwickelt, — die kaiserliche Werbung, die Räte, Residenten u. s. w. alles, alles schwarz, — das hat ein überaus trauriges Ansehen. Künftigen Sonntag, den 7ten März ist bei allen drei Religionen Leichenpredigt — unsre Hauptkirche wird ganz schwarz behängt, — Jung und Alt erscheint in tiefer Trauer — Sänger und Sängerinnen sind zur Trauermesse verschrieben . . . ."

Wie natürlich, beschäftigten sich die Frankfurter bald mit der neuen Kaiserwahl und Krönung. Frau Rat hoffte den Sohn und Fritz von Stein zu dieser Zeit bei sich zu sehen. Schon im Juni schreibt sie an Fritz, der sich nach den Kosten erkundigt hatte:

„Lieber Sohn! Eine Berechnung, wie viel der Aufenthalt während der Krönung hier kosten möchte, ist beinahe ohnmöglich zu bestimmen, so viel ist gewiß, daß eine einzige Stube den Tag ein Carolin kosten wird, das Essen den Tag unter einem Laubthaler gewiß nicht. Zudem ist auch die Frage, ob ein Cavalier, der unter keiner Begleitung eines Churfürstlichen Gesandten ist, Platz bekommt, den unsre besten Wirthshäuser werden im Ganzen vermiethet, dem Dick im rothen Hause sind schon 30000 Flor. geboten, aber er giebts noch nicht davor. Wenn Leopold Kaiser werden sollte, so mag Gott wissen, wo die Leute alle Platz kriegen werden — denn da kommen Gesandten, die eigentlich nicht zur Krönung gehören, als der Spanische, Neapolitanische, von Sicilien einer u. s. w. — Der Päbstliche Gesandte, weil er in der Stadt keinen Raum gefunden, hat ein Gartenhaus vor 3000 Carolin gemiethet. Bei mir waren die Quartierherren noch nicht — Sie werden doch mit meinem Sohne kommen? Eine Stube sollen Sie haben . . . ."

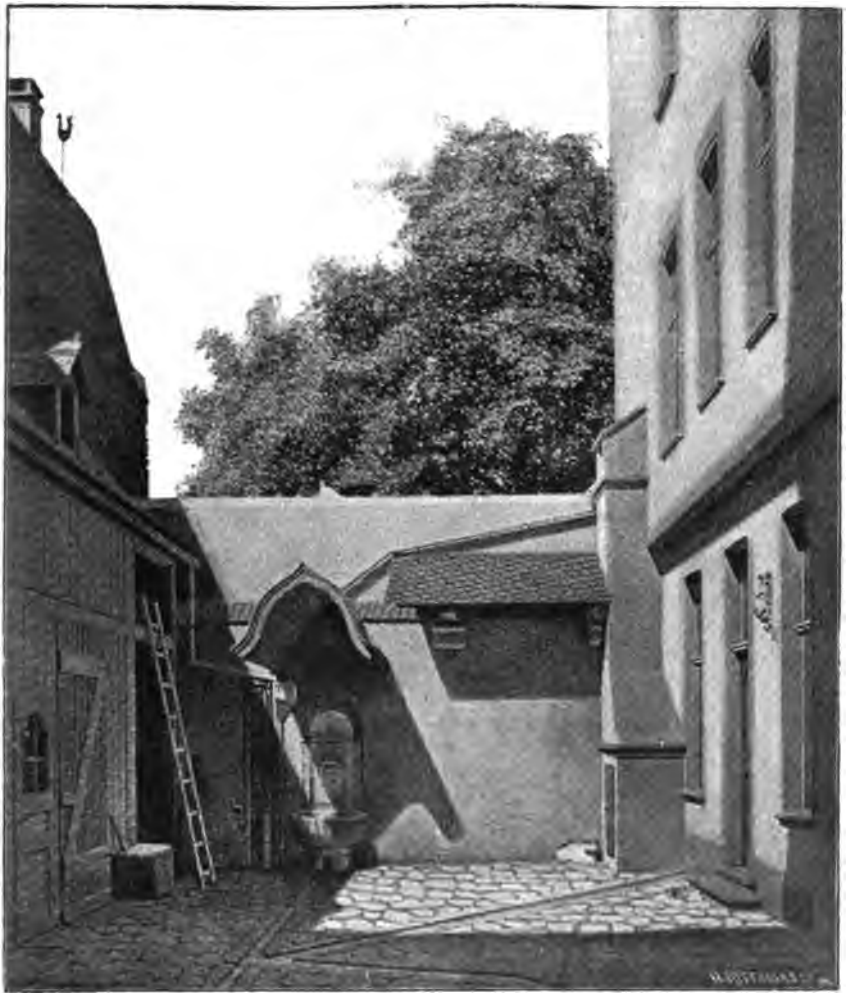
Um den gewaltigen Zudrang von Fremden zur Krönung zu bewältigen, wurde die Stadt in Bezirke eingeteilt, von denen jedem Kurfürsten einer für sich und sein Gefolge erhielt. Quartierherren besichtigten vorher die Wohnungen und verteilten nach eigenem Ermessen die Gäste. So sind die Worte aus demselben Brief zu verstehen: „Bei mir waren die Quartierherren noch nicht, ich traue mich deswegen nicht vor die Thür zu gehen und sitze bei dem herrlichen Gotteswetter wieder in Bastille, — denn wenn sie mich abwesend fänden, so nähmen sie vielleicht das ganze Haus, denn im Nehmen sind die Herren verhenkert fix, und sind die Zimmer einmal verzeichnet, so wollte ichs keinen rathen, sie zu anderem Gebrauche zu bestimmen." —

Der große Hirschgraben wurde dem Kurfürsten von Hannover zugeteilt; die gefürchteten Quartierherren erschienen und trafen eine Bestimmung, die

Frau Rat nicht minder als ihre Gäste zufrieden und glücklich machen sollte; die beiden Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz, die damals vierzehnjährige Prinzeß Luise, die spätere Königin und der gute Engel Preußens, ihre Schwester, die damals zwölfjährige Prinzeß Friederike, die spätere Prinzeß von Preußen, von Solm, Cumberland und zuletzt Königin von Hannover, nebst ihrem elfjährigen Bruder Georg wurden zu Gästen der Frau Rat bestimmt. Gewiß haben bei dieser Wahl nicht nur die Stattlichkeit des Hauses, sondern auch die nahen Beziehungen der Frau Rat mit dem den Prinzessinnen verwandten Weimarschen Hofe beigetragen. Die Prinzessinnen waren die Töchter des Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz; sie hatten ihre Mutter und bald darauf die Stiefmutter früh verloren und wurden am Darmstädter Hofe von ihrer Großmutter erzogen. Weil sie in Hannover, während der Statthalterschaft ihres Vaters, geboren worden waren, wurden sie im Quartier des Kurfürsten von Hannover untergebracht. Daß Gäste und Wirtin bald großen Gefallen aneinander fanden, brauchen wir nicht erst zu versichern. Die beiden Prinzessinnen waren die lieblichsten Geschöpfe, die man sich denken kann. Was die Zeitgenossen begeistert berichten, daß die Schönheit der Königin Luise nur noch von der Anmut ihres Geistes übertroffen wurde, zeigte sich schon damals nicht minder in der Lieblichkeit der äußeren Erscheinung, wie in der Natürlichkeit ihres Wesens und der geistigen Frische; und nun Frau Rat, die Frau mit dem ewig jungen Herzen, mit dem stets heiteren Kindessinn! wie bald schloß sich da ein festes Band zwischen Mutter und Kindern, ein Band, das erst der Tod gelöst hat. Noch in späteren Jahren hat die Herzogin von Cumberland mit Freuden davon erzählt, daß Frau Rat ihnen alles zu Liebe, Gefallen und Unterhaltung gethan, sie in ihr eigenes Zimmer kommen lassen und jugendlich mit ihnen gespielt hätte.

Gleich der Empfang zeigte, wie sehr sich Frau Rat auf Kindersinn und Kinderfreude verstand. Während die Hofdame, die Begleiterin der Prinzessinnen, sich mit Frau Rat unterhielt, hatten diese im Hofe den Ziehbrunnen entdeckt, der ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm: „er ist in origineller Weise ausgeführt und war von einem vorspringenden, malerischen Dache geschützt. Ein ausgehauener Kopf mit einem Wasserrohr im Munde ragt aus einer Nische in der Wand hervor, und durch Bewegung eines langen Hebels zur Rechten des Kopfes wird das Wasser durch eine hohe Holzröhre in einen schalenförmigen Behälter heraufgepumpt.“ O, rief Luise aus, ich

möchte wiſſen, ob wir nicht Waſſer pumpen könnten, ich würde es gerne verſuchen. Auf die gern gegebene Erlaubnis der Frau Rat ſtürmten trotz



Der Hof im Goethehauſe zu Frankfurt a. M.
Nach der Zeichnung von Reiffenſtein.

des Einſpruchs der Hofmeiſterin die Kinder auf den Hof und pumpten nach Herzensluſt. Dem Verſuch der Hofdame, die Prinzeſſinnen von dem unpaſſenden Beginnen abzuhalten, machte Frau Rat, wie ſie ſpäter oft erzählte,

dadurch resolut ein Ende, daß sie Gewalt brauchte und sie in das Zimmer einschloß. „Denn," sagte sie, „ich hätte mir eher den ärgsten Verdruß über den Hals kommen lassen, als daß man sie in dem unschuldigen Vergnügen gestört hätte, das ihnen nirgendswo gegönnt war, als in meinem Hause; auch haben sie mirs beim Abschied gesagt, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei mir waren."

Von dem fröhlichen, ungebundenen Leben der Kinder in diesen Tagen schreibt Frau Rat noch in freudiger Erinnerung im August 1806, als ihr der Sohn von seinem Zusammentreffen mit der Prinzessin Solms im Juli desselben Jahres in Karlsbad berichtet hatte:

„Noch eine Nachschrift! Das Zusammentreffen mit der Prinzessin von Mecklenburg hat mich außerordentlich gefreut — Sie — die Königin von Preußen — der Erbprinz werden die jugendlichen Freuden, die sie in meinem Hause genossen, nie vergessen — von einer steifen Hof-Etiquette waren Sie da in voller Freiheit — Tanzten — sangen und sprangen den ganzen Tag — alle Mittag kamen Sie mit 3 Gabeln bewaffnet an meinen kleinen Tisch — gabelten alles was Ihnen vorkam — es schmeckte herrlich — nach Tisch spielte die jetzige Königin auf dem Pianoforte und der Prinz und ich walzten — hernach mußte ich ihnen von den vorigen Krönungen erzählen, auch Märchen u. s. w. Dieses alles hat sich in die jungen Gemüter eingedrückt, daß Sie alle drei es nie bei aller sonstigen Herrlichkeit nimmermehr vergessen."

Des „guten Pfannekuchen" gedachte Königin Luise noch immer, so oft sie Frau Rat sah; und wie Prinz Georg nun gar an seinem Wunsch bei Frau Rat, Speckfalat mit Eierkuchen zu essen, erkannt wird, das hat uns in ihrer meisterhaften Art Bettina aus dem letzten Lebensjahre der Frau Rat erzählt:

„Vor ein paar Tagen ging ich abends noch hin, die Jungfer ließ mich ein mit dem Bedeuten, sie sei noch nicht zu Hause, müsse aber gleich kommen. Im Zimmer war's dunkel, ich setzte mich ans Fenster und sah hinaus auf den Platz. Da war's, als wenn was knisterte, — ich lauschte und glaubte atmen zu hören, — mir ward unheimlich, ich hörte wieder etwas sich bewegen und fragte, weil ich's gern aufs Eichhörnchen geschoben hätte: Hänschen, bist du es? sehr unerwartet und für meinen Mut sehr niederschlagend antwortete eine sonore Baßstimme aus dem Hintergrund: Hänschen ist's nicht, es ist Hans, und dabei räuspert sich der ubique malus spiritus.

LUISE UND FRIEDERIKE VON MECKLENBURG.

Standbild von C. Schadow

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Voll Ehrfurcht wag' ich mich nicht aus der Stelle, der Geist läßt sich auch nur noch durch Atmen und einmaliges Niesen vernehmen; — da hör' ich die Mutter, sie schreitet voran, die kaum angebrannte, noch nicht vollleuchtende Kerze hinterdrein, von Jungfer Lieschen getragen. Bist du da? fragte die Mutter, indem sie ihre Haube abnimmt, um sie auf ihren nächtlichen Stammhalter, eine grüne Bouteille, zu hängen; ja, rufen wir beide, und aus dem Dunkel tritt ein besternter Mann hervor und fragt: Frau Rat, werd' ich heut Abend mit Ihnen einen Speckſalat mit Eierkuchen essen? Daraus schloß ich denn ganz richtig, daß Hans ein Prinz von Mecklenburg sei."

Eine andere hübsche Geschichte, die in diese Zeit oder ein Jahr später fällt, ist von Rahel Varnhagen nach der Erzählung der Herzogin von Cumberland aufbewahrt worden:

„Eine viel komischere Geschichte fiel vor mit Frau von Guttenhofen, gebornen Gräfin Hatzfeldt, berühmten Schönheit am Mainzer Hofe, wobei Frau Goethe auch wieder kräftig auftritt. Als unsere Königin fünfzehn Jahre alt war, so wurde wohl sie, aber noch nicht die Herzogin, manchmal von der Großmutter in Gesellschaft mitgenommen. „Und so geschah es einmal," erzählte die Herzogin, „daß meine Schwester einen Besuch beim damaligen Kurfürsten von Mainz mitmachte; kaum ist sie aber mit meiner Großmutter hineingetreten, so stürzt Frau von Guttenhofen auf sie zu und sagt: Wissen sie wohl, Prinzeß, daß man hier nicht mit langen Aermeln herkommen kann? Die junge Fürstin faßte sich aber und sagt gleich: Ich thue alles nach den Befehlen meiner Großmutter, und so habe ich auch angezogen, was sie mir befohlen. — Ich sehe meine Schwester noch, — fuhr die Herzogin erzählend fort, — sie hatte ein blauseiden Kleid mit spitzen Aermeln an, wie man sie damals nannte — mit schwarzen Perlen, wahrscheinlich Schmelz — gestickt. Aber es machte doch einen Eindruck auf meine Schwester, so jung sie war! Sie ist auch nicht wieder dort gewesen. Frau Goethe vernahm den Vorfall mit großem Unmut und sprach lebhaft für ihr Prinzeßchen." Späterhin, so fuhr die Erzählung fort, war unsere Königin mit der Herzogin zusammen in Wilhelmsbad, wohin auch Frau Rat Goethe aus Frankfurt eingeladen wurde, die dann mit der Königin in den Brunnensaal hinabging und dort neben ihr saß, während aller Welt Menschen sich einfanden und ihre Huldigungen darbrachten. Frau Goethe hörte nicht auf, nach den ihr unbekannten Personen zu fragen: „Wer ist die? Wer ist das?" und wie sie wieder nach dem Namen einer Dame fragt, die eben gesprochen

hatte, antwortet die Königin: Frau von Guttenhofen! — „Die Frau von Guttenhofen?“ fährt Frau Goethe lebhaft auf, „die so grob war? Lassen Ihro Majestät ihr nun gleich befehlen, sie soll sich ihre Aermel abschneiden!“ In der größten Wut sagte sie das.“

Das Versprechen, das die Mecklenburger Fürstenkinder Frau Rat beim Abschied gegeben hatten, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei ihr gewesen waren, haben sie alle drei ihr Leben lang gehalten: ein schöner ehrenvoller Zug für beide Teile. Von ihrem Verkehr bei der Krönung des Kaisers Franz am 14. Juli 1792, wo sie ebenfalls in Frankfurt waren, ist uns nur zufällig nichts berichtet.

Der Vater der Prinzessinnen, Prinz Karl von Mecklenburg, hatte der Frau Rat zum Dank eine schöne Dose mit seiner Brillantchiffre geschenkt — ebenso auch zwei schöne Tassen, die Frau Rat ihr Leben lang hochhielt. Als nun Luise und Friederike am 24. April 1793 mit dem Kronprinzen von Preußen und dessen Bruder sich verlobt hatten, da war Frau Rat nicht wenig stolz auf ihre Prinzessinnen. Wie drollig sie es angefangen hat, den König von Preußen auf ihre nahen Beziehungen zu den hohen Bräuten aufmerksam zu machen, hat uns ebenfalls Rahel erzählt:

„Wie die beiden schönsten Fürstinnen Deutschlands, — holde, blonde, liebe Engel, — als preußische Bräute mit unserm Prinzen und dem hochseligen König zu Frankfurt waren, so hatte dieser seine Loge dicht neben der, worin die Frau Rat Goethe zeitlebens ihren Platz nahm. Das lebhafte Herz der vortrefflichen Frau triumphierte, daß ihre Prinzeßchen so schönen und vornehmen Prinzen vermählt werden sollten, und sie konnte es nicht unterlassen, ihrem Logennachbar, unserm König, zu zeigen, wie wohl sie den hohen Bräuten befreundet sei. Sie besaß nämlich eine schöne Dose mit der Brillantchiffre des Herzogs von Mecklenburg, zum Andenken für die so sehr freundliche Aufnahme seiner Kinder. Und so gab die Herzogin die Worte wieder, mit denen Frau Goethe ihr die Sache nachher selbst erzählt hat: „Ich nehme die Dose, geh' ins Theater, stelle sie mit daraufdrückender Hand — fest auf den Logenrand; der König sieht nichts. Ich nehme eine Prise, setze die Dose näher an den König und sehe ihn an; er sieht nicht auf die Dose hin, er hat mehr dergleichen gesehen! Ich nehme sie abermals, setze sie noch näher und sehe wieder den König an: Endlich blickt er auf die Dose, und wie er sie gesehen hat, sagt er ganz gütig: „Ei! Madame Goethe, was haben Sie da für eine schöne Dose!“ „Ja, Ihro Majestät, antwortete ich, die hab'

ich auch von meinen Prinzessinnen von Mecklenburg!" Und so mußte der König ihre Freude wissen, und die Sache war gelungen, Herz hilft zu allem."

Gleich im nächsten Jahr erhielt Frau Rat durch den Herzog und den Sohn den Beweis, daß ihre Prinzessin ihrer wohl gedachte. Im Juni 1799 war Luise als Königin mit ihrem Gemahl in Frankfurt.

Lassen wir Frau Rat selbst erzählen, wie schön Luise und der Prinz ihr ihre Liebe vergolten haben:

„Mir ist eine Ehre wiederfahren," schreibt sie dem Sohn, „die ich nicht vermutete — die Königin ließ mich durch ihren Bruder einladen zu ihr zu kommen, der Prinz kam um Mittag zu mir und speiste an meinem kleinen Tisch — um 6 Uhr holte er mich in einem Wagen mit 2 Bedienten hinten-auf in den Taxischen Palast — die Königin unterhielt sich mit mir von vorigen Zeiten — erinnerte sich noch der vielen Freuden in meinem vorigen Haus — der guten Pfannekuchen u. s. w. Du lieber Gott! was so etwas vor Wirkung auf die Menschen macht! Das war gleich in allen Kaffee- und Weinhäusern, in großen und kleinen Gesellschaften — es wurde in den ersten Tagen nichts anders geredet, als die Königin hat die Frau Rat durch den Erbprinzen von Mecklenburg zu sich holen lassen — und wie ich strapaziert wurde alles zu erzählen, was alles da wäre abgehandelt worden, mit einem Wort: ich hatte einen Nimbus ums Haupt, der mir gut zu Gesichte stand."

Im Jahre 1803 war das königliche Paar mit den drei Schwestern Luisens, Friederike, damals Prinzessin von Solms, der Herzogin von Hildburghausen und der Erbprinzessin von Thurn und Taxis in Wilhelmsbad. Sofort wurde Frau Rat herübergeholt; voller Begeisterung über die Liebe und Güte der höchsten Herrschaften meldet sie am 24. Juni dem Sohn:

„Die große Freude, die mir am Sonntag den 19ten Juni zu theil geworden ist, würde ich mich Sünde fürchten dir zu verschweigen, also vernimm, was sich zugetragen hat. Der König und die Königin von Preußen waren am Wilhelmsbad — die Königin äußerte, daß sie die Rätin Goethe sehen und sprechen müßte — und daß demnach Anstalten getroffen werden möchten, mich hinzubringen — die Gräfin von Leiningen ließe mir den Befehl von Ihro Majestät demnach zu wissen thun, und kamen um 2 Uhr mittags, mich in einem schönen Wagen, bespannt mit 4 raschen Pferden, abzuholen. 4½ Uhr waren wir im Wilhelmsbad — ich wurde in ein

schönes Zimmer geführt, da erschien die Königin wie die Sonne unter den Sternen — freute sich herzlich mich zu sehen, präsentierte mich an Dero 8 Schwestern, die Herzogin von Hildburghausen — Erbprinzeß von Thurn und Taxis — Fürstin von Solms — letztere und die Königin erinnerten sich mit vieler Freude der Zeiten der Krönungen, meines Hauses und dergleichen. Da ich so recht zum Jubel gestimmt war, wer kam da dazu?? Unser Herzog von Weimar! Gott!!! welche Freude vor mich — o! wie viel liebes und gutes hat er von dir gesagt — ich danke ihm mit gerührtem Herzen vor die Gnade, die er dir in der letzten fatalen Krankheit erwiesen — Er sagte (auch sehr gerührt): das hat er auch an mir gethan — schon 30 Jahre gehen wir miteinander und tragen miteinander. Ich war so aufgespannt, daß ich hätte lachen und weinen zu gleicher Zeit mögen — in dieser Stimmung ließ mich die Königin in ein anderes Zimmer rufen — da kam auch der König — die Königin ging an einen Schranck und brachte ein kostbares goldenes Halsgeschmeide, und nun erstaune!!! Befestigte es um meinen Hals mit ihren eigenen Händen — bis zu Thränen gerührt — konnte ich nur schlecht danken. In diesem kostbahren Schmuck kam ich wieder ins Zimmer, wo unser vortrefflicher Herzog und die 8 Schwestern der Königin waren — die dann große Freude ob meiner prächtigen Verwandlung bezeigten. Alles zu erschöpfen was an diesem, vor mich so glorreichen Tag geschah, ist ohnmöglich — genug, ich kam abends um 10 Uhr vergnügt und selig im goldenen Brunnen an."

Darum kann sie auch stolz dem Enkel, der nach Berlin reisen sollte — 1806 — schreiben: „Wenn er die Königin von Preußen zu sehen bekommt, so kann er ihr melden, daß die Großmutter noch gesund wäre." Die letzte Nachricht waren die herzlichen Grüße, die durch Goethe an sie bestellt wurden, als der Dichter in Karlsbad mit der Prinzessin von Solms zusammen war. Die prächtige oben gegebene Schilderung jener Frankfurter Zeit als Antwort hierauf zeigt, daß auch Frau Rat die Erinnerung daran bis an den Tod behalten hat. Der Erbprinz Georg, der spätere Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, hat Frau Rat noch zweimal (1805 und 1808) besucht. Von seiner großen Verehrung und Dankbarkeit für Goethes Mutter zeigt ein zufällig erhaltenes Schreiben auf einen Brief der Frau Rat an ihn: „ . . . . . Ich sage Ihnen, liebe Frau Rat, daß ich in Ihrem Brief ganz meine liebe alte Rätin erkannt habe, die Frau, von der es mich nie gewundert hat, daß sie uns Goethe gebar — denn alles dies habe ich nicht

allein dem Sinn, sondern auch beinahe dem Wort nach so empfunden — und nur auf diese Weise können Worte den Weg zu Ihrem Herzen finden — das weiß ich und darum schreibe ich an Sie . . . . . Bleiben Sie mir nur immer recht gut, und recht lange noch hier auf Erden — damit wir noch oft die Gläser anklingen können, wenn ich durch Frankfurt komme, zum Angedenken der schönen alten Zeit, denn ich glaube nun mit ziemlicher Gewißheit bestimmen zu können, daß ich wohl immerdar der alte bleiben werde. — Die Königin, welche mich versichert, Sie mit herzlicher Freude in Frankfurtwiedergesehen zu haben, grüßt Sie schönstens; und ich — wenn Sie's erlauben — umarme Sie nach alter Uebereinkunft auf alte deutsche Weise. — Georg."

Er war es auch, der die ihm wohlbekannte große Hausuhr des Goethehauses ankaufte und heimlich in Goethes Haus bringen ließ, um mit ihren Schlägen den Dichter an seinem achtzigsten Geburtstag (1828) zu überraschen. Mit derselben Treue und Huld hielt seine Schwester, die Königin von Hannover, an Frau Rat und ihrem Sohne. Wir besitzen vielfache Beweise ihrer gütigen und freundschaftlichen Gesinnung aus Goethes Briefwechsel mit Zelter und aus seinen Gedichten. Eine Erinnerung an den Frankfurter Aufenthalt und die Mutter sandte ihr Goethe im Jahre 1826. Der Berliner Maler Rössel hatte Goethe im Jahre 1825 zu seinem Geburtstage zwölf Abdrücke seiner Zeichnung des Hofes von Goethes Vaterhaus mit dem Brunnen gesandt. Der Dichter sandte einen von diesen mit dem schon oben erwähnten Gedicht an seinen Jugendfreund Klinger, einen zweiten am 11. Juni 1826 an die Herzogin von Cumberland mit demselben Gedicht: „An diesem Brunnen hast auch du gespielt", dessen Sinn allerdings noch weniger auf diese als auf Klinger paßt.

So waren auch in diesem Sinn Goethe und seine Mutter unzertrennlich. Meist wurde die Mutter um des großen Sohnes willen besucht und ihr hoher persönlicher Wert von den Besuchern erst im Umgang erkannt. Unsere Prinzessinnen aber hatten zuerst die Mutter kennen und verehren gelernt und um ihretwillen lasen sie zuerst Goethes Gedichte. Ihre späteren Beziehungen zu dem großen Dichter waren erst eine Folge ihrer Verehrung seiner Mutter.

Und so wollen denn auch wir zurückkehren zu dem Kernpunkt unseres Buches, zu Frau Rat als Mutter ihres Sohnes. Daß ein Besuch des Sohnes während dieses Jahrzehnts von Frau Rat vergeblich erhofft wurde

iſt uns ſchon bekannt. Um ſo mehr wünſchte ſie ſchriftlichen Verkehr; leider ſind die Briefe des Sohnes mit wenigen Ausnahmen verloren, aber glücklicherweiſe begnügte ſich Frau Rat nicht mit den Berichten des Sohnes, ſie hielt ſich immer noch einen Geheimkorreſpondenten, der die mütterliche Wißbegierde ausführlicher befriedigen mußte. In früheren Jahren hatte ſie „Goethes Blitz", wie ſie ihn nannte, ſeinen Schreiber Philipp Seidel dazu auserkoren, der noch 1783 bei ihr zur Weinernte war; jetzt ſollte ihr ein neuer, mehr eingeweihter, weil Goethe näherſtehender Berichterſtatter erſtehen in dem kleinen Fritz von Stein, dem Goethe viele Jahre hindurch ein zweiter Vater war.

Frau von Stein und ihr Sohn Fritz.

Es iſt hier nicht der Ort, über Goethes Beziehungen zu Frau von Stein zu ſprechen. Soviel iſt unſern Leſern ſicher bekannt, daß all die edlen Frauengeſtalten, die der Dichtergeiſt Goethes bis zu ſeiner Rückkehr aus Italien geſchaffen hat, dieſer edlen Freundin Goethes mehr oder weniger nachgeſchildert ſind. Frau von Stein vertrat jetzt in vielem die Mutter. Sie wurde nun die Vertraute ſeines Herzens und ſeiner Pläne. So war auch ſein ſchönes Wort „Solang ich Dich und die Mutter habe, kann mirs an nichts fehlen", recht aus dem Herzen geſprochen. Er ſendet ihr die Briefe der Mutter, „um ſie an dem Leben darin teilnehmen zu laſſen", Briefe, von deren Exiſtenz wir nur hierdurch unterrichtet ſind. Auf ſeine Bitte ſchreibt ſie an die Mutter (1784); nur ſein Dank für dieſen Brief iſt erhalten in den Worten „Tauſend Dank für alles, was Du an mir thuſt". In den Tagen des Unmuts, da die Freundin auf ihrem Gute zu lange blieb und ihn einſam in Weimar zurückließ, geſteht er ihr, daß er den Beſuch bei der Mutter um ihretwillen unterlaſſen habe. An den Aufenthalt des Sohnes Fritz von Stein bei Frau Rat ſchließt ſich auch ein kurzer Briefwechſel der beiden Frauen. Nur die Antwort der Frau Rat auf das Dankſchreiben der Frau von Stein iſt erhalten: es iſt einer ihrer intereſſanteſten Briefe, weil er eine ſchöne Selbſtcharakteriſtik enthält:

„Zwar habe ich die Gnade von Gott, daß noch keine Menſchenſeele mißvergnügt von mir weggegangen iſt, weß Standes, Alters und Geſchlechts ſie auch geweſen iſt, — Ich habe die Menſchen ſehr lieb und das fühlt alt und jung, gehe ohne Prätenſion durch die Welt, und dies behagt allen Erdenſöhnen und Töchtern, — bemoraliſiere niemand, — ſuche immer die gute

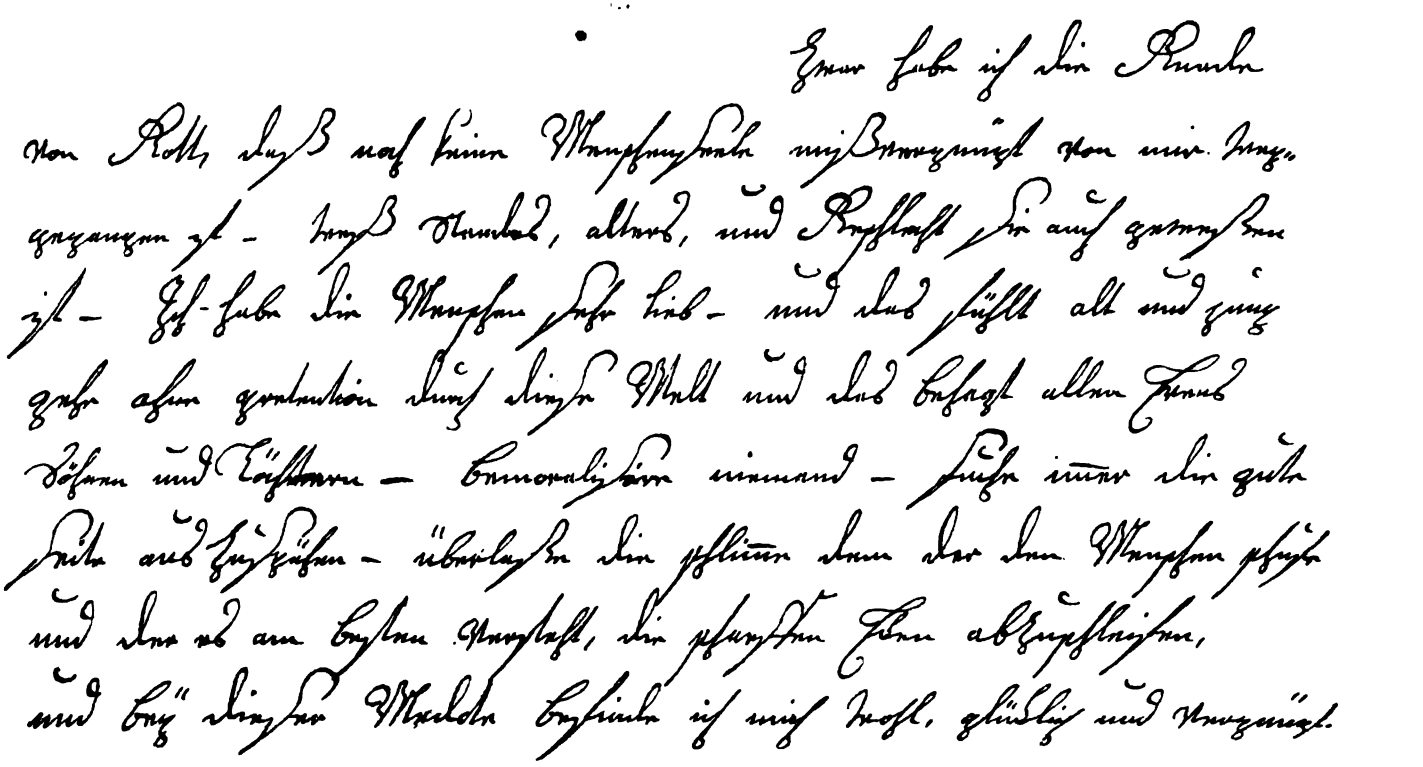
Seite auszuſpähen, überlaſſe die ſchlimme dem, der den Menſchen ſchuf, und der es am beſten verſteht, die ſcharfen Ecken abzuſchleifen, und bei dieſer Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt."

In dem nächſten Jahr iſt Frau Rat der „vortrefflichen Freundin" in Beſorgung von Juwelen und Spitzen behilflich. Während der Abweſenheit

Goethe und Fritz von Stein.
(Silhouette von Klauer.)

des Sohnes in Italien überſendet ſie der Mutter die Reiſeberichte, worüber dieſe in einem noch erhaltenen Briefe ſich bedankt.

Bald ſollten die beiden Frauen ſich auch perſönlich kennen lernen. Auf einer Badereiſe im Mai 1789 kehrte Frau von Stein bei Goethes Mutter ein. Daß dieſer Beſuch der verehrten Freundin des Sohnes, der Mutter des lieben



Faksimile aus einem Briefe von Goethes Mutter an Frau von Stein.

(Im Besitze des Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig.

Fritz, Frau Rat große Freude bereitete, braucht nicht erst versichert zu werden. Aber der drohende Riß der Freundschaft zwischen Frau von Stein und Goethe trübte gewiß den Verkehr. Die einzig erhaltene Notiz über den Besuch: „Du hast meine Mutter gesehen und ihr viel Freude gemacht", steht in dem letzten Briefe Goethes aus der Zeit der Freundschaft, jenem Schreiben, das niemals von Frau von Stein beantwortet worden ist.

Bei weitem inniger und wertvoller für Frau Rat sollte sich ihr Verkehr mit dem jüngsten Sohn der Frau von Stein gestalten. Und auch hier sind der Grund und die Wurzel die herzlichen Beziehungen zwischen Goethe und seinem lieben Fritz. Fritz von Stein war, als Goethe nach Weimar kam, erst 2 Jahre alt. Er gewann den sich schnell entwickelnden Knaben lieb, wohl auch deshalb, weil er der Lieblingssohn der Mutter war. Aus Fritz von Steins eigenen Angaben wissen wir, daß der Knabe bald mit voller Seele an Goethe hing, der ihn unterrichtete und erzog und ihn 1783 ganz in sein Haus aufnahm. „Unendlich war die Sorge und Liebe, mit der er mich behandelte, und ich verdanke ihm sehr viel in dieser glücklichen Epoche von 1782–1786, wo er nach Italien reiste", so spricht sich der Zögling später über seinen Gönner aus. Es ist ein hübscher Beweis für die nie ermattende Liebe Goethes zu seiner Mutter, daß er den Zögling an dieser Liebe teilnehmen ließ. Denn nur so sind die Worte, die er im Oktober 1783 an Frau von Stein schreibt, zu verstehen: „Wenn es Fritzen nach ginge, so müßte ich nach Frankfurt, er plagt mich und thut alles, mich zu bereden;" und die ein Jahr später geschriebenen: „Fritz hat an meine Mutter geschrieben und rät mir gar sehr an, sie zu besuchen, er kann nicht begreifen, daß ich so viel zu thun habe." Und Frau Rat hat ihre besondere Freude an dem bei Beginn des Jahres 1784 eröffneten Briefwechsel, da sie in dem elfjährigen, bei Goethe wohnenden Knaben sogleich den besten Korrespondenten vermutete, der ihr das Leben und Treiben des vielgeliebten Sohnes näher bringen könnte.

Der erste Brief bringt sofort ihre Vorschläge.

„Lieber Sohn! Vielen Dank vor Ihren lieben Brief, er hat mir große Freude gemacht, — es geht Ihnen also recht gut bei meinem Sohne, — o, das kann ich mir gar wohl vorstellen. Goethe war von jeher ein Freund von braven jungen Leuten und es vergnügt mich ungemein, daß Sie sein Umgang glücklich macht. Aber je lieber Sie ihn haben, und also gewiß ihn nicht gern entbehren, je zuverlässiger werden Sie mir glauben, wenn ich

Ihnen ſage, daß die Abweſenheit von ihm mir oft trübe Stunden macht. Sie, mein kleiner Freund, könnten nun da ein großes gutes Werk thun, — zumal da Sie mich lieb haben, ſo wird es Ihnen gewiß nicht ſauer ankommen, hören Sie, lieber Freund, meinen Vorſchlag, — da Sie beſtändig um meinen Sohn ſind, alſo mehr von ihm wiſſen, als jeder andere, wie wäre es, wenn Sie ſo ein kleines Tagebuch hielten, und ſchickten es mir alle Monat, — viele Arbeit ſoll das Ihnen gerade nicht machen, nur ohngefähr auf dieſe Weiſe: „Geſtern war Goethe im Schauſpiel, Abends zu Gaſte, — Heut hatten wir Geſellſchaft", u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe lebte ich gleichſam mitten unter Euch, — freute mich Eurer Freuden, — und die Abweſenheit verlöre viel von ihrer Unbehaglichkeit — eine kleine Zeile Morgens oder Abends geſchrieben, — macht Ihnen wenig Mühe, mir aber würde es unbeſchreiblich wohl thun, — überlegen Sie die Sache einmal, ich glaube, es geht."

Daß der kleine Freund, der ſofort mit „lieber Sohn" angeredet wird, auf den Vorſchlag einging, zeigt der zweite Brief vom Februar:

„Lieber Sohn! Das iſt ja recht brav, daß Sie ſo Wort gehalten haben — das Tagebuch iſt ſo ganz recht und hat mich außerordentlich gefreut, — machen Sie mir das Vergnügen und ſchicken alle Monate ſo eine Beſchreibung Ihres Lebens und Ihrer Beſchäftigungen — die Entfernung von meinem Sohne wird mir dadurch unendlich leichter, weil ich im Geiſte Alles das mitgenieße, was in Weimar gethan und gemacht wird, — ich bitte, fahren Sie ſo fort, und Sie ſollen mein lieber, lieber Sohn ſein."

„Die kleinſte Begebenheit, die Sie mir berichten, hat mehr Reiz für mich, als alles, was ſonſt in der weiten Welt paſſiren mag." Wir hören hieraus das Glück einer Mutter, die ganz in dem Sohne aufgeht. Kleine Geſchenke werden nun öfters geſandt, um den Korreſpondenten vergnügt und ſchreibluſtig zu erhalten, auch hübſche Berichte aus Frankfurt läßt ſie folgen, um ſich hierdurch dankbar zu zeigen. Des jungen Freundes Sendung ſeines Schattenriſſes und die Schilderung ſeiner eigenen Perſon beantwortet ſie in einer Weiſe, die die mütterliche Erzieherin verrät; zugleich ſchickt ſie eine Schilderung von ſich, die zu hübſch iſt, als daß wir ſie unſeren Leſern vorenthalten ſollten:

„Hier ſchicke ich Ihnen zwei Schattenriſſe, — freilich iſt an dem großen die Naſe etwas zu ſtark, — und der kleine zu jugendlich, mit alle dem iſt im Ganzen viel Wahres drinnen. Von Perſon bin ich ziemlich groß und

ziemlich korpulent, — habe braune Augen und Haar, — und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden, — doch muß etwas daran sein, weil es schon so oft ist behauptet worden. Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters, — daher thu' ich alles gleich frisch von der Hand weg, — das Unangenehmste immer zuerst, — und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rath des Gevatters Wieland), ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann alles wieder in den alten Falten, — ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte."

Den wiederholten Einladungen der Frau Rat folgte Fritz von Stein Anfang September 1785. Am 5. September spricht ihm Goethe seine Freude darüber aus, daß er wohl angekommen und wohl aufgenommen worden sei: „Gedenke fleißig der Lehren des alten Polonius, und es wird ferner gut gehen . . . . . Grüße meine Mutter und erzähle ihr recht viel. Da sie nicht so ernsthaft ist, wie ich, so wirst Du Dich besser bei ihr befinden." Wie sehr recht Goethe hatte, wenn er Fritzen ein lustiges Leben bei der Mutter versprach, zeigt deren erster Brief nach der Rückkehr des Knaben:

„Mein lieber Cherubim! Ihre glücklich abgelaufene Reise und die ausführliche Beschreibung davon hat mich sehr gefreut, — auch ergötzte mich herzinniglich, daß mich mein lieber Fritz in gutem Andenken hat. Ich vergesse aber meinen lieben Pagen eben so wenig — Alles erinnert mich an ihn, — die Birn', die ihm früh morgens so gut schmeckten, während ich meinen Thee trank; — wie wir uns nachher so schön aufstecklen ließen, er von Sachs, ich von Zeitz, und wie's hernach, wenn die Pudergötter mit uns fertig waren, an ein Putzen und Schniegeln ging, und dann das bis a bis bei Tische, und wie ich meinen Cherubim um zwei Uhr (freilich manchmal etwas unmanierlich) in die Messe jagte, und wie wir uns im Schauspiel wieder zusammen fanden, und das nach Haus führen, — und dann das Duodrama in Hausehren, wo die dicke Katharine die Erleuchtung machte, und die Greinels und die Marie das Auditorium vorstellten — das war wohl immer ein Hauptspaß."

In einem Briefe vom Schlusse desselben Jahres heißt es dann: „Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden, sagt Götz von Berlichingen, er hat wahrlich recht. Weil man zufrieden und froh ist, so wünscht man alle

Menſchen vergnügt und heiter zu ſehen und trägt alles in ſeinem Wirkungskreis dazu bei."

Während der Anweſenheit des jungen Stein war Figaros Hochzeit von Beaumarchais in deutſcher Ueberſetzung in Frankfurt aufgeführt worden. Welch einen Eindruck das Drama auf Frau Rat, die Theaterenthuſiaſtin machte, erkennen wir aus dieſen Briefen. Sie ſingt die eingelegte Romanze des Pagen Cherubin aus dem vierten Akt (daher die Anrede in dem voranſtehenden Briefe) und ſchreibt für Fritz jenes Lied ab, „da ſie nicht weiß, ob der deutſche Figaro in Weimar Mode iſt." — „Lieber Fritz, erinnert er ſich noch, wie wirs zuſammengeſungen und dabei ſo fröhlich und guter Dinge waren?" Es war Cherubins Romanze im Volkston, nach der Weiſe des Marlboroughliedes geſetzt:

Mein Rößlein, ſollſt mich tragen
(Ach mein Herz, mein Herz thut mir ſchlagen)
Durch Berg und Thal zu jagen
Wohl über Stock und Stein.
Hin ritt ich ganz allein,
Wo dunkle Tannen ragen,
(Ach mein Herz, mein Herz thut mir ſchlagen)
Da hub ich an zu klagen
Und Thränlein floſſen drein u. ſ. w.

Am 3. Oktober war der kleine Reiſende wieder in Weimar. „Fritz iſt gar gut," berichtet Goethe der Freundin, „und klug, die Reiſe iſt ihm von unſäglichem Werte. . . . Er iſt luſtiger als jemals. Er hat in Frankfurt erſt recht Freiheit kennen gelernt, und meine Mutter hat ihm die Philoſophie des luſtigen Lebens erſt noch recht ausführlich kennen gelehrt."

Auch Frau Rat denkt noch ſpäter oft mit Freude an den Aufenthalt des Knaben in Frankfurt und ruft ſich die Zeit mit Vergnügen zurück.

Als der Sohn nach Italien geflohen war, und auch die Freundin nicht wußte, wo er war, wandte ſich Fritz, gewiß im Auftrage ſeiner Mutter, (im Oktober 1786) an Frau Rat. Dieſe hatte freilich durch einen Brief aus Rom vom 4. November Goethes Aufenthalt erfahren, aber ſie weiß das Geheimnis ſo zu wahren, daß ſie es noch Mitte Dezember dem jungen Freunde gegenüber aufrecht erhält: „Wiſſen Sie denn noch immer nicht wo mein Sohn iſt? das iſt ein irrender Ritter! nun er wird ſchon einmal erſcheinen und von ſeinen Heldenthaten Rechenſchaft ablegen — wer weiß, wieviel Rieſen und Drachen er bekämpft und wieviele gefangene Prinzeſſinnen er befreit hat."

Der nahende Bruch der Freundschaft zwischen Frau von Stein und Goethe wirft auch in diesen Briefen seinen Schatten voraus. Schon im Beginn des Jahres 1788 muß die Mutter den Sohn gegen den Vorwurf, daß er kalt gegen seine Freunde geworden sei, verteidigen; den Einladungen zur Kaiserkrönung wird nicht Folge gegeben, mit dem Dezember 1790 hört sogar der Briefwechsel ganz auf. Die Gereiztheit und der allmählich zu Haß sich steigernde Zorn der Frau von Stein gegen Goethe ist nicht ohne Einfluß auf ihren Sohn geblieben, „dessen Denken und Fühlen in so wunderbarer Weise mit dem der Mutter übereinstimmte". Aber sicherlich war die damalige Zurückhaltung des jungen Stein gegen Goethe nicht der Hauptgrund für das Aufhören des schriftlichen Verkehrs mit Goethes Mutter. Viel wesentlicher war der äußere Umstand, daß Fritz von Stein 1791 Weimar verließ und damit aus der Nähe Goethes kam, der ja die eigentliche Ursache jenes Briefwechsels gewesen war. Daß Frau Rat Fritz von Stein, „ihrem lieben Sohn", treu und gewogen blieb, erfahren wir durch einen Brief an Wolfgang vom 5. Mai 1794: „Mein lieber Fritz Stein — (er war auf der Reise nach England begriffen) — ist noch hier und lebt wie der Vogel im Hanfsamen stets lustig heysa Hopsasa — er ist immer noch der liebe Junge, der er vor neun Jahren war."

Aehnlich wie der Mutter müssen auch uns die Briefe aus und nach Weimar Ersatz bieten für die verlorenen; sie geben uns den Beweis, daß nicht weniger als zu anderen Zeiten auch in dem Jahrzehnt, da der Sohn die Mutter vergeblich auf seinen Besuch warten ließ, Wolfgang immer im Mittelpunkte ihres Lebens, Denkens und Fühlens stand. Um seinen Gesundheitszustand ist sie immer sehr besorgt, sie ruht nicht, bis er die, wie sie meint, gesundheitsschädliche Gartenwohnung aufgegeben und sich eine Stadtwohnung gemietet hatte. Sie wendet sich deshalb sogar an die Herzogin Anna Amalia „und bittet sie zu helfen, diesen Herzendruck ihr wegzunehmen". Sie erreicht es denn auch, daß Wolfgang Ostern darauf (1782) in das Haus am Frauenplan, zuerst als Mieter, einzog.

Anna Amalie hatte schon im November vorher gemeldet, „daß wir (sie meint Frau Rat und sich selbst) den Sieg über ihn gewonnen haben," — sie hat ihm dafür auch einige Möbel versprochen, „weil er so hübsch fein und gut ist." Ein Jahr später kann die Herzogin der Frau Rat „das Palais des Herrn Geheimden Rath von Goethe" beschreiben und hinzufügen, daß es von außen und innen prächtig geschmückt und eins der schönsten der Stadt Weimar werden wird."

Es ist dasselbe Haus am Frauenplan, das der Herzog seinem Freunde 1792 geschenkt und das Goethe bis zu seinem Tode bewohnt hat. So war Frau Rat dieser Sorge überhoben, aber die vielfachen kleineren Leiden und Erkältungen des Sohnes, die Folgen des „infamen Klimas“ in Weimar, das Mutter und Sohn von Herzen haßten und übertriebene Nachrichten von des Sohnes üblem Gesundheitszustand machten ihr doch auch ferner noch das Herz schwer. Wir erkennen das aus dem Briefe des Sohnes vom 7. Dezember 1783:

„Frau Bätty hat übrigens gegen alle Lebensart gehandelt, gegen alles mütterliche Gefühl, daß sie Ihnen mit einer solchen Klatscherei nur einen Augenblick verderben konnte als die Nachricht von mir ist. Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauche gekannt, und daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist, und das Gute und Rechte in der Welt will.

Hätte man Ihnen in dem bösen Winter von 69 in einem Spiegel vorausgezeigt, daß man wieder auf solche Weise an den Bergen Samariä Weinberge pflanzen und dazu pfeifen würde, mit welchen Jubel würden Sie es angenommen haben.

Lassen Sie uns hübsch diese Jahre daher als Geschenk annehmen, wie wir überhaupt unser ganzes Leben anzusehen haben und jedes Jahr das zugelegt wird, mit Dank erkennen. — — —

Sie an Ihrer Seite vergnügen Sie Sich an meinem Daseyn jetzt, und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen sollte. Ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde und einen guten Namen, und so kann es Ihnen der beste Trost seyn, daß ich nicht ganz sterbe.“

Der Sehnsucht nach Berichten über des Sohnes Zustand half der kleine Fritz bereitwillig ab. Aber die viel größere Sehnsucht, den einziggeliebten „wieder einmal in die Arme zu schließen“, wurde nicht gestillt.

Wolfgang hoffte damals noch auf ein gemeinsames Leben, „ein anmutiges Alter, das wir denn auch mit Dank ausleben wollen“, aber lehnte sie schon die Einladungen zum Besuch hartnäckig ab, um wie viel weniger war an eine völlige Uebersiedelung zu denken; daran hinderte sie der Besitz des Hauses und die gewiß berechtigte Abneigung, in ihren Jahren in neue, unbekannte Verhältnisse sich zu wagen. Zu Eckermann hat Goethe später geäußert, daß Anna Amalia die Mutter so lieb gehabt hätte, daß sie sie für immer nach Weimar ziehen wollte; er selbst wäre aber dagegen gewesen.

Gewiß schon aus dem einfachen Grund, weil Frau Rat nie darauf eingegangen wäre. Das Leben in Frankfurt gehörte zu ihren Daseinsbedingungen.

Aber auch der Sohn konnte Weimar vorläufig nicht verlassen; selbst als sein Fürst ihn im Dezember 1784 nach Frankfurt einlädt, schlägt er, in üblen Erinnerungen an die Besuche der rheinischen Höfe (1779), die Einladung aus. Dafür übersendet er der Mutter regelmäßig seine dichterischen Schöpfungen. Freilich wundert sie sich einmal über des Dichters Schweigsamkeit in diesen Jahren und meint, daß er sich etwas mit den Musen brouilliert hätte, aber sie hofft, daß die Geburt des Erbprinzen den dichterischen Genius begeistern werde. Sie erhält denn auch alles, was am Weimarer Hof bei dieser Gelegenheit gedichtet wurde.

Das von Goethe damals geplante Drama „Elpenor", auf das die Mutter mit Spannung harrte, wurde leider nicht fertig und ist Fragment geblieben, aber von Wilhelm Meister wurden die einzelnen Bücher nach ihrer Vollendung baldigst an die Mutter geschickt. Im Februar 1784 wird sie von der Herzogin über ihr Urteil gefragt. Diese selbst schreibt dazu: „es wird wohl ein Meisterstück von unseren Herrn Wolff werden. Da ist Leben drinn Er ist ein Prometheus, der sich seine eigne kleine Welt schafft." Selbst von Rom aus unterläßt Goethe nicht, stets durch Göschen die neuen Bände der Ausgabe der Mutter übersenden zu lassen. Auch wurde ihr das Tiefurter Journal, das die Schöngeister Weimars unter Leitung von Anna Amalia herausgaben, zugeschickt.

Wolfgangs italienische Reise.

Als Goethe nach Italien ging, hatte er niemanden außer seinen Schreiber ins Vertrauen gezogen; selbst dem Herzog schreibt er zuerst ohne Angabe des Ortes. Die erste Nachricht aus Rom wurde nach Weimar am ersten und dritten November geschrieben; die zweite ging am 4. November an die Mutter:

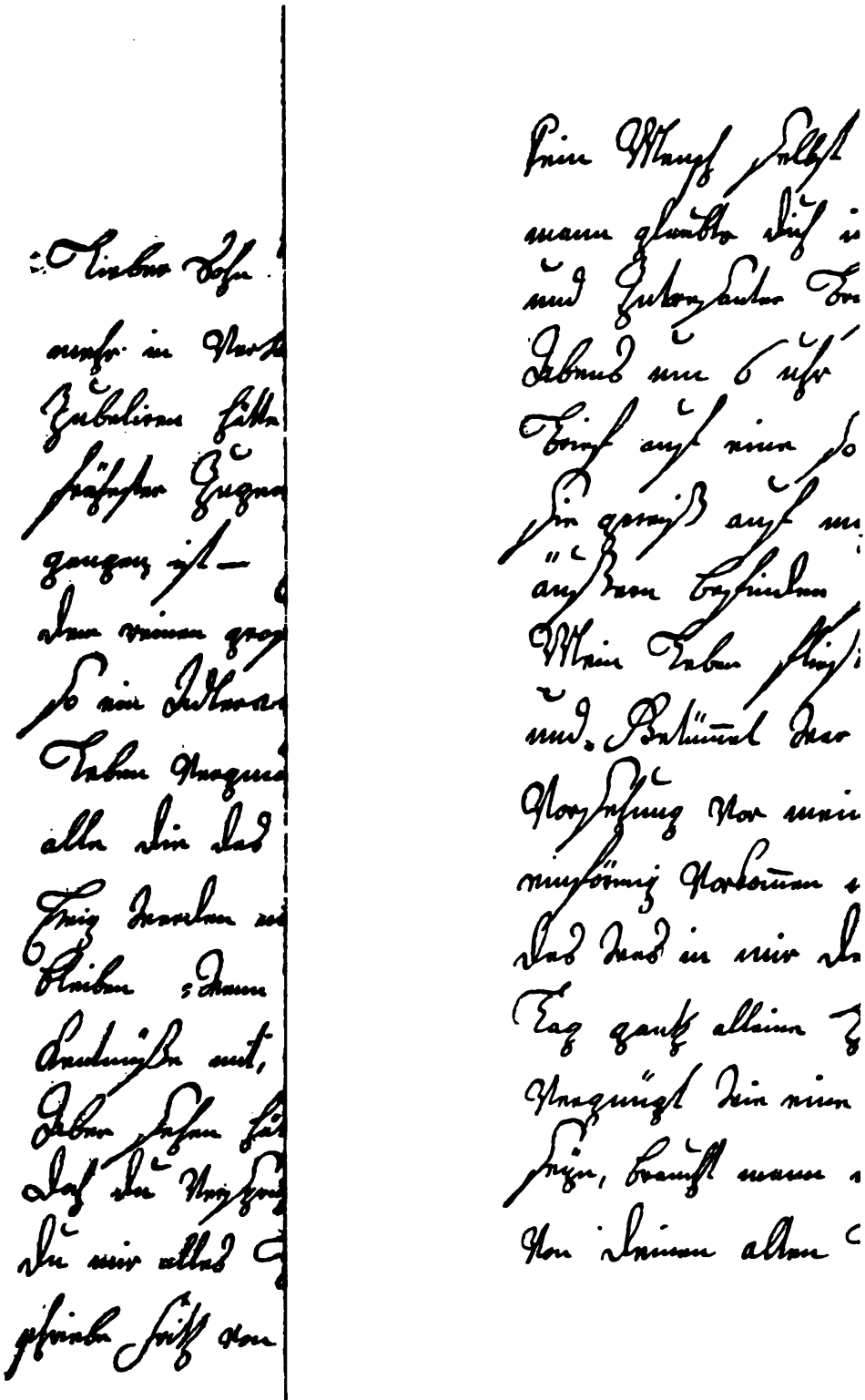
„Vor allem andern muß ich Ihnen sagen, liebe Mutter, daß ich glücklich und gesund hier angelangt bin. . . . Wie wohl mir ist, daß sich soviele Träume und Wünsche meines Lebens auflösen, daß ich nun die Gegenstände in der Natur sehe, die ich von Jugend auf in Kupfer sah und von denen ich den Vater so oft erzählen hörte, kann ich Ihnen nicht ausdrücken. . . . — Auf alle Fälle gehe ich über die Schweiz zurück und besuche Sie. Da wollen wir uns was rechts zu Gute thun, doch das bleibt alles unter uns."

Die zuletzt ausgesprochene Mahnung nahm sie sehr ernst und verriet des Sohnes Aufenthaltsort selbst nicht den intimsten Freunden. Dem vielgeliebten Wolfgang aber schrieb sie sofort am 17. November 1786 einen prächtigen Brief, der später in unrechte Hände gekommen, erst im Jahre 1868 durch das Buch „die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II." bekannt geworden ist:

„Lieber Sohn! Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können, als dein Brief aus Rom — Jubilieren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. — Einen Menschen wie du bist, mit deinen Kenntnissen, mit dem reinen großen Blick vor alles was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reise auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen, — und nicht allein dich, sondern alle, die das Glück haben, in deinem Wirkungskreis zu leben. Ewig werden mir die Worte der seligen Klettenbergern im Gedächtnis bleiben. „Wenn dein Wolfgang nach Mainz reiset, bringt er mehr Kenntnisse mit, als andere, die von Paris und London zurück kommen. — Aber sehen hätte ich dich mögen beim ersten Anblick der Peterskirche! Doch du versprichsts ja, mich in der Rückreise zu besuchen, da mußt du mir alles haarklein erzählen.

Vor ungefähr 4 Wochen schrieb Fritz von Stein, er wäre deinetwegen in großer Verlegenheit — kein Mensch, selbst der Herzog nicht, wüßte, wo du wärest — jedermann glaubte dich in Böhmen u. s. w.

Dein mir so sehr lieber und interessanter Brief vom 4ten November kam Mittwochs den 15. ditto Abends um 6 Uhr bei mir, an. — Denen Bethmännern habe ihren Brief auf eine so drollige Weise in die Hände gespielt, daß sie gewiß auf mich nicht raten. Von meinem innern und äußern Befinden folgt hier ein genauer und getreuer Abdruck. Mein Leben fließt still dahin wie ein klarer Bach — Unruhe und Getümmel war von jeher meine Sache nicht, und ich danke der Vorsehung vor meine Tage. — Tausend würde so ein Leben zu einförmig vorkommen, mir nicht, so ruhig mein Körper ist; so thätig ist das, was in mir denkt — da kann ich so einen ganzen geschlagenen Tag ganz alleine zubringen, erstaune, daß es Abend ist, und bin vergnügt wie eine Göttin — und mehr als vergnügt und zufrieden sein braucht man doch wohl in dieser Welt nicht. Das neueste von deinen alten Bekannten ist, daß Papa La Roche nicht mehr in Speier ist, sondern



Aus der Cl

der Herzog nicht, wüßte wo du wärest – jeder
n Böhmen u. s. w. Dein mir so sehr lieber
ief vom 4ten November kam Mittwochs den 15 ditto
bey mir an – Denen Bethmännern habe ihren
Drollige Weiße in die Hände gespielt, daß
ich nicht rathen. Von meinem innern und
folgt hier ein genauer und getreuer Abdruck.
It still dahin wie ein klarer Bach – Unruhe
von jeher meine Sache nicht, und ich danke der
n Tage – Tausend würde so ein Leben zu
mir nicht, so ruhig mein Körper ist; so thätig ist
nkt – da kan ich so einen gantzen geschlagenen
ubringen, erstaune daß es Abend ist, und bin
Röttin – und mehr als vergnügt und zufrieden
lah wohl in dieser Welt nicht. Das neueste
Bekandten ist, daß Papa la Roche nicht mehr

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

ſich ein Haus in Offenbach gekauft hat, und ſein Leben allda zu beſchließen gedenkt. Deine übrigen Freunde ſind alle noch, die ſie waren, keiner hat ſo Rieſenſchritte wie Du gemacht (wir waren aber auch immer die Lakaien, ſagte einmal der verſtorbene Max Moors). Wenn du herkommſt, ſo müſſen dieſe Menſchenkinder alle eingeladen und herrlich traktiert werden. — Wildpretbraten, Geflügel wie Sand am Meer — es ſoll eben pompös hergehen. Lieber Sohn! Da fällt mir nun ein unterthäniger Zweifel ein, ob dieſer Brief auch wohl in deine Hände kommen möchte, ich weiß nicht, wo du in Rom wohnſt — du biſt halb inkognito (wie du ſchreibſt), wollen das Beſte hoffen. Du wirſt doch, ehe du kommſt, noch vorher etwas von dir hören laſſen, ſonſt glaube ich, jede Poſtchaiſe brächte mir meinen einziggeliebten — und betrogene Hoffnung iſt meine Sache gar nicht."

Die Weimarer Freunde, beſonders die Geliebte, zürnten dem Dichter wegen ſeiner Flucht nach Italien, das Mutterherz allein verſtand den Sohn. Aehnlich lautet das Schreiben an Fritz von Stein:

„Ich für meine Perſon gönne ihm gern die Freude und Seligkeit, in der er jetzt lebt, bis auf den letzten Tropfen zu genießen, und in dieſer glücklichen Konſtellation wird er Italien wohl nie wiederſehen" — und die Vorwürfe, die immer wieder gegen ihn von Weimar aus an ſie gelangen, weiſt ſie mit den Worten zurück:

„Ein Hungriger, der lange gefaſtet hat, wird an einer gutbeſetzten Tafel, bis ſein Hunger geſtillt iſt, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und niemand wird es ihm verargen können."

Der Sohn wußte das auch, daß ſeine Mutter die Bedeutung ſeines Aufenthaltes in Italien zu würdigen verſtünde. Darum bittet er die Freundin Frau von Stein, der er Tagebuch und Berichte überſandte, alles ſeiner Mutter zu ſchicken. Auch eine Reihe von Briefen, die leider verloren gegangen ſind, hat er ihr ſelbſt aus Italien geſchrieben. Noch in Rom hatte er die Abſicht, im Frühjahr 87 zurückzukehren; daher die ungeduldige Anfrage der Mutter bei den Freunden in Weimar, die im Sommer notwendige Reparaturen im Haus vornehmen wollte. „Stellen Sie ſich vor, wie ärgerlich mir es ſein würde, da ich meinen Sohn ſo lange nicht geſehen habe, wenn ich ihn in einem ſolchen Wirrwarr bei mir haben und ihn nur halb genießen könnte." Aber niemand freut ſich mehr über die Verlängerung ſeines Urlaubs als ſie; und er ſtellt es ſtets, wenn er von ſeiner Rückkehr ſchreibt, als feſte Abſicht hin, einige Zeit bei der Mutter in Frankfurt zu

verweilen. Noch bei seinem endgiltigen Beschluß, Ostern 1788 Rom zu verlassen, blieb er so fest bei seiner Absicht, daß er die Bücher und alle Studien nach der Natur an die Mutter vorausschickte.

Leider wurde auch diesmal sein Vorsatz vereitelt. Am 22. April 1788 verließ er Rom und reiste auf einer Route, die ihn gar nicht nach Frankfurt führte, über Mailand, Stuttgart und Nürnberg nach Weimar, wo er am 18. Juni abends eintraf. So ward der guten Mutter die jahrelange Freude verdorben. Es ist ein schönes Zeichen ihres Charakters, daß sie nicht klagte oder Vorwürfe laut werden ließ; die einzige Aeußerung, die sie hierüber gethan hatte, sind die Worte an Fritz von Stein:

„Es war mir eine große Freude, zu vernehmen, daß mein Sohn glücklich in Weimar angelangt ist. Gott erhalte ihn auch dort gesund, das andre wird sich alles geben."

Auch die Erwartung, den Sohn und seinen Zögling bei einer der Kaiserkrönungen (1790 und 1792) zu sehen, ward durch äußere Umstände vereitelt. Im Frühjahr 1790 war Goethe einer Einladung der Herzogin Anna Amalia nach Italien gefolgt, und kaum wieder in Deutschland, erhielt er in Augsburg die Aufforderung des Herzogs, ihm in das preußische Lager nach Breslau zu folgen, von wo er erst im Oktober 1790 zurückkehrte. So sollte denn erst das Jahr 1792 Mutter und Sohn wieder auf einige Wochen vereinigen. Am 8ten August dieses Jahres folgte Goethe der Einladung Karl Augusts, der mit seinem preußischen Regiment an dem Kriege gegen Frankreich teilnahm, zur Armee an den Rhein. Sein erster Haltepunkt war Frankfurt, und am 12. August konnte Frau Rat den innig und viel geliebten Sohn in ihre Arme schließen. Acht Tage blieb er bei ihr. Ueber dies Wiedersehen fehlen uns genauere Nachrichten; nur daß er seinen Oheim, den Bruder der Mutter, Dr. Textor, dort im Besitz des großväterlichen Hauses getroffen habe, „der als wackerer Sohn, dem Vater gleich, die höheren Stufen freistädtischer Verfassung erstieg," erzählt er beiläufig; aber es bedarf ja keiner Schilderung. Wem brauchten wir es erst zu versichern, daß diese Tage nach so langem Entbehren für Mutter Aja Fest- und Glanztage waren. Der Abschied wurde gemildert durch das feste Versprechen, auf der Rückkehr wieder vorzusprechen. Am 20. August begab sich Goethe über Mainz nach Longwy zum Heere. Wie sehr damals seinen Landsleuten der weimarische Minister und große Dichter imponiert hatte, sollte sich bald zeigen. Am 19. September 1792 starb der obengenannte Oheim Goethes, der Schöffe und Senator Johann

Jost Textor, im Alter von dreiundfünfzig Jahren, dessen nahe Verwandtschaft Goethe von einer Stellung im Frankfurter Rat ausgeschlossen hatte. Wie stolz war Frau Rat, daß man nun sofort die Möglichkeit ergriff, ihren berühmten Sohn nach Frankfurt zurückzuberufen und ihr den Auftrag erteilte, anzufragen, ob er die Stelle eines Ratsherrn annehmen würde. In seiner „Campagne in Frankreich" hat Goethe ausführlich über diesen Antrag, der ihn im Oktober in Trier traf, gesprochen: Freundliche Erinnerungen aus frühester Jugend tauchen vor ihm auf, der Wunsch, mit der geliebten Mutter gemeinsam leben zu können, tritt in das Bereich der Möglichkeit. Aber alles das muß zurückstehen hinter dem Gefühl der Pflicht und der Dankbarkeit gegen das herzogliche Haus. Unterdes hatte ihn Karl August durch einen Brief der Mutter, der ihn aber nicht mehr erreichte, nach Frankfurt zurückgerufen, freilich unter Verhältnissen, die es der Mutter selbst zweifelhaft erscheinen ließen, ob sie seine Ankunft wünschen sollte. Und Goethe selbst hatte das Kriegsleben gründlich satt. Von dem fürchterlichen Zustand des preußischen Heeres auf jenem berüchtigten Rückzug hatte er aus Luxemburg der Mutter geschrieben, „keine Feder, keine Zunge kann das Elend der kombinierten Armee beschreiben". Nun flüchtete er nach dem vom Kriege noch nicht bedrängten Pempelfort zum Freunde Jakobi; am 16. Dezember war er wieder in Weimar. Von hier aus schickte er seine endgültige, ablehnende Antwort auf den ehrenvollen Antrag der Stadt Frankfurt an die Mutter.

Kriegsleiden und Bedrängnis.

Der Hauptgrund, weshalb Goethe den versprochenen Besuch auf der Rückreise auf später verschob, war der dringende Wunsch, dem Kriegselend, das er soeben in seiner fürchterlichen Größe kennen gelernt hatte, nicht wieder zu begegnen. Mit dem Jahre 1792 begann für Frankfurt und so auch für Frau Rat eine Leidenszeit, die mit einigen Unterbrechungen fast bis zu ihrem Tode währen sollte. Im Februar 1792 hatten Preußen und Oesterreich ein Bündnis, die sogenannte erste Koalition, geschlossen. Ein Heer unter der Führung des Herzogs von Braunschweig rückte gegen Frankreich vor mit der Absicht, der Revolution Einhalt zu thun und den bedrohten König Ludwig XVI. zu befreien. Wir besitzen eine klassische Darstellung dieses für Preußen so ruhmlosen Feldzuges in Goethes „Campagne in Frankreich". Die Angst der beiderseitigen Führer, der Franzosen vor den Truppen Friedrich des Großen, des Herzogs von Braunschweig vor dem Dämon der Revolution, macht einen

fast komischen Eindruck. Die unselige Langsamkeit dieses Heerführers und seine Unentschlossenheit, der offene oder versteckte Widerspruch der beiden leitenden Gewalten, des Königs und des Herzogs, die völlige Verkennung der wahren Gesinnung der französischen Bevölkerung, alles das brachte das Unglaublichste zuwege, den Rückzug eines großen, gutgerüsteten Berufsheeres vor einem ungeübten, erst kurz vorher zusammengelesenen, sich selbst und den Führern mißtrauenden Volksheere. Goethe hatte recht, als er bei der durch Verschuldung der deutschen Heerführer unentschiedenen Kanonade vor Valmy (20. September 1792) sagte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus." — Der Schrecken vor den unbesiegten Truppen war gewichen. An Stelle der Furcht und Angst trat bei den Franzosen Begeisterung und Mut. Für Preußen begann die neue Epoche, die mit der Schlacht bei Jena ihren Abschluß fand. Während die Preußen in einem an Elend und Jammer kaum jemals überbotenen Rückzuge, unter schrecklichen, von Unwetter und Seuchen herbeigeführten Verlusten sich wieder dem Rheine näherten, faßte der französische General Custine den kecken Plan, mit 18000 Mann in die Gegenden des Mittelrheines einzufallen und unter der überall verkündeten Devise: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten", das Geld des Reiches nach Frankreich zu schleppen und die Armen „zu befreien". Daß ihm das erstere gelang und daß ein Land mit acht Millionen Deutschen sich willig und ohne Widerstand von 18000 Soldaten ausrauben ließ, erscheint uns heute unglaublich; vielmehr noch, daß er überhaupt einen solchen Plan zu fassen wagte. Hier aber hatte man dem Sirenenrufe der Revolution am eifrigsten gelauscht.

„Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei."

Hier fühlte man am tiefsten, nicht wegen der äußeren Nähe, aus inneren Gründen die Wahrheit der Anklagen gegen die bisherige Regierungsform. Am Rhein hatte die Kirche verstanden, ihre weltliche Macht aus dem Mittelalter herüberzuretten. Es war die berühmte Pfaffenstraße, die Kurfürstentümer Trier, Köln und Mainz, an die sich Würzburg und Bamberg unmittelbar anschlossen. In ihnen vereinte kein inneres Band das Volk mit seinen Fürsten; der jeweilige, meist nur kurze Zeit regierende Bischof mit seinem unglaublich großen Bestand von Geistlichen und fremden Beamten sah in dem Lande nur eine Einnahmequelle, die ihnen das üppigste und trägste Leben gestattete. Daher war alles in elendem Zustande: Festungen,

Heer und Finanzen, Schulen und Rechtsweſen, alles verwahrloſt. Das Volk trug ſtumpf die ungeheuren Laſten und elenden Zuſtände, weil es nichts Beſſeres kannte. Wie ein Zündſtoff in ein Pulverfaß fiel die Idee von den Menſchenrechten in die geknechtete und unterdrückte Bevölkerung. Nicht den 18000 Franzoſen, ihrer eigenen Schlechtigkeit erlagen dieſe Staaten. Die Fürſten verließen das Land mit ihren Schätzen, um ſie zu bergen; die Reichstruppen liefen davon. Am 30. September fiel Speier in die Hände Cuſtines, am 21. Oktober die Feſtung, die der feſte Schutz des Reiches gegen Frankreich ſein ſollte, das altehrwürdige Mainz; in wilder, ſchmählicher Flucht retteten ſich Fürſten und Adel von faſt ganz Weſtdeutſchland, ohne auch nur den Verſuch der Verteidigung zu machen. So konnte denn Cuſtine immer kecker auftreten. Am 22. Oktober 1792 eroberte er Frankfurt. Sofort legte er der Stadt eine Kontribution von zwei Millionen 181000 Franken auf (urſprünglich verlangte er drei Millionen Gulden), und nahm für die eine, die nicht ſofort bezahlt werden konnte, ſieben reiche Kaufleute als Geiſeln mit. Die Franzoſen erließen eine Proklamation, in der ſie als Befreier des Volkes von der Herrſchaft der Reichen ſich aufſpielten. Die Frankfurter Handwerker jedoch erklärten, daß ſie mit ihrer Regierung zufrieden ſeien, und daß eine Schädigung der Reichen zugleich eine Schädigung der Arbeiter ſei. Dieſe Kundgebung erregte großes Aufſehen, zumal die Nachbarſtadt Mainz ſich ganz anders verhielt und ſogar ihre Vereinigung mit Frankreich bei dem Konvent beantragte. Auch wurde die Kontribution durch freiwillige Einzahlung der Bürger aller Stände aufgebracht. Darauf gründet ſich der Stolz der Frau Rat auf die Frankfurter, der wiederholt in den Briefen zum Ausdruck kommt. Es iſt bezeichnend für jene Zeit, daß man das Benehmen der Frankfurter überall als große und herrliche That pries. Die Frankfurter Handwerker und einige heſſiſche Bataillone ſind auch die einzigen, von denen in dieſer Zeit der feigen Flucht und des Verrats etwas Rühmliches zu melden iſt. Die letzteren ſtürmten am 2. Dezember das Friedberger Thor, und die Frankfurter Handwerker entwaffneten die Franzoſen und öffneten den Heſſen das Thor. Nur wer mit den Verhältniſſen der Zeit vertraut iſt, kann verſtehen, daß Deutſche, die Mainzer Freiheitsſchwärmer, dies Heldenſtück der Frankfurter als Verrat bezeichneten und mit der Bartholomäusnacht verglichen. Cuſtines Zorn über den Verluſt Frankfurts war groß; um die Verantwortung los zu werden, ſchwärzte er die Frankfurter in Paris an und ſchickte ein großes Meſſer an die Regierung

mit den Worten, das wäre eins von den zehntausend, mit dem die Bürger die französischen Soldaten meuchlings ermordet hätten.

So sollten denn die Frankfurter ihr patriotisches Benehmen noch schwer büßen. Es begann die Belagerung von Mainz durch die Deutschen, die erst am 22. Juli 1793 mit der Kapitulation der Stadt endete. Karl August befand sich ebenfalls bei der Belagerungsarmee und berief seinen Minister und Freund zu sich, der nun sobald wieder auf der Hin- und Rückreise die liebe Mutter besuchen konnte. Die gerade vom Jahre 1792 an erhaltenen Briefe von Frau Rat an ihren Sohn, die vor zwei Jahren für die Mitglieder der Goethegesellschaft herausgegeben, nun unsere vorzüglichste Quelle sein werden, klären uns zur Genüge über die Leiden der Stadt und der Schreiberin auf. Sie beginnen freilich erst mit der Zeit, da Custine aus Frankfurt vertrieben worden war, aber damit war vorläufig wenig gebessert. Die stete Angst, daß Custine bald wiederkehren und dann schreckliche Rache an dem deutsch-patriotischen Frankfurt nehmen würde, lähmte jede Freude: „die höchsten und hohen Herrschaften versicherten uns zwar, daß die Franken nicht wieder kommen würden; so lange aber Mainz nicht in deutschen Händen ist, dürfen wir nicht Viktoria rufen und die Wolfshaut noch nicht feilbieten.“ Auch war der Wechsel der Einquartierung nicht gerade erfreulich: „Ich habe einen Offizier und zwei Gemeine zur Einquartierung“, schreibt sie dem Sohne. „Es sind Hessen, gute Leute, aber (unter uns gesagt) sehr arm; ich muß sie füttern, die Franzosen hatten die Hüll und Füll . . .“ Zuletzt hat sie sich in das Unvermeidliche gefunden mit den resignierten Worten: „Wenn diese Menschenkinder nur nicht den ganzen Tag Toback rauchten, meine Zimmer sehen aus wie eine Wachtstube!!“

Das Schicksal von Mainz läßt ihr das ihrige noch erträglich erscheinen. „Verzeihen Sie,“ schreibt sie an Christiane im Juni 1793, „daß ich Ihnen von Kriegs und Kriegsgeschrei was vor tragire — wir sehen und hören aber Tag-täglich nichts als Bomben — Kugeln — Pulverwagen — Blessirte — Kranke — Gefangne und der gleichen. Tag und besonders Nachts gehts Kanonieren beinahe in einem fort.“

Während der Sohn vor Mainz beim Herzog ist, berichtet sie an Christiane über die Erfolge der Belagerer. „Götz (der Diener Goethes) hat mir versprochen, sobald Mainz in deutsche Hände wäre, auf Tod und Leben zu reiten, um mir die erste Nachricht zu bringen!“

Trotz der am 22. Juli erfolgten Einnahme von Mainz und anderer Erfolge mußten dennoch am Schluß des Jahres die Oesterreicher auf das

rechte Rheinufer, die Preußen auf Mainz zurückgehen. Darum sind denn auch die Frankfurter gleich wieder dabei, ihren Patriotismus zu bethätigen, wovon der Sohn natürlich eingehende Kunde erhält:

„Sei stolz, daß Du Frankfurter Bürger bist. Wöchentlich sind schon 3000 fl. beisammen, die jede Woche bis zum ersten März vor Lebensmittel vor unsere Brüder, die braven Deutschen, bestimmt sind. Daß heiße ich doch deutsches Blut in den Adern haben. Unsere Kaufmanns-Söhne aus den ersten Häusern — tragen alle Uniformen und sind mit dem geringsten Schuster und Schneider einverstanden, ihrer Vaterstadt im Fall der Not beizustehn — unsere brave Sachsenhäuser sind aufs Quartieramt gegangen — und haben gebeten, wann Truppen zum Einquartieren kämen, so möchte man sie ihnen geben. Leute, die ein Stübchen — und größtentheils unbemittelt sind — unsere Metzger haben fast keine Hemden mehr — sie haben sie alle in die Hospitäler getragen — und das alles aus gutem Herzen und freiem Willen — es ist niemand eingefallen ihnen so was zuzumuten — nun verwundere man sich noch, daß Frankfurt reich wird — grünt und blüht — Gott muß ja das belohnen! Jetzt genug von meinen braven Landsleuten — wogegen sich alle andre Reichsstädte verkriechen müssen."

Vielen Frankfurtern wurde jetzt der Aufenthalt in ihrer Stadt bedenklich. Der „Leibmedikus" der Frau Rat ließ durch sie bei Goethe anfragen, ob er seine Frau und Kinder in Weimar unterbringen könnte:

„Ein panischer Schrecken hat sich freilich über ganz Frankfurt verbreitet — und es wäre kein Wunder, wenn man mit dem Strudel fortgerissen würde — Furcht steckt an wie der Schnupfen — ich hüte mich daher so viel ich kann, den Memmen auszuweichen — um mir den Kopf nicht auch verdrehen zu lassen — doch ist das sehr schwer zu vermeiden — denn es ist ein Gemeinplatz: wo (wie bei Feuerunglück) jede Gans und jeder Strohkopf sein Scherflein wischi waschi anbringen kann — und wie ein Kind, dem die Amme ein Gespenstermärchen erzählt hat, sich vor dem weißen Tuch an der Wand entsetzt — gerade so gehts bei uns — Sie glauben, wenns nur recht fürchterlich klingt (wahrscheinlich oder nicht, das wird nicht mit kaltem Blut untersucht — das ist alles eins, je toller je glaubwürdiger) alles. Zum Beweis nur (unter tausend) ein Geschichtchen. Den 3. Jenner kommt Abends um 7 Uhr Frau Elise Bethmann im Nachthabit, außer Odem zu mir gerennt — Rätin! liebe Rätin! Ich muß dich doch von der großen Gefahr benachrichtigen, die Feinde bombardieren Mannheim mit glühenden Kugeln — der Kommandant

hat gesagt, länger als 8 Tage könnte er sich nicht halten und dergleichen mehr. Ich bliebe ganz gelassen — und sagte eben so kalt — wie machen sie's denn — daß sie Mannheim beschießen können — sie haben ja keine Batterien, schießen sie denn vom flachen Ufer hinüber — da werden ja die Kugeln, bis sie über den breiten Rhein kommen, wieder kalt — und was der Kommandant zu thun gedenkt, wird er schwerlich austrommeln lassen — woher weiß denn das euer Korrespondent — schreibe du ihm, er wäre ein Hasenfuß — So ein Gerüchte verbreitet sich nun, und da die Bethmanns als gewaltige Leute bekannt sind, so glaubt alles, sie haben's aus der ersten Quelle — da danke ich nun Gott, daß ich so viel Verstand habe, das trierum trarum nicht zu glauben — und das lustigste ist, daß sie alle gute Nachrichten nicht glauben."

Und die tapfere Frau ließ sich von nichts anfechten. „Ich wollte nur, daß alle feigen Memmen fortgingen, so steckten sie die andern nicht an," ruft sie ärgerlich aus; sie lebt ganz wie früher und ist auch mit der neuen Einquartierung zufrieden — einem preußischen Obrist Namens Jungherr mit vier seiner Leute — „die glauben nun wenigstens, im Paradies zu seyn, aber was die auch fressen!! Die waren so ausgehungert, daß es ein Jammer war! Gestern ließ ich einen Schweinebraten zu Tische tragen — das war dir ein königlich Pläsir."

Daß Goethe um seine Mutter und ihr Schicksal ängstlich besorgt war, ist selbstverständlich. Dringender wiederholt er im Verein mit Anna Amalia die Einladungen nach Weimar. Aber sie wies alle Bitten zurück. „Sie fühlte," wie der Sohn in den Annalen sagt, „keine Sorge für ihre Persönlichkeit, sie bestärkte sich in ihrem alttestamentlichen Glauben und durch einige zur rechten Zeit ihr begegnende Stellen aus den Psalmen und Propheten in der Neigung zur Vaterstadt, mit der sie ganz eigentlich zusammengewachsen war, weshalb sie denn auch nicht einmal einen Besuch zu mir unternehmen wollte. Sie hat ihr Bleiben an Ort und Stelle entschieden ausgesprochen." Die Hoffnung auf Gott, der sie nicht verlassen, und die Sorge um das Haus bestärkte sie im Ausharren bei so bedrängten Verhältnissen, was sonst gar nicht ihre Art war. Gegen alle Beschwerden hatte sie immer ein Mittel bereit: die Freude, daß es nicht schlimmer geworden sei. Freilich verbrennt der kranke Obrist ihr alles Holz, und der Wirrwarr ist so groß, daß er nicht ärger sein kann; aber sie meint: „lassen wir das Ding gehen, wie es kann, ängstigen uns nicht vor der Zeit, bringen unsere Tage so vergnügt zu als

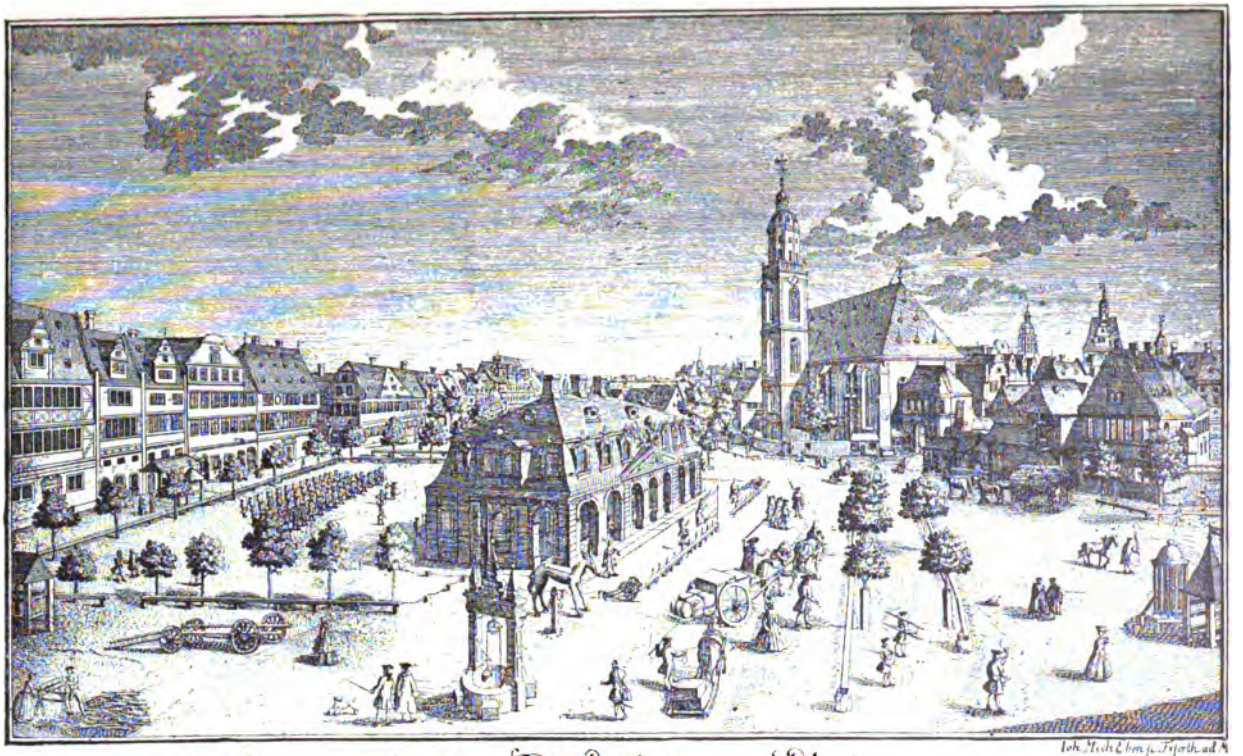
wir können — denn wir können dem Rad des Schicksals doch (ohne zerschmettert zu werden) nicht in die Speichen greifen." Noch im März ist die böse Einquartierung — der kranke Obrist — da. „Müssen eben froh sein, daß es nicht ärger ist. — Doch mir gefallen so wenig wie dem Eulenspiegel die großen Glücksfälle — wenn man ein Bein bricht, ist's ein großes Glück, daß es der Hals nicht war," lautet nun der Trost.

Im Juni 1794 waren die Preußen wieder auf Mainz zurückgewichen, „alles packt, alles rüstet sich zur Flucht, es verbreiten sich schlimme Gerüchte, genug, so arg war es noch nie." Da will denn Frau Rat auch etwas thun, um nicht ganz unthätig zu sein, und so werden die besten Sachen in drei großen Kisten nach Langensalza geschickt. Vergeblich wartete der Sohn, der, wie er Jacobi berichtete, mehrere Zimmer für sie zurecht gemacht hatte, auf ihre Ankunft. Gerade in diese Unruhe kommt eine neue Erscheinung — weibliche Einquartierung. „Der K. P. Kapitain und Quartiermeister von Goeltz! nun kommt aber das beste — Er bringt seine Gemahlin mit!! Ach Herr Jemine! Wahrhaftig, die Frau Aja wird recht gedrillt." Aber auch jetzt verliert sie den Mut nicht, wie die darauf folgenden Worte beweisen:

„Gott! Erhalte mir meinen guten Muth und mein fröhliches Hertz — diesen Troblen ohngeachtet — hat mir um 5 Uhr mein Eierkäse recht gut geschmeckt — und diesen Abend werden mir ellenlange Krebse die Last des Tages versüßen. a propo! Wann bekomme ich denn einmal wieder Modejournale — seit dem Monat März habe ich nichts gesehn — auch Mercure, wenns beliebt."

Im Herbst füllte sich die Stadt mit Ausgewanderten von Aachen und Koblenz, denn das linke Rheinufer war dem Feinde preisgegeben:

„Das war wieder ein ruhmvoller Feldzug vor die Deutschen!!! Zum Ruhm muß man ihnen nachsagen, daß sie sich hier recht wohl befinden. Meine jetzige Einquartierung ist gut und belästigt mich sehr wenig — Oberauditeur Lüdicke nebst seiner Frau — und einem Bedienten, das geht an — Zwar kochen sie in meiner Küche — brauchen meine Mägde als wärens ihre eigne — aber alles das macht keine große Unruhe — denn etwas muß man doch tragen. Uebrigens befinde ich mich sehr wohl nach Leib und Seele — weiß von keiner Furcht — laß kommen was ich nicht ändern kann — genieße das gegenwärtige — und da ich die Speichen des großen Rades nicht aufhalten kann; so wäre es ja Narrheit drüber zu greinen, daß man so schwach sich fühlte."



Prospect außer der H. Catharinen Pfort

Die Aussicht von der Wohnung am Roßmarkt. (Nach einem alten Stiche.)

Endlich ein Lichtblick, wenn auch nur auf kurze Zeit: am 10. April kommt die Nachricht nach Frankfurt, daß der Friede geschlossen sei. Es war jener schmähliche Frieden zu Basel vom 5ten April 1795, in dem Preußen seine linksrheinischen Besitzungen der Republik überließ und sich zu thatenloser Neutralität verpflichtete. Aber die Hoffnung der Frankfurter war sehr trügerisch; gerade in den folgenden Jahren wird Frankfurt wiederholt der Mittelpunkt des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich, nur daß die Preußen nicht mehr mitkämpfen und in Frankfurt die schmähliche Rolle der Franzosenfreunde spielen. Im Herbst kam es zu mehreren Schlachten, bei Handschuchheim und Mannheim; erst das Ende des Jahres brachte Waffenstillstand bis zum Juni 1796. So berichtet denn auch Frau Rat schon im August 1795 wieder von neuer Einquartierung — sie hatte soeben ihr Haus verlassen und war in die Nähe der Hauptwache als Mieterin gezogen, wo sie mit dem Hauswirt und den anderen Mietern sich in die Last der Einquartierung teilte.

Die neue Wohnung auf dem Hauptplatze mit der Aussicht nach der Zeil führte ihr jetzt alle kriegerischen Aufzüge und Rüstungen vor Augen. Sie vergißt natürlich nicht das neue Schauspiel dem Sohne zu berichten: „Und dann das jetzige Soldatenwesen. So eben werden die Anspacher auf dem Paradeplatz gestellt — um 11 Uhr die Wachtparade mit trefflicher kriegerischer Musik, alles an mir vorbei — und Sonntags, wenn die Katharinenkirche aus ist — und die Wachtparade dazu kommt, so siehts auf dem großen Platz aus wie am Krönungstag — sogar an Regentagen ist es lustig, die vielen Hundert Paraplü formieren ein so buntes Dach — das lustig anzuschauen ist." —

Als sie den Sohn wieder einmal vergeblich erwartete und ihm einen Brief wegen seines Ausbleibens schreibt, kommt gerade die preußische Wachtparade. „Guckteſt du doch mit mir zum Fenster heraus", ! ! ! ! / / schreibt sie sofort, wobei die Ausrufungszeichen zeigen sollen, wie die preußische Wachtparade von der Zeil in die Hauptwache einschwenkt.

Im Herbst wurde es klar, daß der Krieg gerade in die Gegend von Frankfurt sich ziehen würde. „Hier ist alles aufs neue in großer Unruhe. Die Kaiserlichen retirieren sich, die Franzosen werden bald wieder bei uns sein." Aber Frau Rat hilft sich wieder mit ihrem unversiegbaren Humor. „Ich bin fröhlich und gutes Muts — habe mir über den ganzen Krieg noch kein grau Haar wachsen lassen — schaue aus meinem Fenster wie die

Oeſtreicher ihre Kranken auf Wagen fortbringen — ſehe dem Getümmel zu — ſpeiſe bei offenem Fenſter zu Mittag — beſorge meine kleine Wirtſchaft, laſſe mir Abends im Schauſpiel was daher tragieren — und ſinge Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht u. ſ. w. Arbeiten thue ich vor der Hand nicht viel — und wer jetzt einen Brief von mir erhält — kann dick thun — die Witterung iſt zu ſchön — meine Ausſicht zu vortrefflich — wäreſt du nicht Wolfgang — du hätteſt warten können."

Bald werden die Kaiſerlichen zurückgedrängt, bald die Franzoſen. Schon hatten ſich die Frankfurter an den Krieg ſo gewöhnt, daß trotz des nahen Kampfes alles ruhig ſeinen Weg fortging. — Das von Jourdan eingeſchloſſene Mainz hatte beſonders viel zu leiden. Vor Angſt waren viele Mainzer vorher mit ihrer Habe nach Frankfurt geflüchtet. Gerade als der Zug ankam, ſchrieb Frau Rat an den Sohn:

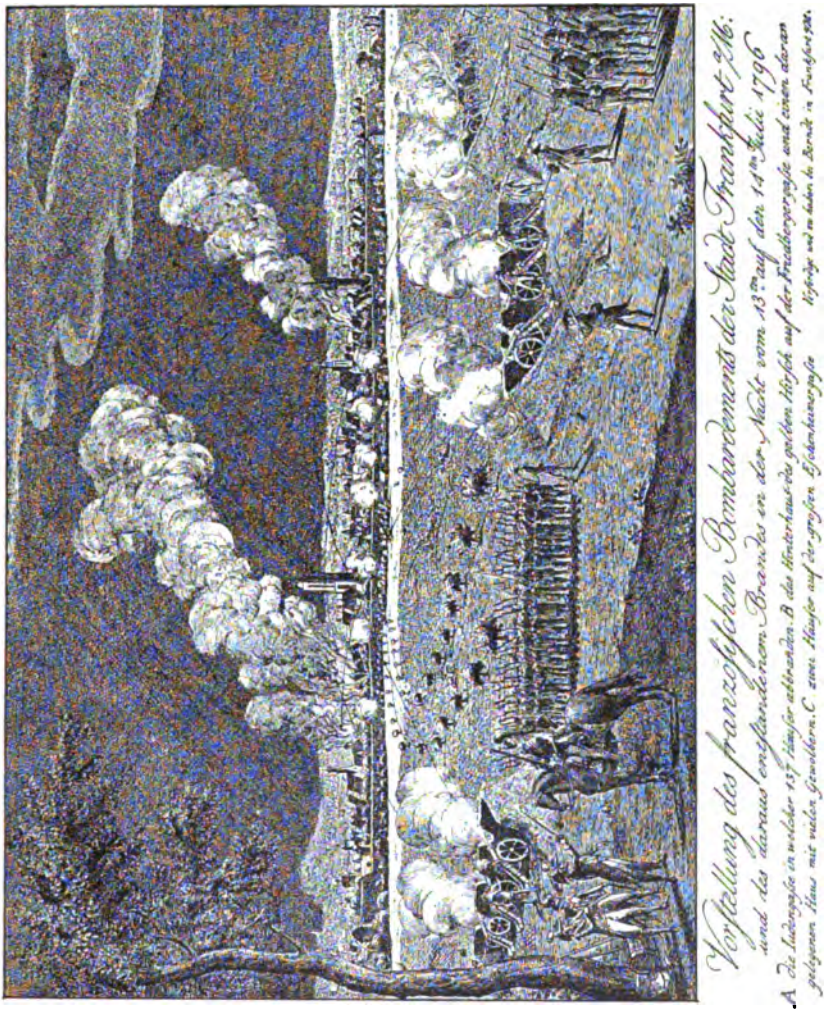
„Nur einen Augenblick wünſchte ich dich jetzt her — vor Getümmel konnte ich beinahe nicht fortſchreiben — der ganze Roßmarkt ſteht voll Bauernwagen, die Stroh und Heu zu Markte gebracht haben — die Wachtparade der Preußen ſoll aufziehen, es iſt auf dem großen Platz kein Raum — die Bauern kriegen Prügel u. ſ. w. Von dem Bockenheimer Thor herein kommen — Wagen mit Betten — die Mainzer flüchten — genug es iſt ein Schari wari, das kurios anzuhören iſt."

Der nach der Einnahme Mannheims durch die Kaiſerlichen gegen Ende des Jahres zwiſchen Oeſterreich und Frankreich geſchloſſene Waffenſtillſtand ließ auch Frankfurt etwas aufatmen; nur eine kleine Beſatzung von Kaiſerlichen blieb in der Stadt. Frau Rat und ihre Mitmieter erhielten einen Mann nebſt Frau und Knäblein von zehn Wochen, „zu ihrem Anteil".

Leider dauerte die Ruhe nur ein halbes Jahr. Im Juni 1796 kündigten die Oeſterreicher den Waffenſtillſtand, und die Erfüllung des Wunſches: „Gott verleihe uns bald den edlen Frieden" wurde wieder in weite Ferne gerückt, ja gerade in dieſem Jahre ſollten die Leiden der Stadt ſich maßlos ſteigern. Der franzöſiſche Feldherr Jourdan zog über den Rhein und rückte bis in die Gegend von Wetzlar vor, wo er am 15. Juni 1796 geſchlagen wurde. Darauf gehen die Worte der Frau Rat:

„Hier war wieder einmal alles in großen Schwulitäten — eingepackt — fortgegangen — Pferde beſtellt — täglich vor ein Pferd 11 Gulden bezahlt, damit es parat wäre — manches Haus brauchte 6, auch noch mehrere — war alſo alle Tage ſo viel Pferde ſo viel Karolinen — die Kutſcher

haben wieder ihren Schnitt gemacht — auch die Schreiner — Packer u. d. g. Bei dieſem Spektakel blieb ich wie die ganze Zeit ruhig — packte nicht — regte mich nicht — Eſſen — Trinken und Schlaf bekamen wir wohl —



Erfahrung brachte Hoffnung — der 3 mal geholfen hat, hats nicht verlernt — Er kann auch jetzt helfen, und Er thats durch die braven Sachſen, die haben uns wieder vordiesmal befreit.“

Darauf ließ der Erzherzog durch ein Corps unter Wartensleben die Stadt besetzen; unterdes war aber der Unterfeldherr Jourdans, General Kléber, bis Frankfurt vorgedrungen, belagerte die Stadt und eröffnete am 12. Juli ein heftiges Bombardement. Das Unglück und Elend, das nun über Frankfurt kam, hatten, wie Frau Rat sehr richtig sagt, die Kaiserlichen verschuldet, die trotz ihrer geringen Anzahl sich in Frankfurt festhielten. Die Beschießung der Stadt und der Brand von über 150 Häusern zwang sogar unsre tapfre Heldin das Feld zu räumen; sie floh nach Offenbach, wo sie die dort wohnende, seit einigen Jahren verwitwete Frau von La Roche und der uns aus der Lilizeit wohlbekannte Freund ihres Sohnes André sehr freundlich aufnahmen, doch blieb sie nur drei Tage dort, weil sie die Sorge um ihre Wohnung wieder zurücktrieb. Ueber die Tage der Not und des Schreckens hat Frau Rat dem Sohn einen höchst lebendigen Bericht vom 22. Juli gesendet. Er war bei den Nachrichten, die über Frankfurt nach Weimar kamen, in großer Sorge und drückt diese auch Schiller gegenüber aus: „Von meiner Mutter hab ich noch keine Nachricht, sie wohnt auf dem großen Platz, wo die Hauptwache steht, und sieht gerade die Zeil hinauf, sie hat also den ganzen Halbkreis der Stadt, der bombardiert wurde, vor Augen gehabt."

Sobald der Brief angekommen war, sendet er ihn dem befreundeten Ehepaar; und Schiller antwortet sofort:

„Für den Brief Ihrer Mutter danken wir schönstens. Außer dem, was er Historisches enthält, interessierte uns die Naivetät ihrer eigenen Art und Weise."

In den Tag- und Jahresheften aber verzeichnete Goethe unter dem Jahre 1796:

„Meine gute Mutter, in ihrem schönen neuen Quartier an der Hauptwache, hat, grade die Zeil hinaufschauend, den bedrohten und beschädigten Teil der Stadt vor Augen, sie rettet ihre Habseligkeiten in feuerfeste Keller und flüchtet über die freigelassene Mainbrücke nach Offenbach. Ihr Brief deshalb verdient beigelegt zu werden."

Dieser Brief ist nun auch mit den übrigen bekannt geworden, und die Leser werden uns Dank wissen, wenn wir ihn hier ganz „beilegen".

den 22ten Juli 1796.

Lieber Sohn!

Aus den Zeitungen wirst du die jetzige Lage deiner Vaterstadt erfahren haben — da aber das Tagebuch von Frau Aja zuverläßig nicht darinnen steht und ich doch mit Zuversicht glaube, daß es dir nicht gleichgültig ist,

wie ich dieſe Epoche überſtanden habe; ſo werde eine kleine Relation davon abſtatten. Vor den Franzoſen und ihrem Hereinkommen hatte ich nicht die mindeſte Furcht; daß ſie nicht plündern würden, war ich feſt überzeugt — wozu alſo einpacken? ich ließ alles an Ort und Stelle und war ganz ruhig — auch glaubte kein Menſch, daß die Kaiſerlichen ſich hier halten wollten — es war, wie die Folge auch gezeigt hat, wahrer Unſinn — da ſie es aber doch thaten: ſo fing die Sache an bedenklich zu werden, — das Haus, wo ich wohne, iſt in Zeiten der Ruhe eins der ſchönſten in der Stadt — aber deſto fürchterlicher in ſolchen Tagen, wie die vergangenen waren — der kaiſerliche Commandant wohnte gegen mir über, nun ſahe ich all den Spektakel — die Franzoſen mit verbundenen Augen — unſern Burgemeiſter — alles in Furcht, was das werden ſollte u. ſ. w. Den 12ten gegen Abend fing das Bombardement an, wir ſetzten uns alle in die untere Stube unſers Hausherrn, wie es etwas nachließ, ging ich ſchlafen — gegen 2 Uhr früh morgens fings wieder an, wir wieder aus den Betten — nun fing ich an auszuräumen, nicht vor den Franzoſen, aber wohl vor dem Feuer — in ein paar Stunden war alles im Keller, bis auf die eiſerne Kiſte, die uns zu ſchwer war — ich ließ meines Schwager Major Schuler ſeinen Fourierſchütz nebſt noch einem ſtarken Mann holen — die brachten ſie denn glücklich in Keller. Bis an dieſe Periode war ich noch ganz beruhigt — jetzt kamen aber ſo ſchreckliche Nachrichten, wie der, wie jener (es waren Leute die ich kannte) der von einer Haubitze tot geſchlagen, dem der Arm, dem der Fuß vom Leib weg u. d. g. Nun fing mir an Angſt zu werden, und ich beſchloß fortzugehn, freilich nicht weit — nur dem Bombardement auszuweichen — da war aber kein Fuhrwerk ums Geld zu haben — endlich hörte ich, daß in meiner Nachbarſchaft eine Familie nach Offenbach führe — ich ließ ſie bitten, mich mitzunehmen — und es wurde mit vieler Höflichkeit bewilliget. Ich bin keine von den verzagten Seelen, aber dieſe ſchreckliche Nacht, die ich ganz ruhig in Offenbach bei Mama la Roche zubrachte, hätte mir in Frankfurt vielleicht Leben oder doch Geſundheit gekoſtet — den 12ten, 13ten und 14ten blieb ich alſo in meiner Freiſtatt — den 15ten früh kam die Nachricht daß die Kapitulation geſchloſſen und nichts mehr Leib und Leben betreffend zu befahren ſei — und müßte man machen, den Tag noch zurückzukommen, weil den 16ten die Franzoſen einrücken würden und alsdann die Thore geſchloſſen ſein würden — nun wäre ich um keinen Preis in Offenbach geblieben — einmal weil man mich vor emigriert hätte halten können

— zweitens weil meine schönen Zimmer als ganz leer stehend — (denn meine Mägde hatte ich auch mitgenommen) hätten weggenommen werden können. Nun war wieder Holland in Noth! war wieder kein Fuhrwerk zu haben — Da erbarmte unser alter Freund Hans André über mich, gab mir sein artiges Kütschchen und rasch war ich wieder im goldenen Brunnen, dankte Gott von ganzem Herzen vor meine und vor die Bewahrung meiner Wohnung. Es ist ganz begreiflich, daß ein größeres Unglück das kleinere verdrängt — wie die Kanonade aufhörte — waren wir wie im Himmel — wir sahen die Franzosen als Retter unsrer Habe und Beschützer unserer Häuser an — denn wenn sie gewollt hätten, so stünde kein Haus mehr — und zum Löschen spannten sie ihre Pferde vor die Spritzen, die von den Dorfschaften zum Löschen herbeieilten. Gott! Schenke uns den Frieden! Amen! Lebe wohl! Grüße alles in deinem Hause und behalte lieb

deine treue Mutter

Goethe."

Die vom Sohn erbetene genauere Auskunft folgte am 1. August; die Angst vor der Plünderung durch die Franzosen hatte die Juden zur Flucht veranlaßt, viele hatten dabei Schlösser vor ihre Häuser gelegt. So kam es, daß hier niemand zum Löschen da war, und ein großer Teil, gegen 140 Häuser der Judengasse, abbrannte. Die Christen hatten es vernünftiger angefangen: „In allen Häusern — waren die größten Bütten mit Wasser oben auf die Böden der Häuser gebracht — so wie eine Kugel zündete, waren nasse Tücher — Mist u. d. g. bei der Hand — so wurde Gott sei Dank — die ganze Zeil — die große und kleine Eschenheimer Gasse — der Roßmarkt — die Tönges- und Fahrgasse gerettet — daß nicht ein Haus ganz niedergebrannt ist — ja besser zu sagen gar nichts, das der Mühe wert wäre zu sehen — Auf der Friedberger Gasse ist unser ehemaliges Haus abgebrannt."

Das alte Haus, das bis 1783 der Familie Textor gehört hatte und in dem Frau Rat geboren war (heute steht das Hôtel Drexel auf der Stelle), wurde ein Opfer der Flammen unter Umständen, die für viele Frankfurter besonders betrübend waren. Es wohnte damals ein preußischer Lieutenant darin. Da die Preußen als Freunde der Franzosen galten, so nahm man an, daß dieses Haus von der Plünderung verschont bleiben würde. Ein Bekannter der Frau Rat, Kaufmann Graf, und viele andere brachten deshalb ihre Sachen und Waren dorthin, die nun durch das Bombardement vernichtet

wurden. Der durch die Beſchießung der Stadt angerichtete Schaden wurde auf 4 Millionen Franken berechnet.

Unterdes waren die Oeſterreicher abgezogen und hatten die Stadt der „Großmut der Franzoſen“ überlaſſen und nicht bloß Frankfurt, ſondern ganz Süddeutſchland bis nach Böhmen hin. Es erfolgte nun eine unerhörte Bedrückung durch die Franzoſen, eine Kette von Räubereien, Plünderungen und ſchändlichen Mißhandlungen der wehrloſen Bevölkerung durch die entmenſchten Soldaten der Revolution, die an die Zeit des 30jährigen Krieges erinnern. Wie weit dieſe Schändlichkeiten gingen, kann man aus der Rache erkennen, die die empörte Bevölkerung nach der Niederlage der Franzoſen an den Quälgeiſtern mit Axt und Beil nahm. Ein Beiſpiel ihrer Habſucht kann uns wieder Frankfurt geben. Die in der Kapitulation zu Bornheim feierlichſt zugeſagte großmütige Behandlung beſtand darin, daß Jourdan der Stadt eine Kontribution von 6 Millionen Frcs. bar und 2 Millionen in Lieferung auferlegte. Mit großem Opfermute ſteuerten die Bürger ſoviel als möglich zuſammen. Die Stadt verpflichtete ſich, das Geld zu 4% auf 6 Jahre zu verzinſen. Aus den Kirchen und von den einzelnen Familien wurde Silber herbeigeſchafft. — „Pfarrer Starck gab ſein ſchönes Münzkabinet hin. Die ärmſten Leute brachten die Patengeſchenke ihrer Kinder dar — um Geld daraus zu ſchlagen.“ Frau Rat war gerade nicht im Beſitz von überflüſſigem Geld: Den 16ten, ſchreibt ſie, kamen die Freiheitsmänner, da war nun bei mir große Not — ich hatte nur ſo viel als ich zum täglichen Leben brauchte — geben mußte ich — auch hätte ich mich zu Tode geſchämt und gegrämt — alſo Geld herbei! Aber woher! Jeder brauchte das ſeine vor ſich ſelbſt — ich war nicht allein in dieſem Fall — Frau Schöff Schloſſer, Herr Hofrath Steitz — Jungfer Steitz und mehrere — wir ſchickten den Lippoldt nach Hanau — es war nichts — Endlich erbarmte ſich ein unbeſcheidner Jude, aber zu 9 Procent und nach Verſatz von drei kaiſerlichen Obligationen!!“

Zur Sicherung der Bezahlung der ganzen Summe wurden die Ratsherren Hetzler, P. H. Schloſſer (der Bruder von Frau Rats Schwiegerſohn) und vier andere als Geiſeln feſtgenommen. In Wirklichkeit wurden den Franzoſen damals an barem Gelde und Materialien 6 972113 Frcs. bezahlt.

Das war freilich eine ſchlimme Zeit. Aber auch hier verzagt Frau Rat nicht:

„Unsere jetzige Lage ist in allem Betracht fatal und bedenklich — doch vor der Zeit sich grämen oder gar verzagen war nie meine Sache — auf Gott vertrauen — den gegenwärtigen Augenblick nutzen — den Kopf nicht verlieren — sein eignes wertes Selbst vor Krankheit (denn so was wäre jetzt sehr zur Unzeit) zu bewahren — da dieses alles mir von jeher wohlbekommen ist, so will ich dabei bleiben. Da die meisten meiner Freunde emigriert sind — kein Komödienspiel ist — kein Mensch in den Gärten wohnt; so bin ich meist zu Hause — da spiele ich Klavier, ziehe alle Register, pauke drauf los, daß man es auf der Hauptwache hören kann — lese alles untereinander: Musenkalender, die Weltgeschichte von Voltaire, vergnüge mich an meiner schönen Aussicht."

Auch freut sie sich über den Ausspruch der Franzosen: „daß so eine Einigkeit zwischen Magistrat und Bürgerschaft ihnen noch in keinem Lande und keinem Orte vorgekommen wäre."

Am 3. September 1796 gestaltete sich plötzlich durch den Sieg der Oesterreicher bei Würzburg die ganze Lage zu Gunsten der Deutschen. Am 8. September verließen die Franzosen Frankfurt. Freudig berichtet das Frau Rat dem Sohne.

Am 2. Dezember 1796 wurde die Stadt für neutral erklärt und die Geiseln zurückgeschickt, nachdem sie nochmals 3031608 Frcs. dem Direktorium in Paris erlegt hatte; es folgt am 18. April 1797 der Präliminarfriede von Leoben, der in Frankfurt noch ein kleines kriegerisches Nachspiel hatte. Die Kaiserlichen hielten die Stadt mit wenig Truppen; die Franzosen waren in der Nähe, man glaubte, daß es wegen der Neutralität nicht zu Feindseligkeiten in der Stadt kommen würde. In diesem Augenblick, am 22. April, kommt die Nachricht vom Frieden:

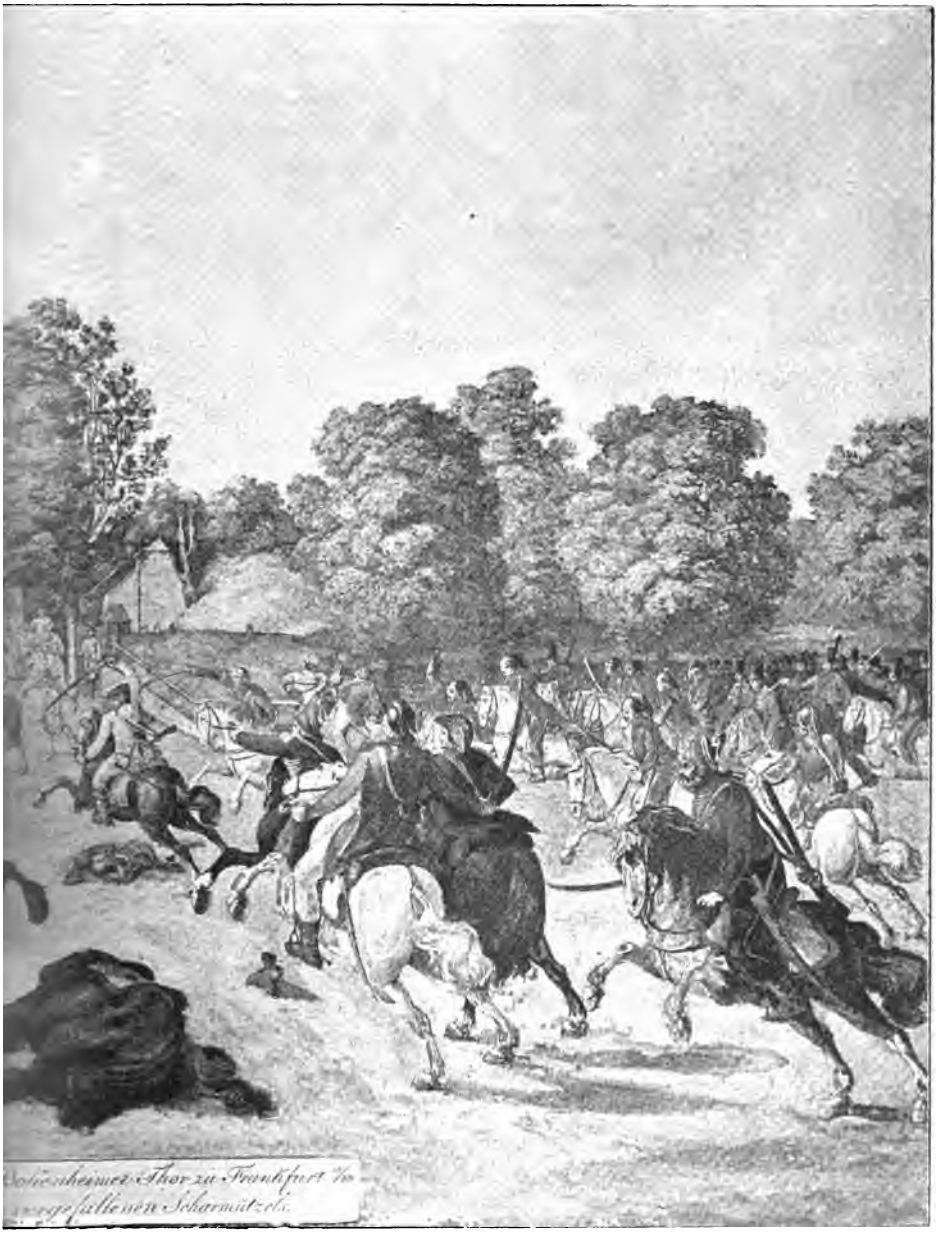
„Es war Mittags um 2 Uhr — auf ein Mal kommt die Fritz Metzlern mit Sturm in meine Stube, ruft schier außer Odem: Rätin, es ist Friede! Der Kommandant von Milius hat einen Courier vom Bonaparte — es ist ein Jubel — Gott befohlen, ich muß weiter die gute Nachricht verbreiten u. s. w. Gleich darauf kommt der Burgemeister Schweitzer — und Syndicus Seger in einer Kutsche, um ins französische Lager zum le Feber zu fahren und ihm zu gratulieren — wie sie an die Hauptwache kommen, werden sie von den Bürgern umringt, die Kutsche muß stillhalten — sie versichern die gute Nachricht vom Frieden — Alt und Jung schwingt die Hüte, ruft Vivat, es ist ein Jubel, der unaussprechlich war — wem in

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Das Scharmützel u

Nach einem kolor

Zu Heinemann, Goethes Mutter, 7. Aufl., S. 243.



22. April 1797.

Schabkunstblatt.

aller Welt fällt es jetzt ein, an Unglück zu denken!! Keine 6 Minuten nach dieſer unbeſchreiblichen Freude kommt die Kaiſerliche Kavallerie zum Bockenheimer Thor hereingeſprengt (ſo etwas muß man geſehen haben, beſchreiben läßt ſichs nicht), der eine ohne Hut — dort ein Pferd ohne Reiter — und ſo den Bauch auf der Erde gings die Zeile hinunter — auch hörte man Schießen — alles geriet in Erſtaunen; was iſt das vor ein Friede, ſo rief immer eins dem andern zu — nun zu unſerer Errettung. Ein Kaiſerlicher Leutnant hatte (und zwar ohne Order) die Gegenwart des Geiſtes, in währender Galoppade den Gattern am Thor zu- und die Zugbrücke aufzuziehen — ohngeachtet noch nicht alle Kaiſerliche in der Stadt waren — das war nun unſer Glück, denn wären die Franzoſen nachgeſtürmt; ſo wäre die Maſſaker in der Stadt losgegangen — und hätte ein Bürger ſich nur der Sache angenommen; ſo war Plünderung und aller Greuel da — und am Ende hätte es geheißen, wir hätten die Neutralität gebrochen, die Franzoſen totgeſchlagen u. ſ. w. Burgemeiſter Schweitzer und Seger wurden geplündert, le Fébre wollte durchaus nicht glauben, daß Friede wäre — Er hätte noch keinen Kourier — von unſerer Neutralität wüßte er kein Wort — Endlich überredete der Kaiſerliche Kommandant den General le Fébre mit in die Stadt zu kommen — verſicherte auf ſein Ehrenwort — daß Friede wäre und daß freilich der Kourier nicht bei allen Generals zugleich ankommen könnte — darauf ging er mit — der Burgemeiſter Schweitzer, auch mehrere vom Magiſtrat gingen alles in Römiſchen Kaiſer, tranken — und alles endigte ſich zu unſerm Glück."

Frau Rat aber faßte das in ihrem frommen Sinn als eine von Gott geſandte Rettung auf und ſchloß deshalb ihren Bericht mit den Worten: „Gott hat wohl ſchon durch geringere Mittel aus großen Nöten geholfen — und ſollte mein Glaube an die ewige Vorſehung wieder einmal ſchwach werden — ſo will ich mir zurufen: „denke an den 22. April."

Jedoch trotz des im Oktober 1797 erfolgten Friedens von Campo Formio erpreßten die Franzoſen noch in demſelben Jahre „wegen Sympathie der Frankfurter für den Mainzer Landſturm" 750000 Franken und ließen ſich in den folgenden Jahren an ſogenannten Vorſchüſſen 770154 Franken auszahlen.

Auch Frau Rat wurde es nicht leicht, ſo viel Geld zu bezahlen, „aber", ſo ſchreibt ſie an Chriſtiane, „da kamen nun gerade gute Nachrichten von Ihnen allen, da ward ich froh und dachte Geld hin, Geld her — wenn es nur in Weimar bei deinen Geliebten wohl und vergnügt zugeht, ſo ſchlafe du ruhig — das that ich denn auch bei all dem Wirrwarr".

Die Stadt wurde nicht leer von Truppen bei den vielen Durchmärschen, und nur die Möglichkeit, für Geld anderen die Besorgung der Leute zu überlassen, erleichterte Frau Rat die unangenehme Last. Der am 9. Februar 1801 abgeschlossene Frieden zu Luneville, der das linke Rheinufer Frankreich zusprach, konnte ihr „keine außerordentliche Freude" verursachen. Aber die Not der Einquartierung hörte nun doch auf, und „die Hauptsache", Frankfurt blieb freie Reichsstadt: „Wir wissen gar nicht uns in unser Glück zu finden, daß keine Kriegsvölker um und bei uns sind und daß wir (Gott sei Dank!!!) bleiben, was wir waren."

Im Jahre 1805 begann der dritte Koalitionskrieg, von England, Rußland, Oesterreich und Schweden gegen Frankreich. Der gefürchtete Imperator Napoleon führte selbst seine Scharen, um in gewohntem Siegeslauf zwei gewaltige Heere zu vernichten. Im Oktober kapitulierten die Oesterreicher bei Ulm, am 2. Dezember 1805 wurden die Oesterreicher und Russen in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz geschlagen. Der Preßburger Frieden machte (26. Dezember 1805) ganz Süddeutschland von Napoleon abhängig. So konnte denn auch trotz des Friedens der General Augereau im Januar 1806 Frankfurt mit 9000 Mann besetzen und am 3. Februar eine Kontribution von vier Millionen Franken auferlegen, wovon die Hälfte sofort bezahlt werden mußte; nachdem bald darauf noch 540000 Franken aufgebracht worden waren, wurde der Rest erlassen.

Im Juni 1806 bei Gründung des Rheinbundes verlor Frankfurt seine Selbständigkeit, es wurde dem Staate des Fürsten Primas von Dalberg einverleibt. Die französische Einquartierung aber blieb noch bis zum November 1807. Unaufhörliche Durchmärsche ließen auch jetzt die Bewohner nicht zur Ruhe kommen. Bald kommen preußische Gefangene in großer Zahl nach der Schlacht bei Jena, bald kaiserliche Garden, deren prächtigen Anblick Frau Rat ausführlich schildert, durch Frankfurt, oder Russen, die aus der französischen Gefangenschaft zurückkehren.

Gegen alle die Leiden der Zeit hat Frau Rat ihr altes bewährtes, nie versagendes Mittel:

„Mir gehts wie dem Hund in der Fabel — abwehren kann ich's nicht — zerzausen mag ich mich nicht lassen — gerade wie der Hund, ich — — eße mit. Das ist verdolmetscht — Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht — suche keine Dornen — hasche die kleinen Freuden — sind die Thüren niedrig, so bücke ich mich — kann ich den Stein aus dem Wege thun, so thue ich — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum

— und ſo finde ich alle Tage etwas, das mich freut — und der Schlußſtein — der Glaube an Gott! der macht mein Herz froh und mein Angeſicht fröhlich — ich weiß, daß es mir und den Meinen gut geht — und daß die Blätter nicht einmal verwelken, geſchweige der Stamm."

Die Leiden der Kriegsjahre zeigen Frau Rat als tapfere und unerſchrocken treue Tochter Frankfurts ſowie als gute Deutſche. Darum verdient wohl ihr Patriotismus noch etwas eingehendere Betrachtung.

Trotz des Jubels über den Frieden von Campo Formio (18. Oktober 1797) in Frankfurt, „geht", wie Frau Rat ſchreibt. „ihr rechtes Gaudium doch erſt an, wenn auch das Reich dabei iſt."

Der weſentliche Punkt bei den Raſtatter Verhandlungen über das Geſchick des Reiches war die Frage, ob das linke Rheinufer deutſch bleiben oder franzöſiſch werden ſollte. „Müſſen's eben holter abwarten — das Grämen vor der Zeit halte ich vor ein ſehr unnützes Geſchäft;" damit findet ſich Frau Aja ab. Ja ihre uns ſattſam bekannte Art, das Unangenehme ſich fern zu halten, verführt ſie zu einer uns jetzt unpatriotiſch klingenden Aeußerung: — „geht es meinen Lieben in Weimar gut, ſo mag meinetwegen das rechte und linke Rheinufer zugehören, wem es will."

Aber man darf derartige Aeußerungen nicht von unſerer Zeit und von unſerem Standpunkte aus beurteilen. Frau Eliſabeth war ein Kind ihrer Zeit. Eine große Zahl ihrer Zeitgenoſſen dachte nicht anders. Politiſche Fragen galten dieſem philoſophiſchen und litterariſchen Geſchlecht als Nebenſache, Patriotismus in unſerem Sinne als Beſchränktheit, der Kosmopolitismus als die einzige der Gebildeten würdige Anſchauung. Man träumte von einer allgemeinen Verbrüderung der Menſchheit, wo die Frage, ob deutſch oder franzöſiſch, überflüſſig wäre. Höchſt elende und unhaltbare Zuſtände ließen viele Deutſche, beſonders am Rhein und an der ſogenannten Pfaffenſtraße, die Franzoſen, die Verkünder der Menſchenrechte, wie ihre Erlöſer und Befreier aufnehmen.

Die Nachricht, daß Kaiſer Franz die Kaiſerkrone niedergelegt habe, erinnert ſie an des Sohnes Jugendgedicht: „Vor ohngefähr zwanzig Jahren ſang Mephiſtopheles im Doktor Fauſt: Das liebe heilige Römiſche Reich, — wie hält's nur noch zuſammen? Jetzt kann man mit Recht ſagen: Die Kurfürſten und Fürſten laufen quir und quer — hin und her — es geht hier wie in Schnitzelputz-Häuſel — es dreht ſich alles in Kreuſel . . ." Wenn nun auch das Aufhören der inhaltloſen Kaiſermacht nicht zu beklagen war,

für patriotische Herzen und besonders Frankfurter war es doch ein traurig ergreifendes Schauspiel, das uralte Reich zu Grabe tragen zu sehen. Erinnern wir uns dabei, daß Frau Rat fünf Kaiserkrönungen nicht bloß erlebt, sondern mit Stolz und Freude mitgefeiert hat.

„Mir ist zu Mute", schreibt sie in jenen Tagen, „als wenn ein alter Freund sehr krank ist, die Aerzte geben ihn auf, man ist versichert, daß er sterben wird, und mit all der Gewißheit wird man doch erschüttert, wenn die Post kommt, er ist tot. So gehts mir und der ganzen Stadt — Gestern wurde zum ersten Mal Kaiser und Reich aus dem Kirchengebet weggelassen — Illuminationen — Feuerwerk — und der gleichen, aber kein Zeichen der Freude — es sind wie lauter Leichenbegängnisse — so sehen unsere Freuden aus!"

Daß das innerste Wesen der Frau Elisabeth echt deutsch war, beweist jede Seite unseres Buches, „einfach, deutsch und bieder sprech ich meine Meinung", finden wir oft in ihren Briefen gesagt und immer gethan. „Das heißt deutsches Blut in den Adern haben", sagt sie von den wackeren Landsleuten und unterschreibt sich selbst „Deine treue deutsche Mutter".

Auch für die deutsche Sprache und Schrift hegt sie große Sorge, wenn gleich ihre Vorliebe für die deutschen Lettern mehr etwas Komisches an sich hat. In ihres Sohnes Werken will sie beim Römischen Karneval noch allenfalls die lateinische Schrift durchgehen lassen, „aber sonst im übrigen bitte ich dich, bleibe deutsch auch in den Buchstaben. — Auf Gevatter Wielands Werke hätte ich pränumeriert, aber vor der neuen Mode erschrak ich — und ließ es bleiben." So viel auch der Sohn für die lateinischen Lettern spricht, sie bleibt, wie in unserer Zeit Fürst Bismarck, bei dem einmal gefaßten Hasse. „Den Schaden", den sie der Menschheit thun, will sie sogar handgreiflich darthun:

„Sie sind wie ein Lustgarten, der Aristokraten gehört, wo niemand als Noblesse — und Leute mit Stern und Bändern hineindürfen — unsere deutschen Buchstaben sind wie der Prater in Wien, wo der Kaiser Joseph drüber schrieben ließe: Vor alle Menschen — wären deine Schriften mit den fatalen Aristokraten gedruckt; so allgemein wären sie bei all ihrer Vortrefflichkeit nicht geworden — Schneider — Nähterinnen — Mägde, alles liest es — jedes findet etwas, das so ganz vor sein Gefühl paßt — genug, sie gehen mit der Litteratur-Zeitung — Doctor Hufnagel u. a. m. pele mele im Prater spazieren, ergötzen sich, segnen den Autor und lassen ihn hoch

leben!!! Was hat Hufeland übel gethan, ſein vortreffliches Buch mit den vor die größte Menſchenhälfte unbrauchbaren Lettern drucken zu laſſen — ſollen denn nur Leute von Stand aufgeklärt werden? ſoll denn der Geringre von allem Guten ausgeſchloſſen ſein — und das wird er — wenn dieſer neumodiſchen Fratze nicht Einhalt gethan wird. Von dir, mein lieber Sohn, hoffe ich, daß ich nie ein ſolches menſchenfeindliches Produkt zu ſehen bekomme."

Mit dem höheren Alter wird der Zorn gegen die lateiniſche Schrift immer größer . . . . . „Warum hat denn mein lieber Schiller", ſchreibt ſie im November 1801, „ſeine Jungfrau von Orleans mit lateiniſchen Lettern und noch obendrein ſo klein drucken laſſen, daß es die größte Anſtrengung braucht, es zu leſen? Wie ſchön dagegen iſt ſein Wallenſtein!" In geradezu klaſſiſcher Weiſe aber macht die Greiſin in dem letzten Weihnachtsbrief an Chriſtiane ihrem Herzen Luft:

„Wolfgangs Eugenie" (ſie meint die natürliche Tochter) „iſt ein Meiſterſtück, aber die Großmutter hat aufs neu die lateiniſchen Lettern und den kleinen Druck zum Abrachmelech gewünſcht. Er laſſe ja nichts mehr ſo in die Welt ausgehn — halte feſt an deutſchem Sinn — deutſchen Buchſtaben, denn wenn das Ding ſo fortgeht; ſo wird in 50 Jahren kein Deutſch mehr weder geredet, noch geſchrieben — und du und Schiller, ihr ſeid hernach klaſſiſche Schriftſteller — wie Horaz, Livius — Ovid und wie ſie alle heißen, denn wo keine Sprache mehr iſt, das iſt auch kein Volk — was werden alsdann die Profeſſoren euch zergliedern — auslegen — und der Jugend einbläuen — darum ſo lang es geht — deutſch, deutſch geredet — geſchrieben und gedruckt."

Frau Rat iſt Deutſche, aber zuerſt Bürgerin der freien Reichsſtadt Frankfurt. Daß ſie mit ihrem Frankfurt auf das Innigſte verwachſen war, hat ſie in den Zeiten der Not gar herrlich bewieſen — hierhin liegt ja der eigentliche Grund, daß ſie nicht zu dem geliebten Sohn nach Weimar zog. Manchmal lieſt ſie wohl ihren Landsleuten den Text, zumal bei einer Vergleichung mit den großen Geiſtern in Weimar, wie in einem Briefe an Chriſtiane:

„Den meiſten meiner Landsleute iſt der Bauch ihr Gott — wahre Hippeldantze — vor das Geld ihrer Gaſtereien könnten die größten Maler und Zeichnungs-Academien unterhalten werden — und dieſe Bachanalien ſehen der Langeweile ſo ähnlich, wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Genug von dieſem elenden Geſchlecht."

Aber an anderen Stellen erkennt man die Liebe zu ihnen, so bei der Charakteristik ihrer Fehler und guten Seiten, „Leichtsinn und gutes Herz“ ist ihr Wahlspruch. — „Aber alles, was wahr ist, — die ganze Woche sind sie fleißig, Sonntag und die lieben Feiertage ein Tänzchen u. s. w. und alles ist gut“, so lautet eine von diesen. Wie stolz ist sie auf das patriotische Benehmen der Frankfurter gegen Custine, das sie in ganz Deutschland berühmt machte, und auf ihre stete Opferwilligkeit gegenüber dem Verhalten anderer Reichsstädte.

„Mir thut's immer wohl“, schreibt sie einmal an den Sohn, als er dem Schöffen Wallacher gefällig gewesen war, „wenn du einen Frankfurter Gefälligkeiten erweisen kannst, denn du bist und lebst noch mitten unter uns, bist Bürger — trägst alles mit . . . . . und deine Compatrioten rechnen es sich zu Ehre, so einen großen berühmten Mann unter ihre Mitbürger zählen zu dürfen.“

Für das Jahr 1797 und die folgenden genügte aber auch die freiwillige Besteuerung der Frankfurter nicht mehr. Man mußte eine Extraschätzung ausschreiben von ein halb bis ein Prozent des Simplums, je nach der Höhe des Vermögens. 1804 wurden eine Menge neue Steuern eingeführt, und 1806 mußte man sogar Zwangsanleihen, zwei Simpla für jeden gegen fünf Prozent Zinsen, einführen. Sind doch der unglücklichen Stadt, die damals nur 40000 Einwohner zählte, von 1792 bis 1806 über zwanzig Millionen Franken abgepreßt worden.

Frau Rat wurde das schöne Lob, daß sie mehr gethan hätte, als sie zu thun schuldig war, von der Obrigkeit gespendet; zahlte sie doch die Kriegssteuer nicht nur für sich und die Magd, sondern auch für den Sohn, der leicht durch Aufgabe seines doch nur nominell beibehaltenen Bürgerrechts von jenen Lasten sich hätte befreien können. So schreibt sie ihm im April 1800:

„Ich nehme die Bezahlung auf mich — Ich habe dich auf 10000 fl. angesetzt und 1797 200 fl. vor dich bezahlt — auch würde ich alles für mich stillschweigend abgemacht haben — wenn das Amt deine Erklärung nicht verlangt hätte — du magst dich nun angeben, wie du mit gutem Gewißen thun kannst — (noch einmahl sei es gesagt) vor die Zahlung brauchst du nicht zu sorgen.“

Der Brief des Senators Hetzler darüber an Goethe ist, wie uns versichert wird, ein beredtes Lob des patriotischen Verhaltens der Frau Rat von dem auch die Eintragungen in die Kassenbücher zeugen. Wie innig dankt

sie Gott, als nach längerer Besetzung durch die Franzosen die Frankfurter Truppen wieder auf die Wache ziehen. Mit Rührung schildert sie den Aufzug, obgleich der Anblick der ihrer Waffen beraubten Soldaten überaus komisch gewesen sein muß.

„Den 8ten früh um 5 Uhr stund ich auf und sahe zu meiner unaussprechlichen Freude unsere Frankfurter Soldaten auf der Hauptwache — meinen Augen nicht trauend holte ich meine Lorgnette, und sie gingen mit Stöcken (denn die Gewehre hatten die F. alle mitgenommen) auf und nieder — was ich da empfand, läßt sich nicht beschreiben — daß ich Gott herzlich dankte, versteht sich wohl von selbst — und des Abends unsern Zapfenstreich wieder zu hören war mir lieblicher als eine Oper von Mozart. So weit wären wir nun wieder — Gott wird ferner durchhelfen. Burgemeister Schweitzer hat viel gethan — die ganze Bürgerschaft trägt ihn beinahe auf den Händen — unsere Sachsenhäuser wollten ihn in Römer statt der Pferde im Triumph ziehen — welches er sich nun freilich verbat."

Darum ist es auch für sie charakteristisch und durchaus nicht tadelnswert, daß ihr die Frage, ob das linke Rheinufer französisch werden oder deutsch bleiben sollte, geringfügig gegenüber dem Gewinn erschien, daß Frankfurt bei der Neutralitätserklärung im Winter 1796 und ebenso im Frieden zu Luneville 1801 freie Reichsstadt blieb. So erscheint uns auch die Aussage ihres schon öfters genannten Freundes, des Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, in einem Briefe an seine Schwester aus dem Jahre der Erhebung 1813: Wie schade, daß die alte Goethe tot ist, daß sie die Wiedergeburt ihrer Stadt nicht erlebt, deren Fall ihr das Herz abgedrückt hat", wenn auch etwas übertrieben, so doch nicht unwahr. In ihren Briefen freilich, wie sie ja überhaupt Kummer und Schmerz immer trefflich zu verschweigen versteht, weiß sie auch dem durch die Ereignisse des Jahres 1806 herbeigeführten Untergang der Selbständigkeit Frankfurts eine gute Seite abzugewinnen:

„Der Primas wird täglich erwartet — Vielleicht geht alles besser als man denkt — müssen erst den neuen Rock anprobieren — Vielleicht thut er uns nur wenig genieren — drum laßt hinweg das Lamentieren u. s. w. Lebt wohl! Behaltet lieb diejenige, die unter allen Regierungsveränderungen ist und bleibt

Eure liebende Mutter und Großmutter."

War doch „der neue Herr", der Fürst Primas von Dalberg, seit langen Jahren ihrem Sohne wohl befreundet und „ein liebreicher Menschenfreund".

Ueber das Benehmen der plötzlich den Christen gleichgestellten Juden sendet sie ergötzliche Berichte, und für die Erneuerung und Verschönerung der Stadt, wobei aber auch manches Altertümliche zum Opfer fallen mußte, hat sie volles Lob und Verständnis:

„Alle sind erstaunt über die Schönheit in Frankfurt, besonders aber außer der Stadt — die alten Wälle sind abgetragen, die alten Thore eingerissen, um die ganze Stadt ein Park, man glaubt, es sei Feerei — man weiß gar nicht mehr, wie es sonst ausgesehen hat — unsere alten Perücken hätten so was bis an jüngsten Tag nicht zuwegen gebracht — bei dem kleinsten Sonnenblick sind die Menschen ohne Zahl vor den Thoren, Christen — Juden — pele mele alles durcheinander in der schönsten Ordnung, es ist der rührendste Anblick, den man vor Augen sehen kann — und das ist und wird alles ohne Unkosten gemacht — die Plätze der alten Stadtmauern — Wälle werden an hiesige Bürger verkauft — da nimmt der eine viel, der andere weniger, jeder baut nach Herzenslust — einer macht einen Bleichgarten — der andere einen Bleichgarten u. s. d., das sieht dann scharmant aus — und hiermit basta!"

Damit sind wir aber schon vorausgeeilt zu dem Anbruch besserer und ruhigerer Zeiten für die alte Stadt; kehren wir wieder zum Anfang der neunziger Jahre zurück.

Frankfurter Freunde.

Die eben geschilderten trüben politischen Verhältnisse, die tief in das Leben des einzelnen eingriffen, bilden auf eine Reihe von Jahren den düsteren Hintergrund des Lebens, das sich die gottergebene, mit echtem Humor begabte Frau so angenehm, als es die böse Zeit erlaubt, zu gestalten sucht. Gleich der erste vom besorgten Sohn veranlaßte Versuch, ihren Lebensabend von einer großen und zumal damals drückenden Last und Bürde, dem Hausbesitz zu befreien, wurde durch die Kriegsunruhen erschwert und lange Zeit vereitelt. Als Goethe im August 1793 Frankfurt besuchte, hatte er, wie in den Annalen steht, die Mutter über ihren Zustand aufgeklärt und aufgemuntert, sich solcher Bürden zu entledigen. Daneben war auch der wirtschaftliche Grund von Bedeutung, da sie nach eigener Angabe fast 900 Gulden jährlich in dem eigenen Hause „verfaß". — Nur kurze Zeit wohnte eine Gräfin Isenburg zur Miete bei ihr. — Die Ausführung des Planes verlangte aber auch den Verkauf „all der Weine, Gemälde, Kupferstiche und Landkarten, Altertümer, Kunstwerke und Kuriositäten, die der

Vater aus Liebhaberei und Kenntnis bei guter Gelegenheit um ſich verſammelt hatte", es hieß faſt den Fleiß eines Lebens vernichten, wenn man das alle verſchleuderte und das, was nur vereinigt Wert beſaß, auseinanderriß und verzettelte. Aber die Hausfrauen unter unſern Leſern werden die gering Pietät der Frau Rat verſtehen und verteidigen, ſowie die Bereitwilligkeit, mit der ſie auf den Plan einging, dieſes unnützen Gegenſtands unaufhörlicher Arbeit und Mühe ſich zu entledigen. Nachdem Freund Senator Stock ins Vertrauen gezogen worden war, wurde zuerſt alles unnötige „Ameublement" auf den zwei Böden und im dritten Stock „im öffentlichen Ausruf" verkauft. „Schachern, Handeln und Verkaufen iſt jetzt mein einziger Gedanke", ſchreibt Frau Rat ſchon am 30. September 1793. Dann geht's an den Verkauf der großen, faſt 1700 Bücher und Schriften umfaſſenden Bibliothek. War einmal der Entſchluß gefaßt, den alten Beſitz zu veräußern, ſo können wir es der wackeren Hausfrau nicht verargen, daß ſie dieſe ſchlimmſte und größte Laſt bald vom Halſe haben wollte.

Mit Ungeduld erwartet ſie „den Mann, der den Katalog macht", es war der Makler Liebhold, der auch ſonſt ſich Frau Rat behilflich zeigte; Anfang November wird die Arbeit begonnen; aber „der gute Liebhold muß ſein einziges Auge (auf dem andern iſt er lange blind) bei Licht ſchonen", und da die Tage ſehr kurz ſind, ſo vergehen denn faſt drei Monate, ehe der Katalog in die Hände des Sohnes kommt, der, ebenſo wie Schloſſer, ſich erſt, was er zu beſitzen wünſcht, ausſuchen ſollte. Dabei iſt Wolfgang ſo beſcheiden, daß die Mutter ihm ärgerlich ſchreibt:

„Was machſt du denn vor ficks facks mit deiner Unſchlüſſigkeit — wunderlicher Menſch! nehme deine Jugendfreunde, die du ungern verkaufen ſiehſt — ſuche dir aus, was dir Freude macht, was kommt denn auf ein 100 fl. mehr oder weniger an — du haſt ja das erſte und größte Recht dazu — nur mache, daß ich den Katalog noch vor oder zu Anfang der Meſſe bekomme." —

Die übrigen Bücher wurden am 18. Auguſt 1794 „öffentlich gegen bare Bezahlung vergantet" und brachten einen Erlös von 392 Gulden 24 Kreuzern ein. Ganz andern Geldwert hatte der Inhalt des großen Kellers des Hauſes. Da ſtanden die ehrwürdigen „alten Herren" 5 Stück (6000 Liter) vom Jahre 1706, 1709 und 1726, drei Stück „aus dem eigenen Hauſe" und viele Ohm verſchiedener Jahrgänge durcheinander — das Tyrannenblut nicht zu vergeſſen — ein ſtolzer Anblick, eine Freude für die Wirtin in der Zeit,

da luſtige Gäſte am „runden Tiſch“ mit Wolfgang ſaßen und mit Tyrannenblut auf das Wohl von Frau Aja und die zukünftige Größe des Sohnes tranken, aber jetzt ein läſtiger, mühevoller Beſitz. Denn das Auffüllen der Weine, das Brechen der Trinkweine überließ die wackere Hausfrau niemand anderem, und bei ihren Jahren wurde ſie „der Kellerſitzerei müde und ſatt.“ „Vorgeſtern“, ſchreibt ſie am 25. Mai 1794, mußte ich wieder, um alles aufzufüllen, fünf Stunden unter der Erde ſtehen.“ Darum will ſie den Wein ſobald wie möglich los werden, ja ſie wünſcht, die Ohnehoſen hätten nur noch mehr Wein trinken ſollen, damit nicht eine ſo große Menge in der Mainzer Gegend vorhanden wäre — „aber jetzt ſitze ich,“ ſo ſeufzt ſie, „drinn und iſt nicht die geringſte Nachfrage.“ Deshalb geht ſie bald mit dem Preis bedeutend herunter und will froh ſein, wenn der Weinhändler Gogel im Hirſchgraben und der uns ſchon bekannte Wirt des Roten Hauſes 8000 Gulden bezahlen, doch ſcheint der Wein nur langſam und allmählich verkauft worden zu ſein.

Auch mit dem Verkauf des Hauſes ging es, wie natürlich bei den unſicheren Zeiten, nicht ſo ſchnell. Das ſtattliche Haus, „vor vierzig Jahren eins der ſchönſten der Stadt“, war vom Vater mit den Möbeln auf 20000 Gulden geſchätzt worden. Die von einem Werkmeiſter abgegebene Schätzung belief ſich zum Leidweſen der Beſitzerin nur auf 14000 Gulden in 22 fl.-Fuß (ohne Möbel). Der Makler Liebhold bot es darauf öffentlich für 30000 Gulden an, wenn Frau Rat auch nicht mehr daran dachte, die Summe zu erhalten; 22000 erſcheinen ihr jetzt ſchon kein ganz ſchlechtes Gebot. Sie will ſich durchaus nach dem Willen Wolfgangs und Schloſſers richten. Aber die Sache zerſchlägt ſich wieder. Kaufluſtige kommen freilich genug: „mit jedem mußte ich vom Boden bis in den Keller hinauf- und herabſteigen, das meinen oft von Schmerz beſchwerten Beinen aber kein Labſal war, aber ſobald ſie den Preis hörten, kam keiner wieder.“ Das Haus war für den Luxus der Zeit nicht mehr vornehm genug, auch war der Preis zu hoch.

Endlich am 1. Mai 1795 fand ſich ein ernſter Käufer. Der gute Keller war des Hauſes Glück. Der Käufer, ein Weinhändler, Namens Blum, bezahlte 22000 Gulden, davon 4000 bar, während das übrige als Hypothek oder „Inſatz“, wie Frau Rat ſagte, auf dem Hauſe vorläufig ſtehen blieb. Eine Stelle des Kaufbriefes beſtimmte, daß Frau Rat ſo lange im Hauſe bleiben dürfe, bis ſie eine geeignete Wohnung gefunden hätte. Denn trotz alles Suchens in den verfloſſenen $1\frac{1}{2}$ Jahren hatte Frau Rat noch

A

Der Roßmarkt in Frankfurt a. M. mit dem Wohnhaus von Goethes Mutter (A) im 18. Jahrhundert.

(Nach einem alten Aquarell.)

nicht ihr „Ideal“ ausfindig gemacht. „Ich muß,“ so schreibt sie dem Sohn, „vor allen Dingen meinem Stand und Würden gemäß ein Logis haben, daß ich mich in meinen letzten Lebensjahren nicht zu guterletzt herunterſetze, denn im fünften Akt soll applaudiert und nicht gepfiffen werden.“ Auch verlangt Frau Rat eine belebte Gegend, wo sie auf das Getümmel der Menge schauen und sich beluſtigen könne, etwa an der Hauptwache, oder am Roßmarkt; „eine kleine Hoffnung hat sie auch darauf, daß der Wunsch sich erfüllte“. Sie malt sich das zukünftige glückliche Leben als Mieterin ohne Sorgen und Last gar lebendig aus: „Es liegt auf der Seite des Roßmarktes, wo die Aussicht die ganze Zeil vor sich hat; hat die Morgensonne .... und ein besonderer Luxus: in die Schlafstube wurde eine Klingel, die in die Mägdestube ging, angebracht — so wie ich was bedürfte — geklingelt!“

Aber leider bestand die prächtige Wohnung nur in der lebhaften Phantasie der Frau Rat, „der Mann, der sie bauen wollte, kann kein Geld bekommen“, und so mußte das Luftschloß ungebaut bleiben. Daß diese Aussicht und Hoffnung jedoch der Einbildungskraft der lieben Mutter eine heitere Stimmung gab, die ihr manches Unangenehme der Gegenwart ertragen half, hat auch der Sohn in den Annalen berichtet. Das Haus wurde nun verkauft, ohne daß Frau Rat einen neuen Wohnsitz ihrer würdig und ihren Wünschen entsprechend gefunden hätte, aber schon am Tage, nach dem der Kaufbrief unterschrieben war, wurde ihr das „Ideal“ angeboten.

Es war der goldene Brunnen auf dem Roßmarkt (jetzt Roßmarkt Nr. 8) „mit der Aussicht auf die Katharinenpforte und Kirche, die Zeil aufwärts bis zum Darmstädter Hof.“ Lassen wir Frau Aja selbst berichten, wie sie die schöne, von ihr später so oft gepriesene Wohnung fand:

„Gleich den Tag nach unterschriebener Punktation kommt ein Makler — und bietet mir ein Logis mit allen oben benannten und verlangten Eigenschaften an — Auf dem Roßmarckt im Goldenen Brunnen — ja, sage ich, das mag wohl recht hübsch sein, aber es ist zwei Treppen hoch — Das Sehen haben Sie umsonst sagte der Mann — und wohl mir, daß ich diesen klugen Rat annahm — einen Tag später, und mein Ideal war an andre vermietet — zum Haarausreißen wäre es gewiß gekommen! Nun ging ich oder besser gesagt ich lief hin. Im Hinaufsteigen prüfte ich die Treppe sehr genau — nun fand ich sie sehr gut — auch nicht außerordentlich hoch — indem die Stockwerke, ob's schon ein neu Haus ist — nicht so enorm in die Höhe getrieben sind — nun besahe den Vorplatz — schön — groß —

wie ich ihn wünschte — wie ich aber in die Zimmer kam, so kann ich dich auf Ehre versichern, daß ich dastunde wie simpel vor Erstaunen — nein eine solche Aussicht — eine solche Lage ist in der ganzen Stadt nicht mehr anzutreffen — die Küche ist hell und schön — eine große Speisekammer — großer Holzplatz, Summa Summarum: mein ganzes Ideal — was nun die zwei Stiegen betrifft, so war das nun gerade nicht in meinem Plan — allein ich überlegte, daß ich in unserm Haus die Treppe mehr zu steigen habe, indem Kleider — Geräte — Porzelain und der gleichen alle obenauf sind und dann, daß Frau Aja nicht herum läuft — sondern wenn sie ausgeht, nur einmahl im Tag die nun an sich gute Treppe zu steigen hat."

Der Mietpreis betrug 400 Gulden. Wie sehr sie sich über diesen Fund freute, hören wir aus den Dankesworten an den Sohn: „Wem habe ich aber alle diese Freuden zu verdanken? niemand als Gott und dir — du hast mich auf den glücklichen Einfall gebracht — meine noch übrigen Jahre in Ruhe verleben zu können. Davor bin ich nicht allein von Herzen dankbar — sondern da du vom Verkauf der Baumwiesen 1000 fl. als Geschenk erhalten hast; so mache ich dir vom Verkauf der Weine ebenfalls mit 1000 fl. ein Geschenk."

Es folgte der mühevolle Verkauf der Möbel im „Ausruf", nur das berühmte Puppentheater wurde der Freundin Sophie Bansa geschenkt und manches Wertvolle dem Sohne geschickt, dann, nachdem die neue Wohnung eingerichtet war, ging Ende Juni 1795 der Umzug vor sich. Volle sechsundvierzig Jahre hatte Frau Rat das Haus auf dem Hirschgraben bewohnt Was war dort alles geschehen! Aber derartige rührende Erinnerungen, die jetzt das Haus jedem Deutschen ehrwürdig und heilig machen, konnten ihre Freude über das neue Logis nicht trüben. Selbstverständlich ist der erste Gedanke und Wunsch, wenn doch der Sohn das alles sehen und beurteilen könnte! Da das nicht angeht, wird es ihm genau beschrieben. Ja einige Monate später begreift sie gar nicht mehr, daß sie hatte sechsundvierzig Jahre lang auf dem Hirschgraben wohnen können. Die Wohnung gefällt ihr je länger je besser. Schon am 18. Mai hatte die fromme Frau einen Gottespfennig gestiftet, „wegen der Verkaufung meines Hauses und einen wegen Mietung eines Logis" — zusammen fünfzehn Gulden.

Bei diesen und allen anderen geschäftlichen Angelegenheiten stand Frau Rat als praktischer Kaufmann Phil. Nicol. Schmidt zur Seite, der sein Geschäft auf dem kleinen Hirschgraben hatte, von ihr als Hausfreund und als

ihr Finanzminiſter bezeichnet. Er war der „Freund in der Not", der auch die Fortſendung der beſten Sachen beim Einrücken der Franzoſen beſorgte, und zu dem ſie in ähnlichen Fällen immer ihre Zuflucht nahm. Ihre Dankbarkeit erkennen wir aus dem Beſtreben, ihm Freude und Anerkennung zu verſchaffen.

Der Hauptgrund, weshalb Frau Goethe ſolange vergeblich nach einer Wohnung ſuchte, war der, daß ſie durchaus in der Nähe ihrer Freunde, die in der Gegend des Hirſchgrabens wohnten, bleiben wollte. Es waren dies die Familien „Fingerling, Metzler, Stock, Hetzler und Moritz."

Daß hier und an anderen Stellen die Verwandten nicht erwähnt werden, iſt wohl nur zufällig ebenſo daß die dritte Schweſter, Anna Chriſtine, die den Major Schuler geheiratet hatte, garnicht in den Briefen vorkommt, und auch des Neffen Dr. Johann Wolfgang Textor nur kurze Erwähnung gethan wird; von der luſtigen Tante dagegen und ihrer zahlreichen Familie, mit der Frau Rat ſtets die freundſchaftlichſten Beziehungen unterhielt, bekommen wir mehr zu hören. Nicht nur ſtand Frau Rat der in bedrängte Umſtände geratenen Witwe mit Geld bei, ſie wandte auch ihre beſondere Gunſt dem tüchtigen Neffen Johann Georg David Melber zu, der ſich 1796 als Arzt in Frankfurt niederließ und von ihr zum Hausarzt gewählt wurde. Ihrer Hilfe verdankte er die Stelle eines Stadtaccoucheurs, die er 1804 erhielt. „Die Herzensgüte der Frau Rat", wie ſich Melber ſelbſt in einem Brief an Goethe ausdrückte, traf damals die Beſtimmung, daß die oben genannte Schuld erſt nach dem Tode der Frau Melber eingefordert werden ſollte. Die Schweſter Anna Maria ſtarb ſchon im November 1794. Ihr Gatte, Pfarrer Starck, dem Frau Rat ebenfalls in der Sorge für ſeine Söhne behilflich war, folgte ihr bald. Der etwas entfernte Verwandte, der Schöff Peter Schloſſer, der Bruder des Schwiegerſohns der Frau Rat, ſtand in nicht weniger herzlichen Beziehungen zu ihr und wird beſonders wegen ſeiner Unterſtützung und Gefälligkeit gerühmt und geprieſen. Er und ſeine Gattin gehören auch zu jenem engeren Kreiſe der Freunde, deren Verkehr der Mutter das Leben in Frankfurt ſo lieb und teuer machte. Unter ihnen nahm ſicher die erſte Stelle ein die Familie des Ratsherrn Stock. Die Urheberin und zugleich der Mittelpunkt dieſes Verkehrs war ſeine Gattin Eſther, eine Tochter des Legationsrates Joh. Fr. Moritz, des Bruders jenes Moritz, der eine Zeit lang im erſten Stock des Goethehauſes gewohnt hatte. Eſther, die Jugendfreundin Wolfgangs — ſie wohnten ſich gegenüber — hatte ſich

im Jahre 1778 mit dem damals in Hamburg, später in Frankfurt wohnenden Senator Stock verheiratet. Wie Wolfgang den Verkehr mit der Familie durch Zusendung seiner Werke, durch Briefe und Grüße aufrecht erhielt, so gestalteten sich auch die Beziehungen der Mutter zu diesem Hause immer freundlicher und inniger. Stock war der vertraute treue und verschwiegene Ratgeber der Mutter, ohne den sie kaum etwas Wichtiges that. Frau Esther ist ihr die liebe Duzfreundin und die Beraterin in Sachen der Mode und des Geschmacks. Beide Gatten waren Muster von Eltern: „da lieben die Eltern die Kinder, heißt es von ihnen, die Kinder die Eltern, da ist einem so wohl, alles was in dem Zirkel lebt, freut sich des Lebens."

In diesem Kreise guter und froher Menschen fühlt die Mutter sich noch einmal jung. Im Sommer geht sie oft in Stocks Garten vor dem Bockenheimer Thor; und das ganze Jahr hindurch ißt sie seit dem Tode des Mannes Sonntags in dieser Familie zu Mittag, das Sonntagskränzchen wiederum versäumt sie nie, selbst wenn sie sonst die ganze Woche nicht ausgeht. Da wird auch das Neueste von Wolfgang mitgenommen, wie z. B. Hermann und Dorothea, von dem sie schreibt: „Es ist ein Meisterstück ohnegleichen! Ich trage es herum, wie die Katze ihre Jungen — bis Sonntag nehme ich es mit zu Stocks; die werden krehlen und jubeln." Auch die schon früher erwähnte Montagsgesellschaft in Stocks Garten oder Haus, wo ein Spielchen gemacht wird, kam 1796 wieder in den Gang, und manchmal kommen auch die Stocks zu Frau Rat auf einen „Thee und Rapuse-Spielchen".

Die freundliche und liebreiche Aufnahme, die August und Christiane bei Stocks fanden, knüpfte die Bande zwischen der Familie und dem Dichter noch enger. Ihre Sorge und Pflege um die Mutter war es hauptsächlich, die den fernen Sohn über das Wohl der Greisin beruhigte. Neben Stocks ist bei der Familie des Schöffen Fleischbein von Kleeberg Frau Rat der angenehmste Aufenthalt, — es ist das Haus, „wo ich am liebsten hingehe", versichert sie oft, von dem „ihr so lieben Fleischbein" —, im Winter in der Stadt, im Sommer in dem Landhause oder Garten. Als der treue Freund schwer erkrankt war, da nimmt der Brief an den Sohn ein feierliches Ansehen: „welches sonst so eigentlich mein Ton nicht ist, aber — mein lieber Schöff von Fleischbein ist krank, und der Arzt macht es gefährlich — das wäre vor mich ein wahrer Verlust . . ."

Innige Freundschaft schloß Frau Rat an Bankier Fingerlings Familie. Sie hatte einen schönen Garten vor dem Allerheiligen Thor, wohin Frau

Rat gar manchmal in der Woche pilgerte, ebenso wie in das prächtige Gut des Senators Kellner „über Sachsenhausen", des Schwiegersohnes ihres langjährigen Freundes, des Bürgermeisters Metzler.

Von den Jugendfreunden des Sohnes waren der eine der Brüder Moors, Riese, Krespel und Hetzler damals noch am Leben und in Frankfurt. Archivrat Krespel, aus den siebziger Jahren als sehr verehrter Freund der Frau Rat uns bekannt, scheint in diesen Jahren wenig Verkehr mit ihr gehabt zu haben. Vielleicht hatte sich das Originelle seines Wesens allzusehr gesteigert. Die ironische Erwähnung „— Krespel ist ein Bauer geworden, hat in Laubach Güter gekauft, das heißt etliche Baumstücke — baut auf dieselben ein Haus nach eigner Invention, hat aber in dem Kickelsort weder Maurer noch Zimmerleute, weder Schreiner — noch Glaser — das ist er nun alles selbst — es wird ein Haus werden — wie seine Hosen, die er auch selbst fabricirt — Muster leihe mir deine Form!!" deutet darauf hin. An derselben Stelle wird ebenso über das hypochondrische Wesen des alten Freundes und Frankfurter Kassenschreibers Riese, der uns auch in der Lesegesellschaft begegnet, geklagt. Es ist wohl nur Zufall, daß wir durch Frau Rat sonst gar nichts über ihn erfahren, da doch Goethe seine immer gleichbleibende Freundschaft und Treue noch später trefflich zu rühmen wußte. Auch des Bildhauers Peter Melchior müssen wir hier gedenken, von dessen Freundschaft mit Goethe ein Reliefbildnis, verfertigt von „einem Freunde des Dichter von Werthers Leiden 1775", zeugt. Seine Reliefbilder von Goethes Eltern (s. oben S. 148 fg.) stammen aus den Jahren 1779. Ihn lud Frau Rat im April 1794 zum Mittagessen ein, mit den Worten, da wollen wir eins schwatzen, zwanzig Jahre uns zurückdenken, Krieg und Kriegsgeschrei soll nicht in Anschlag kommen".

Viel häufigeren Verkehr mit Frau Rat scheint Joh. Isaak Gerning, ein jüngerer Bekannter Goethes, genossen zu haben, er heißt wiederholt der bravste, weil er sie oft besuchte. Er vermittelt bei seinem Aufenthalt in Weimar den Verkehr zwischen Mutter und Sohn, besorgt geschäftliche Angelegenheiten für sie und bleibt auch im Verkehr mit dem Sohn, der mit ihm 1797 eine italienische Reise verabredete, die jedoch nicht zur Ausführung gelangte. Aber der Anflug des Komischen, der nach den Bemerkungen Goethes an diesem Dichter invita Minerva und Streber haftet, klingt auch in den Briefen der Frau Rat durch. Sie nennt ihn ironisch „das Genie" und berichtet in folgender Weise über seine vereitelte Hochzeit:

„Ich vor meine Perſon ſchreibe nun alle Narrheiten, die ſich in kurzer Zeit hier gehäuft haben, der erſtaunlichen Hitze zu, in Rom ſind 60 Menſchen närriſch worden — ſo arg iſt's nun freilich bei uns nicht — aber auch Rom und Frankfurt!!! Der Herr Geheime Rat von Gerning hat einen geiſtigen Umgang mit einer empfindſamen Witwe — verſpricht ſich mit ihr — wird

Gerning.

in der Kirche dem Gebrauch nach aufgeboten — wird aber, ſo oft das Wort Copulation ausgeſprochen wird, ohnmächtig — ſie ſcheiden in Pace von einander" u. ſ. w., oder ſie macht ſich, wie Bettina erzählt, über ſeine eingebildete und ſeine wirkliche Bedeutung luſtig.

Daß Gerning, der ſich mit dem Dichternamen Philotis nannte, Frau Rat auch angeſungen hat, erſehen wir aus einem ſechsſtrophigen Gedicht,

das er zu ihrem Geburtstage 1796 ſchrieb, und in dem er den ganzen Olymp herbeiruft, um die Freundin zu feiern:

Willkomm ſei uns der Tag, der dich Latona!
Des entſchwebeten Götter Sohnes Mutter,
Dich, Thaliens, Melpomena's Vertraute,
Liebend der Welt gab.

Leb', o Freundin! noch lang ein Götterleben
Sanftumkränzet, umſchwebt von ew'gen jungen
Freuden, laß uns die ſchönſten in der Muſen
Zirkel umarmen!

Es war keine Phraſe, wie wir längſt wiſſen, wenn Frau Rat hier als Thaliens und Melpomenens Vertraute geprieſen wird. Ihr leidenſchaftliches Intereſſe für das Theater und die dramatiſche Dichtung war nicht geringer geworden, ja durch den Ruhm des Sohnes noch geſteigert worden. So verſtand ſie es denn auch, in dieſer Zeit den Verkehr mit Freunden und Freundinnen und die Geſellſchaft durch gemeinſame Lektüre, durch muſikaliſche und dramatiſche Aufführungen anregend zu machen. Eine ganze Reihe von Familien treten uns in den erhaltenen Briefen dieſer Zeit entgegen, die nicht nur durch freundſchaftlichen Verkehr, ſondern auch durch gemeinſame künſtleriſche Intereſſen mit Frau Rat verknüpft ſind. Dazu gehören vor allem die Familien Bethmann, Holzhauſen und Willemer. Unter den zahlreichen Mitgliedern des großen und berühmten Bankierhauſes Bethmann war die intimſte Freundin der Frau Rat zu jener Zeit Katharina Eliſabeth Bethmann-Metzler, deren Mutter ſchon mit ihr vertraut geweſen war. Katharina Eliſabeth, einige Jahre jünger als Cornelia und Wolfgang, war deren Jugendgeſpielin geweſen. Als Goethe ſeiner Mutter den Anfang von Wilhelm Meiſter, die Schilderung ſeiner Jugend, zuſchickte, wird ſie lebendig in jene Zeit, da das Puppenſpiel Wolfgangs ſo ſehr erfreute und aufregte, verſetzt. „Das war wieder einmal", ſo beginnt der Dank für den Wilhelm Meiſter, „vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich dreißig Jahre jünger — ſehe dich und die anderen Knaben drei Treppen hoch die Präparation zum Puppenſpiel machen — ſehe, wie Eliſe Bethmann Prügel vom älteſten Moors kriegt und dergleichen mehr." Während des jungen Goethes Aufenthalt in Leipzig erſcheinen auch Frau Bethmann und ihre dreizehnjährige Tochter in Leipzig, ſie treten hier auf, wie es ihrer Stellung und ihrem Reichtum zukommt. Das fordert den Spott des jungen Studenten heraus, der in den

Briefen an die Schwester über die mittelmäßige Figur und über die komische Rolle des „Gänschens" im Konzerte und in Apels Garten, „umgeben von Comtes, Barons, Nobles und Doktors" seine Witze reißt.

Im Jahre 1770 heiratete Elise Bethmann Peter Heinrich Metzler, der den Namen Bethmann annahm und mit diesem 1776 von Joseph II. in den Adelstand erhoben wurde. Die Freundschaft blieb natürlich auch zwischen den Frauen, sowie das vertrauliche Du und der häufige Verkehr, wenn sich auch Frau Rat, ähnlich wie der Sohn in den jungen Jahren, über Elisens Leichtgläubigkeit und Uebertreibung bei Gefahren nicht selten lustig macht, besonders in der Zeit der Kriegsunruhen.

In diesem reichen und vornehmen Hause verkehrte Frau Rat viel; bald war es ein Diner zu Ehren eines Künstlers, bald eine besondere Festlichkeit für einen durchreisenden bedeutenden Diplomaten, was sie dorthin führte. Wie stolz war sie, wenn dort etwas von ihrem Sohne vorgetragen oder gesungen wurde, wie zum Beispiel im Dezember 1795: „Gestern warst du die Ursach eines sehr vergnügten Tages — die Elise Bethmann gab verschiedenen großen Musikkünstlern ein Diner, nach Tisch setzt sich der eine an's Fortepiano und singt mit der herrlichsten Stimme: kennst du das Land, wo die Citronen blühn? das war was außerordentliches — der Ausdruck dahin dahin hat bei mir ein Gefühl zurückgelassen — das unbeschreiblich ist — die Sophie Bethmann solltest du diese Worte deklamieren hören — ich versprach es dir zu schreiben — und in aller Namen zu danken — und thue es hiemit. Gott! Segne dich im Neuen Jahr. Amen" — oder wenn von des Sohnes Größe geredet wurde, wie im Mai 1799: „Gestern speiste ich bei Frau Elise und traf den bremischen Gesandten da an — der mit dir in Leipzig studiert hat, der Mann hatte eine Seelenfreude, mich als deine Mutter kennen zu lernen". Der hier genannte Gast des Bethmannschen Hauses war der bremische Gesandte Gröning, der spätere Bürgermeister von Bremen, derselbe, der sich dem Studenten Goethe in Leipzig während seiner Krankheit und Genesung sehr freundlich erwiesen hatte und der von Goethe in Dichtung und Wahrheit ein so schönes Lob erhalten hat.

Durch die Tochter der Elise Bethmann-Metzler, Sophie von Bethmann, wurde der Frau Rat 1796 ein neues Haus und ein sehr freundschaftlicher Verkehr eröffnet.

Sophie, im Jahre 1774 geboren, hatte sich zu einer blendenden Schönheit entwickelt, die sogar das Wohlgefallen Friedrich Wilhelms II., des von

den Frankfurtern geliebten und verehrten preußischen Königs, auf sich zog. Frau Rat nennt zwar derartige Gerüchte ein Geträsch, aber die Thatsache, daß in ihren Briefen mehrmals der Name Sophie Bethmann und der König unmittelbar hintereinander erscheinen, spricht wohl genug dafür, daß das Gerücht nicht erlogen war. Vielleicht gehen die Worte, die Frau Rat bei ihrer Verlobung (August 1796) gebraucht, auch darauf hin:

„Sie hat durch ihre Wahl viel bei mir und dem ganzen Publikum gewonnen." Diese Wahl fiel auf einen guten Freund der Frau Rat, den englischen Residenten von Schwartzkopf, einen Mann, der sich in der Begeisterung für die dramatische Dichtung mit Frau Rat begegnete. Nach einer Reise der Braut nach Leipzig, während der Frau Rat mit ihr eifrig korrespondierte, fand die Hochzeit im November desselben Jahres statt. In diesem Hause spielte nun die Freundin der beiden Gatten eine bedeutende Rolle; „ich bin ihre ausgewählte Freundin — und die Vertraute vom ganzen Haus", meldete sie mit Stolz dem Sohn schon im Anfang des Dezembers.

Die Freude der Frau Rat an gemeinsamer Lektüre und musikalischen Aufführungen stimmte so sehr zu den Absichten des Hausherrn und der Hausfrau, die einmal als „Dame von gelehrtem Ton" bezeichnet wird, daß man nun auch zu Thaten schritt. Schon vor der Verlobung Sophiens hatte Frau Rat ein Lesekränzchen bei Frau Bethmann-Metzler eingerichtet, und zwar weiß sie im Februar 1796 von mehrfachen Zusammenkünften in der Woche zu berichten: „Was wir da treiben? wir lesen — vorige Wochen lasen wir Don Carlos — ich las den Posa."

Welche Freude das Frau Rat bereitete, beweisen die schönen Worte, mit denen sie den Bericht begleitet: „Es gibt doch viele Freuden in unseres Lieben Herr Gotts seiner Welt! Nur muß man sich aufs Suchen verstehen — sie finden sich gewiß — und das Kleine ja nicht verschmähen — wie viele Freuden werden zertreten — weil die Menschen meist nur in die Höhe gucken — und was zu ihren Füßen liegt, nicht achten. Das war einmal wieder eine Brühe von Frau Aja ihrer Köcherei."

Unter Förderung und Teilnahme der Frau Rat wurden gerade in jener Zeit deutsche Theaterstücke von Dilettanten, unter denen Gerning, Formey, Frau Metzler und Jenny Bethmann erwähnt werden, aufgeführt; das zeigt ein erhaltenes Gedicht, bezeichnet: „Epilog: nach Maske für Maske," worin man sich wegen der Wahl des Stückes, eines Lustspiels von Jünger nach

dem französischen Original von Marivaux bearbeitet, bei Frau Rat mit den Worten entschuldigt:

Ist Sie nicht unter uns, der wir den Mann verdanken
Der kühn weit über Frankreichs Dichter flog?
Verzeihung, Goethin, denkt für unsres Geistes Schranken
Ist deines Sohnes Flug zu hoch!

Auch im Jahre 1800 wird uns von Leseabenden berichtet, die jeden Mittwoch Abend bei Schwartzkopfs abgehalten werden. „Wir setzen uns", so beschreibt Frau Rat „die gemeinsame Lesung", „um einen runden Tisch und dramatisieren wie folgt; Wallensteins Tod! . . . . Da wir nicht so viele Personen haben — so hat eins mehrere Rollen, z. E. ich habe noch den Seni und den Westhausen (?) — das amüsirt uns nun königlich — Künftigen Mittwoch wird Tasso von dir gelesen — dann Iphigenie — dann Nathan der Weise — Don Carlos — die meisten deklamieren, daß es eine Art und Schick hat — jedes freut sich auf den Mittwoch."

So stolz ist sie auf diese Leistung, daß sie den Sohn bittet, Schiller etwas davon zu sagen, „vielleicht macht es ihm einen guten Augenblick". Natürlich erfahren wir nur hin und wieder etwas von dem dramatischen Verein, so z. B., daß im Winter 1802 Goethes Tancred und Mahomed gelesen wird: „da haben wir einen seligen Abend gehabt". In diesem Winter wird die Lesegesellschaft nur alle 14 Tage abgehalten und u. a. Jungfrau von Orleans, Marie Stuart und Macbeth von Schiller gelesen. „Man glaubt sich immer im Theater, denn es wird schön deklamiert u. s. w.", so schließt auch diesmal der Bericht. Noch einmal wird eine Leistung des dramatischen Vereins gemeldet: die Lektüre des Tasso Anfang Mai 1804. Hier erscheint auch Herr von Willemer als Mitglied des Lesekränzchens — derselbe, der später noch so innig mit Goethe befreundet werden sollte und dessen spätere Gattin die Suleika des Divans geworden ist. Er genoß in Frankfurt großes künstlerisches Ansehen, weshalb man ihn 1800 in die Oberdirektion des neuen Theaters wählte, er wandte sich auch an Goethe durch die Mutter um Rat in Theaterangelegenheiten; als kunstverständiger Mann ist er natürlich ein Verehrer der Goethischen Werke. „Der Wilhelm Meister wird von ihm nicht gelesen — sondern verschlungen." — Willemer sagt, so meldet die Mutter dem Sohn: „so hätte er in seinem Leben nichts gelesen, das ihn so ins innerste bewegt hätte . . . ja die Marianne hatte ihm so den Kopf verrückt, daß er beinahe einen dummen Streich gemacht hätte."

Im Kreiſe dieſer Familien lebte Frau Rat wie eine Mutter geehrt und geliebt. Sie ſelbſt fühlte dieſe Liebe und Verehrung mit dankbar freudigem Herzen, wie eine Stelle, die am Weihnachtsfeſt 1802 geſchrieben iſt, beweiſt:

„Ich befinde mich! Gott ſei Dank recht wohl — werde (ohne daß ich begreifen kann, wie es eigentlich zugeht) von ſo vielen Menſchen geliebt, geehrt — geſucht, daß ich mir oft ſelbſt ein Rätſel bin und nicht weiß, was die Leute an mir haben, genug es iſt ſo — und ich genieße dieſe Menſchengüte mit Dankſagung gegen Gott und bringe meine Tage vergnügt hin.“

Frau Rat als Großmutter.

Dieſelbe Verehrung und Liebe genoß Frau Rat außerhalb Frankfurts, überall in Deutſchland bei Fürſten und gewöhnlichen Sterblichen, bei allen denen, die mit ihr mündlich verkehrt hatten oder ſich rühmen durften mit ihr im Briefwechſel zu ſtehen. Ganz beſonders innig war dieſe Liebe und Zuneigung natürlich bei der Familie, die ihr, abgeſehen vom Sohne, verwandtſchaftlich am nächſten ſtand, der Familie Schloſſer in Emmendingen.

Freilich war ja Cornelia 1777 geſtorben, aber durch des Witwers Verheiratung mit der Herzensfreundin der Frau Rat, Johanna Fahlmer, war das gewaltſam gelockerte Band wieder feſter geknüpft worden; es entſpricht dem prächtigen Charakter der Frau Eliſabeth, daß ſie in der Liebe zu ihren wirklichen Enkelinnen und den beiden der zweiten Ehe entſproſſenen Kindern, Henriette und Eduard, keinen Unterſchied machte.

Wir haben Frau Rat als Frau Aja, die liebevolle Mutter, kennen gelernt; an den Kindern Schloſſers wuchs der Vereinſamten Erſatz heran; ihnen konnte ſie ihre Liebe, Sorge und Pflege in den Jahren, da ihr Haus ſtill geworden war, zu teil werden laſſen. Wir brauchen das gewiß nicht erſt zu beweiſen, aber die wenig bekannten, weil nur in wenig Exemplaren gedruckten Briefe der Frau Rat an ihre Enkel enthalten ſo viele hübſche und liebenswürdige Züge ihres Charakters, daß ihr Bild eine weſentliche Lücke zeigen würde, wollten wir Frau Rat als Großmutter nicht zu Worte kommen laſſen. Die Briefe beginnen im April 1784 mit einer Antwort auf einen Brief der zehnjährigen Luiſe, der älteſten Tochter Corneliens, und dem Dank für die von der Enkelin eigenhändig für die Großmutter geſtrickten Strümpfe. Luiſe bekommt dafür einen Strickbeutel, ebenſo das ſiebenjährige Julchen, deſſen Geburt einſt Cornelien das Leben gekoſtet hatte;

Henriettchen, das älteste Kind der zweiten Ehe, erhält auch ein passendes Geschenk, und selbst der erst ein Vierteljahr alte Eduard wird uns schon vorgestellt als „ein ganzer Bursch, der Luischen schon die Hände drücken kann". Mehrere der folgenden Briefe sind an die „lieben braven Enkeleins" zusammen gerichtet; zu Weihnachten oder Geburstag folgen ihnen immer Geschenke. Luise wird angeleitet, den Eltern und kleinen Geschwistern recht viele Freude zu bereiten mit kleinen selbst angefertigten Gaben, womöglich als Ueberraschungen, zu denen die Großmutter gern ihre hilfreiche Hand bietet. Denn den schönen Zug ihres Charakters, anderen Liebes zu erweisen, möchte sie gern auf Corneliens Tochter vererben. Im September war Johanna Schlosser mit den beiden Kleinsten, ihren eigenen Kindern, bei der Großmutter. Da ward diese zum Kinde mit den Kindern, „da wurden Häuser gebaut und in den Eckchen der Wohnstube Hochzeit gespielt und allerlei . . . . Das war ein Jubel, wenn die englischen Reiter kamen und wir dem großen Bassa Lieder gesungen haben. Das war doch ein Kapitalspaß!" Zu Weihnachten sandte Großmutter besonders schöne Sachen. Eine Antwort auf die Dankschreiben der Enkel lautet:

„Liebe Enkeleins!

Ihr lieben guten Jungfräuleins! Es freut mich außerordentlich, daß Euch mein überschicktes Christkindchen so wohl gefallen hat — ich hätte nur gewünscht, Euch in der rosenfarbenen Herrlichkeit zu sehen und zu beschauen! Doch Eure lieben guten Briefchen haben mich schadlos gehalten, und ich sehe Euch im Geiste bei denen Prinzessinnen Besuch abstatten. — So brave liebe Enkel verdienen allerdings, daß die Großmutter ihnen Freude macht — und wenn mir Gott das Leben erhält, so soll dieses nicht die letzte gewesen sein. Gott erhalte Euch und den Ritter Eduard auch in diesem Jahr frisch — gesund — und vergnügt — fahrt fort Euren lieben Eltern Freude zu machen — gedenkt manchmal an die Großmutter und behaltet sie lieb. — Ich bin, so lange ich atme,

Eure Euch zärtlich liebende Großmutter
Goethe."

Für soviel Liebe strengen sich denn auch die Kleinen beim nächsten Geburtstag der lieben Großmutter ganz besonders an. Selbst der kleinste, der Eduard, hat an sie gedacht. Der hübsche Dankbrief der Frau Rat sucht wiederum Freude zu bereiten, indem in echt kindlichem, verständlichem Tone jedes Geschenk gepriesen und gelobt wird.

Noch in demſelben Jahre waren die Kinder Corneliens bei Frau Rat; die Großmutter ſtellte ſie bei Stock und den anderen Freunden vor und machte ihnen den Aufenthalt ſo angenehm, daß ſie noch lange vergnügt und freudig daran zurückdachten. Je mehr die beiden Mädchen heranwuchſen, umſomehr ſind ihre Briefe der Großmutter ein wahres Labſal. „Sagt ſelbſt", ſchreibt ſie ihnen einmal, „was mir tröſtlicher und erquickender ſein konnte, als Enkel zu haben, die ſo dankbar gegen mich ſich betragen, die ſo liebevoll meiner gedenken, die mit warmem Gefühl trotz der Entfernung mich ſo lieben und ehren." Goethe ſagte von dieſen Briefen Juliens: „Meine Mutter hat mir mehrere Briefe von ihr gezeigt, die ganz rührend ſind."

Leider ſollte ihr gerade dieſe Enkelin, die ihrer Mutter am meiſten ähnelte, bald durch den Tod entriſſen werden. Nach langer Krankheit ſtarb ſie am 5. Juli 1793, und ſo blieb denn der Großmutter als einzige von „einer teuren und ewig geliebten Tochter" nur die erſtgeborene Luiſe. Goethe war damals am Rhein und wollte zuerſt nach Karlsruhe eilen, aber es war ihm „entſetzlich, ſeine Schweſter zum zweiten Male ſterben zu ſehen". In dieſen trüben Tagen war ein heller Lichtblick die Verlobung der zwanzigjährigen Luiſe mit Ludwig Nicolovius, einem geborenen Königsberger, der bald darauf zum Kammerſekretär des Herzogs von Oldenburg zu Eutin ernannt wurde, welchen Ort ſich Schloſſer ebenfalls zum Wohnſitz auserſehen hatte. Frau Rat in ihrer frommen Weiſe ſah darin eine Schickung Gottes, der das Unglück des Krieges ſo für Luiſe zum Guten hätte werden laſſen:

„Siehſt du nun, wie Gott gute Kinder ſchon hie belohnt — iſt Deine Heirat nicht beinahe ein Wunderwerk — und daß ſich alles ſo ſchicken muß, daß Deine lieben Eltern und Geſchwiſter nun mit Dir gehen — das würde doch nicht ſo leicht gegangen ſein, wäre kein Krieg ins Land gekommen — merke Dir das auf Dein ganzes Leben — der Gott, der dem Abraham aus Steinen Kinder erwecken kann, kann auch alles, was wir mit unſern blöden Augen vor Unglück anſehen, zu unſerem Beſten wenden. Nun, liebe Luiſe, Du einzige, die mir von einer teuren und ewig geliebten Tochter übriggeblieben iſt — Gott ſegne Dich! Sei die treue Gefährtin Deines zukünftigen braven Mannes — mache ihm das Leben ſo froh und glücklich als nur in Deinem Vermögen ſteht — Sei eine gute Gattin und deutſche Hausfrau, ſo wird Deine innere Ruhe, den Frieden Deiner Seele nichts ſtören können — Behalte auch in der weiteren Entfernung Deine Großmutter lieb — mein Segen begleite Dich, wo Du biſt."

Am 5. Juni 1795 wurde in Ansbach die Hochzeit gefeiert; das junge Paar zog nun nach Norden zu Jakobi und Stolberg und den anderen Freunden der Großmutter aus ihrer schönsten Zeit. „Daß meine ehemahligen Freunde und Bekannten", so lautet ein Schreiben vom 1. Februar 1796, „sich meiner noch in Liebe erinnern, thut meinem Herzen wohl und versetzt mich in die so seligen Tage der Vorzeit, wo mir in dem Umgang der edlen und biedern Menschen so wohl ward — wo ich so viel Gutes sah und hörte — so viel Nahrung vor Herz und Geist genoß — Niemals, nein niemals werde ich diese herrliche Zeit vergessen! Da Ihr, meine lieben Kinder, nun das Glück habt unter diesen vortrefflichen Menschen zu leben, so gedenkt meiner zuweilen — nicht ganz aus dem Andenken dieser mir ewig unvergeßlichen Freunde aus gelöscht zu sein, wird mir in meiner Einsamkeit auch in der großen Entfernung Freude und Wonne sein. Mein lieber Sohn Schlosser nebst Weib und Kinder werden im Frühjahr zu mir kommen — die Ankunft wird vor mich freudevoll und lieblich sein, aber der Abschied!! Wenn ich denke, daß aller Wahrscheinlichkeit nach es das letzte Mahl sein wird, daß Frau Aja dieses Vergnügen genießt, daß die große Entfernung Korrespondenz und alles übrige erschwert — so habe ich nur einen Trost, den ich aber auch mit beiden Händen halten muß, daß er mir nicht entwischt — nämlich, daß Ihr alle zusammen alsdann eine der glücklichsten Familien ausmachen werdet, und daß ich in den ganz sonderbaren Fügungen und Lenkungen Euer aller Schicksale erkennen, fühlen und mit gerührtem Herzen bekennen und sagen muß: das ist Gottes Finger! Nun dieser Gott! Der bisher so viel Gutes uns erzeigt hat, der wird's auch in diesem Jahr an keinem Guten mangeln lassen — Er segne Euch, erhalte Euch froh und freudig — Er schenke unserer Luise einen freudigen Anblick ihres Erstlings — und lasse sie die Mutterfreuden ganz fühlen — dem lieben Urenkelein schenke er Gesundheit, Munterkeit und Kraft zum Eintritt ins Leben — das wird er thun, Amen. Lebt wohl! und behaltet lieb

Eure Euch herzlich liebende Großmutter Goethe.

Sie läßt es sich nicht nehmen, für den erwarteten Urenkel die Spitzen ans Kindszeug mit Brabanter Spitzenklöppeln zu verfertigen. Als nun die Geburt des Urenkels gemeldet und ihr zugleich die Patenschaft angetragen wird, da ergießt sich ihr übervolles Herz in eine Anrede an den jungen Weltbürger, die uns zugleich zeigt, wie die Erziehungsmethode der Frau Rat sich in den wenigen, schönen Worten aus Nathan dem Weisen erschöpfte: „Kinder brauchen Liebe".

„Den 5. April 1796.

Nun danket alle Gott! Mit Herzen Mund und Händen, der große Dinge thut — Ja wohl — an Euch, an mir, an uns allen hat er sich auf neue als den manifestiert, der freundlich ist und dessen Güte ewiglich wäret — gelobet seie sein heiliger Name, Amen. Lieben Kinder! Gott segne Euch in Eurem neuen Stand! Der Vater- und Muttername ist ehrwürdig — L! Was vor Freuden warten Eurer — und glückliches Knäbelein! Die Erziehung solcher vortrefflichen Eltern und Großeltern zu genießen — wie sorgfältig wirst Du, mein kleiner Liebling, nach Leib und Seele gepflegt werden — wie frühe wird guter Same in Dein junges Herz gesät werden — wie bald alles, was das schöne Ebenbild Gottes, was Du an Dir trägst, verunzieren könnte, ausgerottet sein — Du wirst zunehmen an Alter — Weisheit und Gnade, bei Gott und den Menschen. Die Urgroßmutter kann keine Kinder erziehen, schickt sich gar nicht dazu — thut ihnen allen Willen, wenn sie lachen und freundlich sind, und prügelt sie, wann sie greinen oder schiefe Mäuler machen, ohne auf den Grund zu gehen — warum sie lachen — warum sie greinen — aber lieb will ich Dich haben, mich herzlich Deiner freuen — Deiner vor Gott ofte und viel gedenken — Dir meinen urgroßmütterlichen Segen geben — ja das kann, das werde ich. Nun habe ich dem jungen Weltbürger deutlich gesagt — was er von mir zu erwarten hat, jetzt mit Euch meinen lieben großen Kindern noch ein paar Worte. Meinen besten Dank vor Eure mir so liebe und teure Briefe — sie thun meinem Herzen immer wohl und machen mich überaus glücklich — besonders die Nachricht, daß das Päckchen wohl angekommen wäre, (denn darüber hatte ich große Besorgnis) machte mich sehr froh — denn denkt nur!! wenn der Urgroßmutter ihr Machwerk, worüber die gute Matrone so manchen lieben langen Tag gesessen und geklöppelt hat, wäre verloren gegangen, oder zu spät gekommen, daß wäre mir gar kein Spaß gewesen — aber so, gerade zu rechter Zeit, vier Tage (denn ich guckte gleich in Kalender) zuvor, ehe das Knäbelein ankam, das war scharmant. Der kleine Junge hat mir den Kopf vor lauter Freude so verrückt, daß die eigentliche Gratulation, die doch nach der ordentlichen Ordnung zu Anfang stehen sollte, jetzt hintennach kommt — bedeutet aber eben so viel und geht eben so aus dem Herzen. Gott! Lasse Euch Freude und Wonne in großem Maß an Eurem Kindlein erleben — Es sei Eure Stütze auch in Eurem Alter — Es seie Euch das, was Ihr Euren Eltern und der Großmutter seid, das ist der beste Wunsch, besser

weiß ich keinen. Liebe Frau Gevatterin! (der Titel macht mir großen Spaß) wenn dieſes zu Ihren Händen kommt, da iſt Sie wieder friſch und flink — aber höre Sie, ſeie Sie's nicht gar zu ſehr, gehe Sie nicht zu frühe in die Aprilluft, denn der hat ſeine Nücken wie die alte Gertraudt im Wandsbecker Boten. Bleibe Sie hübſch in ihrem Kämmerlein, bis der Mai kommt — damit kein Katarrh und Huſten Sie beſchweren möge — nun, ich hoffe, Sie

Silhouette der Frau Rat.
(Aus Keßlers Gedenkblättern.)

wird guten Rat annehmen. Nun, lieber Herr Gevatter! Tauſend Dank nochmals vor alle Eure Liebe — vor Eure ſchönen Briefe (der Luiſe ihre mit eingeſchloſſen) vor die gute herzerfreuende Nachricht — vor die Gevatterſchaft, vor alles Liebes und Gutes, womit Ihr ſchon ſo manchmal mein Herz erfreut habt — Gott! lohne Euch dafür — Behaltet mich lieb — Ihr lebt und ſchwebt in dem Herzen derjenigen, die iſt und bleibt

Eure treue Groß- und Urgroßmutter

Goethe."

Nun wird auch Luise nicht mehr mit Du angeredet; die Großmutter gebraucht nun nach der Sitte der Zeit die respektvolle Anrede der dritten Person in der Einzahl.

Unterdes, im Jahre 1787, war Schlosser als geheimer Hofrat nach Karlsruhe berufen worden; bald darauf wurde er Direktor des Hofgerichts. Aber schon vier Jahre später nahm er seine Entlassung, weil er sich einen Eingriff des Markgrafen in das Urteil des Hofgerichts nicht gefallen lassen wollte; von nun an widmete er sich ganz der litterarischen Beschäftigung.

Es geschah dies mit Einwilligung der Großmutter; denn hierauf beziehen sich gewiß ihre Worte aus dem Jahre 1794 an Schlosser:

„Lieber Sohn! Alle Eure Pläne und Vorhaben kann ich mit vollem Zutrauen unterschreiben und ebenso, was Ihr für Eure Kinder beschließt; denn wo hätten je Kinder einen besseren Vater als die Euren?"

Die Furcht vor den Kriegsunruhen ließ ihn nach Norden blicken, und so wandte er begehrlich seine Blicke nach Eutin, „dem Nordischen Canaan", wie es Frau Rat nennt. Dortselbst oder in der Nähe lebten die Brüder Stolberg und Boie, vor allen aber Fr. H. Jakobi und J. H. Voß, dort brauchte er auch nicht zu fürchten, die verhaßten Franzosen zu treffen; aber vorläufig gestattete der Gesundheitszustand der Gattin nicht, nach dem Norden zu ziehen. Deshalb zogen sie vorläufig nach Ansbach. Im Mai 1796 war Schlosser mit der ganzen Familie in Frankfurt, auf der Durchreise nach Eutin. Frau Rat hatte sich sehr auf diesen Besuch gefreut, aber die Unruhe Schlossers vergällte ihr den Genuß. Der Bericht verrät zugleich ihre Verwunderung über die Wahl des neuen Wohnorts: „Schlosser war mit Weib und Kind zehn Tage hier — viel Genuß war nicht bei der Sache — denn die Unruhe war etwas stark, und sein Dichten und Trachten ging nach dem nordischen Kanaan. Ich lasse jedem Menschen gern sein Himmelreich — denn in der Himmelreichs Fabrik habe noch nicht viel Progressen gemacht und bin sehr froh, wenn die Menschen es ohne mich finden." Die Befürchtung, daß Frau Rat das letzte Mal den Schwiegersohn und vor allem die liebe Freundin und Tochter bei sich sähe, machte den Abschied besonders schwer, sollte aber bald widerlegt werden, da Schlosser im September 1798 zum Syndikus von Frankfurt gewählt wurde. So hatte Frau Rat denn das liebe Hannchen, die Zeugin unvergeßlicher Tage, bald wieder ganz in der Nähe.

„Schloſſer iſt Frankfurter Syndikus geworden — (und zwar welches ihm zur Ehre gereicht und bei unſerer Verfaſſung ein gar ſeltner Fall iſt) ohne Kugelung! Der Magiſtrat — die 51 — die 9 waren alle (das beinahe unerhört iſt) in dieſer Sache einig. — Wer hätte ſich das träumen laſſen! Ich bekomme dadurch eine Stütze, die in gegenwärtigen immer noch kritiſchen Zeiten mir nicht unlieb iſt — auf den Umgang mit der Schloſſern freue ich mich — denn ob ich gleich verſchiedne weibliche Bekanntſchaften habe, ſo iſt doch keine darunter, die mich ſo ganz begreift und verſteht. — Die alten Zeiten fangen wieder bei mir an aufzuleben — daß die Hannchen bei uns im alten Haus am runden Tiſch bei mir ſaße — und du manchen ſchönen Abend unſer Geſpräch warſt.“ —

Dieſes Verhältnis wurde natürlich von neuem aufgenommen und ungetrübt fortgeſetzt, ja gewiß noch enger, als leider ſchon am 17. Oktober 1799 Frau Johanna ihres Gatten beraubt wurde. Es war ein eigentümlicher Zufall, daß die Franzoſen, vor denen Schloſſer bis in den höchſten Norden geflüchtet war, nun doch an ſeinem Tode ſchuld waren: „Heut vor vierzehn Tagen war er in ſeinem vor ganz kurzem erkauften Garten. Er ſteckte Zwiebeln — Pflanzen u. ſ. w. Er hörte ſchießen, arbeitete aber immer fort — endlich kamen die Schüſſe näher — er eilte fort — kam ans Eſchenheimer Thor — das war zu — die Brücke aufgezogen, die Franzoſen ſtanden davor — ein Mann ſagte ihm, wenn er eilte, ſo käme er noch zum Neuen Thor herein — nun ſtrengte er alle Kräfte an — kam auch glücklich noch herein, aber erhitzt und in Angſt. — Er ging zu ſeiner Schwägerin — die nicht wohl war, und fand da eine ſehr heiße Stube — wo er natürlich noch mehr erhitzt wurde — — dieſen Augenblick wurde Ratſitz angeſagt — nun mußte er im Römer in die kalte große Ratsſtube — den zweiten Tag darauf bekam er Huſten — Fieber und gleich Röcheln auf der Bruſt — er wollte keinen — Arzt, endlich kam einer, der fand ihn tötlich krank — man nahm noch einen — der erklärte auch, daß es ſehr gefährlich wäre. — Sie hatten diesmal recht — denn er ſtarb.“

Nach dem Tode Schloſſers kam Nicolovius (Frühjahr 1800) mit ſeiner Frau und drei Urenkeln der Frau Rat nach Frankfurt. Wie freute ſich da Frau Rat, als Urgroßmutter paradieren zu können. „Geſtern“, berichtet Nicolovius ſelbſt, „als unſer kleiner (eben vier Jahre alter) Eduard bei ihr in der Loge war und mit unerſättlichem Intereſſe das Schauſpiel verſchlang, wurde ſie ſo urgroßmütterlich ſtolz, daß ſie rechts und links

den Urenkel ausposaunte, und ich wette, daß jetzt wenig Menschen von Namen mehr in der Stadt sind, die nicht Eduards Lob aus ihrem Munde gehört haben und wissen, wie der Kleine von ihr Leidenschaft fürs Theater im Blut habe."

Zu Ehren ihrer Kinder veranstaltete Frau Rat ein Familienessen, „wo edler Niersteiner duftete." Nicolovius gab seiner Begeisterung für sie in den schönen Worten Ausdruck: „Die Großmutter, deren reicher Lebensquell mir ein wahres Labsal ist, hat uns gestern, was bei ihr unerhört ist, ein größeres Diner gegeben . . . Ihre Manier, ihr sehr entschiedener Charakter in der Gesellschaft, ihre Sonderbarkeit, ihr aufbrausender Lebensstrom, alles reißt hin und gestattet nicht Muße, noch Kälte zum Urteilen. Wir können ihre Freundlichkeit nicht genug preisen. Ihr Alter ist weder an ihrem Geist, noch an ihrem Körper merklich. Möchte ihr Lebensspruch: Erfahrung macht Hoffnung, auch der unserige werden! Wo sie erscheint, entspringt Leben und Freude." „Das Haupt unserer großen Familie", so urteilt er zu derselben Zeit, „ist die Großmutter Goethes; sie ist das lebendigste, herzvollste Mitglied derselben, ihre Originalität macht, daß man manche Eigentümlichkeit ihres Wesens vergißt."

Einige Jahre später, 1805, finden wir Nicolovius in seiner Heimat als Konsistorialrat auf einem hübschen Landgut bei Königsberg mit seiner Frau und sechs Kindern. Hier trafen ihn im Jahre 1807 die Leiden des Krieges, Plünderung und persönliche Unbill durch rohe Franzosen. In ihrem Berichte hierüber an den Sohn freut sich Frau Rat von dem tapferen und herzhaften Benehmen ihrer Enkelin melden zu können: „Luise aber ist gerade so ein braves Weib, wie ihre Tante Goethe" (sie meint Goethes Gattin, Christiane) „und hatte eben den Mut — die Herzhaftigkeit und den Frohsinn! Nach einigen Tagen, da Ordnung und Ruhe hergestellt waren, ging sie mit Mann und Kinder ins französische Lager — vergaß über der Ordnung — Schönheit — und der excellenten Musik alle ausgestandene Leiden, bewies dadurch, daß sie von mir abstammte und von meinem Blut war."

Henriette, die Tochter Schlossers und Johannas, blieb vom Jahre 1798 in Frankfurt bei ihrer Mutter und dadurch in stetem Verkehr mit Frau Rat. Ein Stammbuchblatt ist uns erhalten, das ihr die Großmutter bei einer Abreise nach Eutin 1801 geschrieben hat:

„Der Glückliche ist nicht einer der Glückseligen, darum wünsche ich Dir, lieber glückselig als glücklich zu sein, und das kannst Du, sobald Du willst

— Die Glückſeligkeit hängt von Dir ab — Glück iſt das Werk anderer. Zum Andenken ſchrieb dieſes Deine Dich herzlich liebende Großmutter

Goethe."

Gewiß nahm dieſer Spruch Beziehung auf den Charakter Henriettens. Ihre von Frau Rat höchſt ergötzlich geſchilderte, verunglückte Verlobung mit all ihren komiſchen Folgen, die von der Schreiberin der Einwirkung der großen Hitze des Sommers 1807 zugeſchrieben wird, zeugt von bedenklicher Launenhaftigkeit und Unbeſtändigkeit. Wir beſitzen von der Enkelin ein Urteil über Frau Rat aus jener Zeit (1805), das gerade wegen des Gegenſatzes der Charaktere wichtig und intereſſant, doch nichts anderes, als das derbe Aeußere an ihr zu tadeln weiß. „Großmutter", ſchreibt ſie an ihre Freundin Clärchen von Clermond, „iſt, wie ſie war. Tante Lene konnte ihr Aeußeres nicht ſchnell genug verdauen, um Luſt und Freude am Innern zu finden, es war eine zu kurze Bekanntſchaft, bei längerer und näherer Bekanntſchaft muß man gewiß das meiſte an ihr ſchätzen."

Erſt nach dem Tode der Großmutter verheiratete ſich (1809) Henriette mit einem Arzte, Haſenclever in Düſſeldorf, wohin ihr die Mutter folgte. Der jüngſte, in den Briefen oft genannte Enkel Eduard Schloſſer, der ſpäter in Jena Medizin ſtudierte, Goethe nahe trat und über ihn viel der Mutter in Frankfurt berichtete, ſtarb ſchon im Jahre 1807 in Königsberg, wo er ſich in den Spitälern ein Nervenfieber zugezogen hatte.

Nach den Verwandten kommen in der Schilderung des Verkehrs der Frau Rat billigerweiſe die alten, treugebliebenen Freunde, die in dieſer Zeit Frankfurt beſuchten, an die Reihe. Zu ihnen gehörte Fritz Jakobi, uns ſchon längſt bekannt als Freund der Familie Goethe und der Frau Rat, früher ihr beſonders lieb als Herzensfreund ihrer Johanna.

Nach einer Aeußerung in einem Briefe an Stock ſcheinen die wiederholten Störungen in der Freundſchaft Goethes und Jakobis auch bei Frau Rat nicht ohne Einfluß geweſen zu ſein. Doch als ſie ihren lieben Fritz, das Sonntagskind, bei deſſen Reiſe nach München nach zwanzigjähriger Trennung wieder ſah (1805), war auch das alte gute Verhältnis wieder hergeſtellt. Frau Schloſſer veranſtaltete zu Ehren ihres alten Freundes ein kleines Feſt, bei dem auch Frau Rat nicht fehlen durfte, die richtig ahnte, daß ſie Fritz Jakobi zum letzten Male ſehen würde. Auch der Bruder, Georg Jakobi, war im Jahre 1800 bei Frau Schloſſer zum Beſuch. Seine Frau (der Zweiundfünfzigjährige hatte ein einfaches, junges, ſehr ſchönes Mädchen aus dem

Schwarzwald geheiratet), die Frau Rat besonders wegen ihrer Aehnlichkeit mit Lotte lieb gewonnen hatte, und er selbst saßen gar manchmal bei Frau Aja und ließen sich von ihr aus ihrer großen Zeit erzählen.

Im Jahre 1803 und 1804 führten die Kriegswirren und die für Deutschland so schmachvolle Besetzung Hannovers durch die Franzosen die eben genannte Frau Lotte Kestner, die nach Wetzlar geflüchtet war, nach Frankfurt. — So entstand in Frau Rat die Erinnerung an die Zeit, da sie selbst Zeugin der Entstehung des weltberühmt gewordenen Jugendwerkes ihres Sohnes, des Werther, gewesen war. Wie gern vereinigten sich Mutter und Sohn, um der jetzt so bedrängten Freundin beizustehen. Auf Anregung der Mutter sandte Goethe an den Jugendfreund Moors, den damaligen Stadtschultheißen, ein Empfehlungsschreiben für Lottens jüngsten Sohn, den Dr. med. Theodor Kestner, der infolgedessen als Bürger und Arzt in Frankfurt 1804 aufgenommen wurde.

Berühmte Gäste.

„Ganz vergebens wäre es", so lesen wir in Goethes Aristeia der Mutter, „wenn ich von den Eigenschaften und den Eigenheiten meiner Mutter sprechen wollte, und doch ist es merkwürdig, wie in ihr das allgemeine Muttergefühl gegen einen Sohn, gegen ihren Erstgeborenen, sich in eigentümlicher Weise hervorthat (und zu welcher Gestalt ein solcher Charakter gerade in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich ausbildete)." Gerade das will unsere Darstellung beweisen, und eben deshalb haben wir unserm Buche den Namen „Goethes Mutter" gegeben.

Immer steht der Sohn im Mittelpunkt oder Hintergrund, und nur die äußere Einteilung zwang uns hier und dort, dies Verhältnis mehr oder weniger zurücktreten zu lassen. Auch die zahlreichen Besuche von Freunden aus Deutschland und dem Auslande bei Frau Rat galten mit wenigen Ausnahmen der Mutter des großen Dichters.

Der erste unter den entfernteren Bekannten war der damalige preußische Staatsminister Graf von Hardenberg, ein alter Jugendfreund Goethes, der mit ihm in Leipzig bei Oeser Unterricht gehabt und auch später mit ihm in freundschaftlichem Verkehr gestanden hatte; er war Frau Rat schon bekannt durch seinen Besuch im Jahre 1772. Auf der Reise nach Basel zu den Friedensverhandlungen Preußens mit Frankreich versagte er es sich nicht, Frau Rat

im Januar 1795 in Frankfurt zu besuchen, die von ihm an den Sohn kurz berichtet: „Minister von Hardenberg läßt dir viel Schönes sagen — er ist ein freundlicher lieber Mann.“ Ferner erschien mit einem Brief vom Sohn, der die Mutter sehr beglückte, der berühmte Physiker Chladni im April 1803. Er war im Januar bei Goethe gewesen und von diesem gewiß an Frau Rat empfohlen worden. Auf seiner Reise durch Deutschland und fast ganz Europa hielt er Vorträge über Akustik und seine neuerfundenen musikalischen Instrumente Euphon und Clavicylinder. Danach verstehen wir die Worte der Frau Rat über seinen Besuch:

„Ich hoffe, daß es ihm hier gut gehen soll, denn so eine musikalische Welt wird nicht leicht angetroffen, und wir haben Liebhaber, die es manchem Meister gleichthun.“

Dasselbe Jahr und das Jahr vorher brachten Frau Rat mit zwei Ausländern in Berührung, zuerst mit dem begeisterten Verehrer ihres Sohnes, dem Engländer Crabb Robinson. Robinson, später Advokat in London und Korrespondent der Times, damals ein siebenundzwanzigjähriger Mann, hatte sich vier oder fünf Jahre in Deutschland aufgehalten, auch in Jena und Heidelberg studiert, und sich eine vorzügliche Kenntnis deutscher Sprache und deutschen Geistes erworben. Seine Vorliebe für die deutsche Litteratur war so groß, daß man ihn in seiner Heimat als Vermittler ihres Verständnisses bei den Engländern ansah, wie Goethe selbst ihn später einen „Missionär der englischen Litteratur in Deutschland“ nannte. Robinson galt für einen großen Redner, der seine Kunst auch gern und viel ausübte. Es wird erzählt, daß bei einem Essen, bei dem auch er zugegen sein sollte, der Wirt zu Beginn die Gäste, die etwas zu sagen wünschten, aufgefordert habe, dies sofort zu thun, denn „Crabb Robinson ist soeben gekommen.“ Dieser selbst berichtet in seinem 1869 herausgegebenen Tagebuch vom Jahre 1802: „Ich war in der Gesellschaft der Frau Goethe, die fast eine historische Persönlichkeit geworden ist durch die Größe ihres Sohnes. Sie hat das Aussehen und Betragen einer tüchtigen, kräftigen Persönlichkeit. Dieser Eindruck von ihr wird noch verstärkt durch die von ihr erzählten Anekdoten, in dem Briefwechsel Goethes mit einem Kinde und in der That durch alles, was über sie veröffentlicht wird. Sie sprach von ihrem Sohne mit Genugthuung und Stolz. Während der Unterhaltung bemerkte sie, daß der Werther zu Anfang ein anderer sei, als der Werther zum Schluß und daß er nur im zweiten Teile Jerusalem darstelle, einen jungen Mann, der sich wirklich

ſelbſt getötet hat, weil er einen öffentlichen Schimpf erlitten hatte. Sie ſprach ferner von der Entſtehung des Götz von Berlichingen. Ihr Sohn kam einſt abends in aufgeregter Stimmung und erzählte ihr: „Mutter ich habe ein prächtiges Buch in der Bibliothek gefunden, aus dem ich ein Stück machen will. Was für Augen werden die Philiſter machen über den Ritter mit der eiſernen Hand! Das iſt etwas Herrliches, die Eiſenhand!“ Man muß lebhaft bedauern, daß uns der Bericht der Frau Rat über dieſe Unterredung nicht erhalten iſt. Wer denkt nicht bei der oben mitgeteilten Anekdote an ihre von ihr ſelbſt häufig verſpottete Redſeligkeit und an ihre Gewohnheit, die Leute „zu katechiſieren, daß ihren Lungenflügeln, ſo lange ſie hier bleiben, eine ſehr ſtarke Bewegung bevorſteht.“ Auch Robinſon wird von ſeinen Zeitgenoſſen die ſchöne Kunſt einer packenden, weil natürlichen und einfachen Darſtellung der Perſonen und Dinge zugeſprochen.

Der andere ausländiſche Gaſt, der hauptſächlich um Goethes willen nach Deutſchland reiſte und nur aus dieſem Grunde mit Frau Rat in Berührung kam, war die berühmteſte Frau ihrer Zeit, Madame de Staël. Sie ſtand damals auf der Höhe ihrer Berühmtheit, zu der die tyranniſchen Maßregeln Napoleons gegen ſeine „Nebenbuhlerin“ nicht wenig beigetragen hatten. Seit ihrer Verbannung aus Paris lebte ſie in Coppet, wo ſie ein Hofſtaat geiſtiger Größen umgab, oder auf Reiſen. Der Wunſch, die neue deutſche Litteratur und ihre Größen, beſonders Goethe, kennen zu lernen, veranlaßte ſie, 1803 und 1808 Reiſen nach Deutſchland zu unternehmen, denen bekanntlich ihr Buch „de l'Allemagne“ ſeinen Urſprung verdankt. Im Dezember war Frau von Staël in Frankfurt, wo ſie an das mit Frau Rat ſehr befreundete Bethmannſche Haus empfohlen war. Dieſe berichtet darüber an den Sohn am 13. Januar 1804: „Frau von Staël iſt, wie ich höre, jetzt in Weimar — mich hat ſie gedrückt, als wenn ich einen Mühlſtein am Halſe hangen hätte — ich ging ihr überall aus dem Wege, ſchlug alle Geſellſchaften aus, wo ſie war, und atmete freier, da ſie fort war. Was will die Frau mit mir?? Ich habe in meinem Leben kein Abcbuch geſchrieben, und auch in Zukunft wird mich mein Genius davor bewahren.“ Jeder unbefangene Leſer wird hieraus entnehmen, daß Frau von Staël Frau Rat kennen zu lernen geſucht hat und daß die Bekanntſchaft auch wirklich erfolgt iſt, daß aber der Eindruck der Franzöſin auf ſie zum mindeſten unſympathiſch war. Bei der Verſchiedenheit der Charaktere werden wir auch nichts anderes erwarten. Hier die einfache, natürliche, in Worten und Benehmen oft etwas derbe, auf den

Namen einer Mutter Goethes nicht wenig ſtolze, aber in allen geiſtigen Fragen beſcheiden zurücktretende, deutſche Hausfrau; dort die geiſtreiche, gelehrte, franzöſiſche Schriftſtellerin, die in dem Bewußtſein, nicht bloß alle Frauen, ſondern auch alle Männer geiſtig zu überragen, ſich mit nie ruhender Beredſamkeit vor dem ſtill lauſchenden Gefolge über die ſchwierigſten Probleme, die höchſten Fragen der Menſchheit verbreitet. Hier das Ideal der deutſchen Hausfrau und Mutter, dort das Vorbild eitler, franzöſiſcher Unweiblichkeit, was hatten die ſich zu ſagen? Daß Frau Rat eine derartige Scene wirklich mitgemacht und in ſchrecklicher Erinnerung hatte, dafür ſprechen die Worte an den Sohn vom 9. März desſelben Jahres: „Was treibt Ihr denn in aller Welt mit der Frau von Staël!! der iſt ja Weimar das Paradies! Die wird Euch einmal loben und preiſen — wer hier von Damen nur ein wenig vom gelehrten Ton iſt, z. E. Fräulein Louiſia von Barckhauß — Frau Geheimte Rätin von Wießenhüten — Frau von Schwarzkopf u. ſ. w.! erzählen Wunderdinge — wie vergnügt die Dame dort iſt — So was freut mich von Herzen — wenn ich davon wegbleiben kann.“

Es klingt faſt, als kenne ſie das Gefühl des Sohnes gegenüber der berühmten Frau, der ſie auch ſehr kühl behandelte, beſonders weil er ihre „Reportertätigkeit“ fürchtete.

Auf ihrer zweiten Reiſe nach Deutſchland kam Frau von Staël während der Rückreiſe Juni 1808 nach Frankfurt. Die kurze Notiz vom erſten Juli „Frau von Staël, geborene Necker, war hier“, iſt das einzige, was Frau Rat darüber an den Sohn berichtet. Aber ſehr ausführlich ſind wir über dieſen Beſuch unterrichtet durch Bettina in „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde“; freilich ſpringt Bettina nach ihrer gewohnten Art in dieſem Berichte wunderbar mit Thatſachen und Daten um; ſie läßt die Mutter zu einer Zeit, da ſie über tot war, an Bettina von dem bevorſtehenden Beſuch der Frau von Staël ſchreiben und die Bitte an ſie richten, zu ihr zu kommen, um den Dolmetſch zu ſpielen. Sie verlegt die Ankunft des berühmten Gaſtes in den August ſtatt in den Juni, ſie läßt als Begleiter fälſchlicherweiſe Benjamin Conſtant auftreten, ſie läßt die Mutter prophezeien, „daß über den Herzens- und Geiſtesbund Goethes mit der Staël ganz Deutſchland und Frankreich die Augen aufgehen werden“, ein Wort, das doch erſt nach der Veröffentlichung von „le l'Allemagne“ ausgeſprochen werden konnte, und ſie läßt ſchließlich Frau Rat ganz im Gegenſatz zu ihrer uns bekannten Stimmung Verehrung und Hochachtung für die Franzöſin empfinden infolge eines Briefes des Sohnes,

„worin er ihr Glück wünschte, mit diesem Meteor zusammengetroffen zu sein“. Trotz dieser innerlichen und äußerlichen Widersprüche werden wir doch Bettinens Bericht nicht gerade für erdichtet zu halten brauchen, nur müssen wir die Begegnung in das Jahr 1804 verlegen und von einer Beteiligung Bettinens selbst absehen. Sie war 1804 noch nicht mit Frau Rat genauer bekannt, wie die Schilderung voraussetzt, und im Juni 1808 während der Anwesenheit der Frau von Staël überhaupt nicht in Frankfurt. Der Bericht Bettinens lautet: „Die Mutter hat mir nun befohlen, Dir alles ausführlich zu beschreiben; die Entrevue war bei Bethmann-Schaaf, in den Zimmern des Moritz Bethmann. Die Mutter hatte sich — ob aus Ironie oder aus Uebermut, wunderbar geschmückt, aber mit deutscher Laune, nicht mit französischem Geschmack, ich muß Dir sagen, daß, wenn ich die Mutter ansah, mit ihren drei Federn auf dem Kopf, die nach drei verschiedenen Seiten hinschwankten, eine rote, eine weiße und eine blaue — die französischen Nationalfarben, welche aus einem Feld von Sonnenblumen emporstiegen, — so klopfte mir das Herz vor Lust und Erwartung; sie war mit großer Kunst geschminkt, ihre großen schwarzen Augen feuerten einen Kanonendonner, um ihren Hals schlang sich der bekannte goldne Schmuck der Königin von Preußen, Spitzen von altherkömmlichem Ansehen und großer Pracht, ein wahrer Familienschatz, verhüllte ihren Busen, und so stand sie mit weißen Glacé-Handschuhen, in der einen Hand einen künstlichen Fächer, mit dem sie die Luft in Bewegung setzte, die andere, welche entblößt war, ganz beringt mit blitzenden Steinen, dann und wann aus einer goldenen Tabatiere mit einer Miniature von Dir, wo Du mit hängenden Locken, gepudert, nachdenklich den Kopf auf die Hand stützest, eine Prise nehmend. Die Gesellschaft der vornehmen älteren Damen bildete einen Halbkreis in dem Schlafzimmer des Moritz Bethmann; auf purpurrotem Teppich in der Mitte ein weißes Feld, worauf ein Leopard, — sah die Gesellschaft so stattlich aus, daß sie wohl imponieren konnte. An den Wänden standen schöne, schlanke, indische Gewächse, und das Zimmer war mit matten Glaskugeln erleuchtet; dem Halbkreis gegenüber stand das Bett auf einer zwei Stufen erhabenen Estrade, auch mit einem purpurnen Teppich verhüllt, an beiden Seiten Kandelaber. Ich sagte zur Mutter: die Frau Staël wird meinen, sie wird hier vor Gericht des Minnehofes citiert, denn dort das Bett sieht aus wie der verhüllte Thron der Venus. Man meinte, da dürfte es manches zu verantworten geben. Endlich kam die Langerwartete durch eine Reihe von erleuchteten Zimmern, begleitet von Benjamin

Conſtant, ſie war als Corinna gekleidet, ein Turban von aurora- und orangefarbener Seide, ein eben ſolches Gewand mit einer orangen Tunika, ſehr hoch gegürtet, ſo daß ihr Herz wenig Platz hatte; ihre ſchwarzen Augenbrauen und Wimpern glänzten, ihre Lippen auch, von einem myſtiſchen Rot; die Handſchuhe waren herabgeſtreift und bedeckten nur die Hand, in der ſie das bekannte Lorbeerzweiglein hielt. Da das Zimmer, worin ſie erwartet war, ſo viel tiefer liegt, ſo mußte ſie vier Treppen herabſteigen. Unglücklicher Weiſe nahm ſie das Gewand vorne in die Höhe ſtatt hinten, dies gab der Feierlichkeit ihres Empfanges einen gewaltigen Stoß, denn es ſah wirklich einen Moment mehr als komiſch aus, wie dieſe ganz im orientaliſchen Ton überſchwankende Geſtalt, auf die ſteifen Damen der Tugendverſchworenen Frankfurter Geſellſchaft losrückte. Die Mutter warf mir einige couragierte Blicke zu, da man ſie einander präſentierte. Ich hatte mich in die Ferne geſtellt, um die ganze Scene zu beobachten. Ich bemerkte das Erſtaunen der Staël über den wunderbaren Putz und das Anſehen Deiner Mutter, bei der ſich ein mächtiger Stolz entwickelte. Sie breitete mit der linken Hand ihr Gewand aus, mit der rechten ſalutierte ſie mit dem Fächer ſpielend, und indem ſie das Haupt mehrmals ſehr herablaſſend neigte, ſagte ſie mit erhabener Stimme, daß man es durchs ganze Zimmer hören konnte: „Je suis la mère de Goethe“; „ah, je suis charmée“, ſagte die Schriftſtellerin, und hier folgte eine feierliche Stille. Dann folgte die Präſentation ihres geiſtreichen Gefolges, welches eben auch begierig war, Goethes Mutter kennen zu lernen. Die Mutter beantwortete ihre Höflichkeiten mit einem franzöſiſchen Neujahrswunſch, welchen ſie mit feierlichen Verbeugungen zwiſchen den Zähnen murmelte, — kurz, ich glaube, die Audienz war vollkommen und gab einen ſchönen Beweis von der deutſchen Grandezza.“

Ein nicht weniger berühmter Mann beſuchte Frau Rat faſt in derſelben Zeit. Es war Alexander von Humboldt, der ſich einige Jahre vorher durch die erſte Beſteigung des Chimboraſſo in der ganzen Welt bekannt gemacht hatte. Als Prinz Wilhelm Karl von Preußen, der Bruder des Königs, im November 1807 nach Paris reiſte, um eine Ermäßigung der Kriegslaſten von Napoleon zu erbitten, war Humboldt in ſeiner Begleitung. Auf der Durchreiſe berührte er Weimar und Frankfurt. Frau Rat ſchreibt von ſeinem Beſuche:

„Ich habe einen intereſſanten Beſuch gehabt — Humboldt, der große Reiſende, war bei mir, und hat ſehr beklagt, daß er nachts um ein Uhr durch Weimar paſſiert iſt und demnach meinen Sohn nicht hat ſehen können.“

Alle übrigen ſo zahlreichen Beſuche der Frau Rat ſtehen mit dem Sohn in unmittelbarer Beziehung. Es waren alte Freunde aus Weimar, die ihre Verehrung für Goethes Mutter durch einen Beſuch zum Ausdruck bringen wollten, wie der aus Frankfurt gebürtige Direktor der herzoglichen Zeichenſchule Kraus, der im Sommer 1798 bei Frau Rat war und die Tochter eines früheren Amtsgenoſſen Goethes, des Geheimrats Schnauß, bei ihr einführte. Frau Rat nahm ſich der Dame wacker an, führte ſie natürlich in das geliebte Theater und verſichert dem Sohn, „daß das angenehme Frauenzimmer in Frankfurt keine Langeweile haben ſolle.“ Vor allen ſind aber hier die Mitglieder der herzoglichen Familie zu nennen, die mit Frau Rat in getreuer Verbindung blieben, bis zu ihrem Tode. Nicht nur daß Empfehlungen und der Ausdruck des ehrfurchtsvollen Dankes bei jeder Veranlaſſung ſich in den Briefen finden, Anna Amalia bewahrte, wie wir ſchon wiſſen, der Frau Rat bis zu ihrem Tode die freundſchaftlichſte Geſinnung. Auch die in den Briefen der beiden Frauen wiederholt genannte Schweſter der Herzogin, die Markgräfin von Bayreuth, verkehrt in dieſer Zeit mit Frau Rat, und mit der luſtigen Göchhauſen wird ſogar der ſchon eingeſchlafene Briefwechſel wieder aufgenommen, doch macht ihm ihr bald darauf folgender Tod ein ſchnelles Ende. Karl Auguſt kam, da ihn der Krieg wiederholt nach Frankfurt brachte, mit Frau Rat auch jetzt wieder in perſönliche Berührung. Bei ſeiner Anweſenheit in der Reichsſtadt im Dezember 1792 ſchickte er durch die Mutter eine Einladung an den ſchon auf der Reiſe nach Weimar befindlichen Goethe, nach Frankfurt zu kommen. Bei des Herzogs darauffolgendem längeren Aufenthalte aber war ſie ſo oft in ſeiner Geſellſchaft, daß ſie Berichte über ſein Befinden nach Weimar ſchicken konnte. Am Ende des Jahres 1793 trat Karl Auguſt, da ihn der Mangel an patriotiſcher Geſinnung in den leitenden Kreiſen empörte, aus dem preußiſchen Dienſt und kehrte ſchon am 15. Dezember nach Weimar zurück. Am 23. desſelben Monats ſchreibt Frau Rat:

„Daß große Freude über die Rückkunft des durchlauchtigſten Herzogs bei Euch allen iſt, das iſt nun kein Wunder — da ſich ganz Frankfurt freute, ihn wieder geſund und wohl zu ſehen — Ich war leider diesmal nicht ſo glücklich. Ich hoffe doch nicht, daß ich in Ungnade bin, das wäre mir unerträglich — auch wüßte ich nicht, wodurch ich's verſchuldet hätte.“

Nach der ſchweren Krankheit Goethes, Anfang 1801, legte ſie dem Herzog, der ſo ſehr für ihn beſorgt geweſen war, den ehrerbietigſten Dank zu Füßen,

und dieſen Dank kann ſie nochmals mündlich abſtatten bei einer großen Ueberraſchung, die ihr die Königin Luiſe von Preußen bereitete.

Ein günſtiges Geſchick ſollte es fügen, daß Frau Rat auch die Gattin Karl Auguſts, die Herzogin Luiſe, kennen lernte. Bei ſeiner langen Anweſenheit in Frankfurt, Anfang 1793, ließ der Herzog ſeine Gattin zu ſich kommen, die bis zum Ende Februar bei ihm blieb. Während dieſer Zeit wurde auch Frau Rat zur Tafel gezogen, in Geſellſchaft der Mama la Roche und verſchiedener preußiſcher Offiziere. „Wir waren ſehr vergnügt — blieben bis fünf Uhr — gingen dann ſamt und ſonders ins Schauſpiel," ſo lautet der kurze Bericht. Daß zwiſchen beiden Frauen ſich ein näheres Verhältnis oder gar eine Freundſchaft, wie zwiſchen Frau Rat und Anna Amalia, bildete, war bei der Verſchiedenheit der Charaktere ausgeſchloſſen. Herzogin Luiſe, jene Frau, die, jeder Zoll eine Fürſtin, ſelbſt Napoleon imponierte, und die durch ihre Unerſchrockenheit Stadt und Land rettete, war eine ſtolze, ungeſellige, menſchenſcheue Natur, deren trüber Ernſt gar wenig zu dem ſonnigen Gemüt und der derben Natürlichkeit Frau Ajas paßte. Ihr Sohn, der Erbprinz und ſpätere Großherzog Karl Friedrich, deſſen Geburt Frau Rat mit ſo großem Jubel begrüßt hatte, beſuchte ſie im Mai 1802 auf ſeiner Reiſe nach Paris.

Bei ſeiner Vermählung läßt ſie ſich eine Beſchreibung der Feierlichkeiten aus Weimar kommen. Auch ſeiner Gemahlin, der kaiſerlich ruſſiſchen Prinzeſſin Maria Paulowna, wird wiederholt als der liebreichſten und vortrefflichſten Prinzeſſin Erwähnung gethan. Wie freut ſich die Mutter zu vernehmen, daß die kaiſerliche Hoheit auch an der Donnerstagsgeſellſchaft des Sohnes teilnimmt. Selbſt vom Gothaer Fürſtenſchloſſe ſpannen ſich die Fäden der Freundſchaft bis zur ſtillen Wohnung der Mutter Goethes hinüber. Wir beſitzen einen ſchönen Brief des mit Goethe ſehr befreundeten jovialen und geiſtreichen Prinzen Auguſt von Sachſen-Gotha an Frau Rat vom 25. Juli 1793: „Ich ſchätze mich glücklich," heißt es da unter anderem, „durch die Einnahme von Mainz mit der Frau Mutter eines ſolchen Freundes in Verbindung gekommen zu ſein." Es war ein Brief der Frau Rat vorangegangen, denn der Prinz bedauert, daß die Kriegsunruhen ihm alle Hoffnung benehmen, die Ehre zu haben, Frau Rat, deren Verdienſte ihm längſt bekannt ſeien, perſönlich ſeine Dankbarkeit dafür zu ſagen. „Ihren Herrn Sohn," ſo ſchließt der Brief, „werde ich nächſtens ſchriftlich für dieſe Freude doppelt und dreifach umarmen, an dem mein ganzes Herz, ſeit vielen Jahren, ſo zärtlich und treu hängt."

Mit den Freunden Herder und besonders Wieland blieb natürlich die alte Freundschaft, wenn sie auch wegen der langen, äußerlichen Entfremdung nicht mehr in schriftlichem Verkehr sich zeigte. Vor allem wird Wieland in den Briefen an den Sohn sehr oft erwähnt, und große Freude wurde der Mutter dadurch bereitet, daß in dem Taschenbuch für das Jahr 1804 „der liebe Name Wieland und Goethe beisammenstehen". „Zu den drei Namen, die Deutschland immer mit Erfurcht nennen sollte," gehörten nach ihrer Meinung außer dem des Sohnes Wieland und Herder. An Herder und seine Gemahlin wurden häufig Grüße gesandt und an Wolfgangs Patenkind, August Herder, „ein Christkindlein"; die Erinnerung an die Zeit, die sie mit all diesen nun in Weimar vereinten trefflichen Menschen verlebt hatte, wird oft wach gerufen, einmal in der hübschen Form: „Empfehle mich doch auch einmal wieder Deinen Durchlauchten zu Gnaden — auch Fräulein Thusnelde — ferner Gevatter Wieland — Krause — Herder und seinem Weibe — Wir haben doch manche frohe Stunde miteinander gehabt — und leben Gott Lob noch alle — da muß man doch nicht thun, als ob das Schattenreich einen schon aufgenommen hätte — Zuweilen so einen freundlichen Blick, so ein Kopfnicken oder dergleichen — thut einem auf seiner Wanderschaft sehr wohl."

Wie sehr auch in Weimar die vielen Verehrer der Frau Rat ihrer gedachten und ihren Ruhm verbreiteten, erkennen wir unter anderem aus den Worten einer der edelsten Frauen Weimars, der Witwe Schillers, die an den nach Heidelberg abgereisten August Goethe am 11. April 1808 schreibt:

„Ihrer verehrten Frau Großmutter sagen Sie, daß unter den wenigen Wünschen, die ich noch für mich selbst für das Leben im Herzen hege, dieser, sie kennen zu lernen, nicht der kleinste ist. Sie ist mir in so vieler Rücksicht schon lieb und wert."

Auch einen erst damals neu gewonnenen Freund können wir dazuzählen, den Buchhändler Carl Friedrich Ernst Frommann in Jena, der im August 1806 bei Frau Rat mit einem Briefe Wolfgangs erschien und mit Freuden aufgenommen wurde. War er doch nicht nur Goethes „Druckherr" — Cotta ließ manche Schrift Goethes dort drucken — sondern auch ein Freund, in dessen Familie der Dichter nach eigener Angabe viele schöne Abende verlebte. Die gerade damals zu wundersamer Schönheit emporgeblühte Pflegetochter Frommanns, Wilhelmine Herzlieb, wurde der anmutige und anziehende Mittelpunkt des Kreises. Ein Jahr später fand ebenda jener merkwürdige Sonetten-

wettſtreit Goethes und Zacharias Werners zum Preiſe Minchen Herzliebs ſtatt, der herrliche Gedichte Goethes als koſtbare Frucht zeitigte. Ebendieſer Sonettendichter beſuchte ein Jahr darauf Goethes Mutter, wenigſtens meldet ſie am erſten Juli 1808 ihrem Sohne ſeine Anweſenheit in Frankfurt.

Goethes Familie.

Von all den Beſuchen aus Weimar war ihr aber keiner ſo lieb und auch für den Gaſt ſelbſt von ſolcher Bedeutung als der von Chriſtiane Vulpius, mit der Goethe im Juli 1788 eine Gewiſſensehe eingegangen war, der er erſt 1806 die kirchliche Weihe geben ließ. Die Briefe der Mutter an den Sohn bringen ſoviel neues Licht über dieſes Verhältnis und berichten insbeſondere ſoviel Gutes über die viel geſcholtene und geſchmähte Chriſtiane, daß wir glauben, berechtigt, ja verpflichtet zu ſein, bei Chriſtiane länger zu verweilen, als der gegebene Rahmen unſeres Themas es an und für ſich erfordert.

Chriſtiane Sophie Vulpius war die Tochter des weimariſchen Amtsarchivars Johann Friedrich Vulpius. Durch den leichtſinnigen Lebenswandel des Vaters und den frühen Tod der Mutter wurden die Kinder ſchon in früheſter Jugend gezwungen, ſelbſt für ſich zu ſorgen. Chriſtiane arbeitete in der Blumenfabrik von Bertuch. Im Sommer 1788 lernte Goethe Chriſtiane kennen; am 13. Juli ſchloß er eine Gewiſſensehe mit ihr, die er ſtets als wirkliche Ehe aufgefaßt hat. Daß er die Forderungen der Sitte und Kirche nicht achtete, hat er ſelbſt recht ſchwer büßen müſſen, noch mehr Chriſtiane, die infolge dieſes Schrittes auf das Gröblichſte verleumdet worden iſt. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß Frau Rat mit dieſem Verhältnis nicht einverſtanden war; jedenfalls hat ſie — Zeugniſſe darüber ſind vor dem Jahre 1793 nicht vorhanden — ignoriert, was ſie nicht verhindern konnte; aber auf die Dauer konnte ſie niemand gram ſein, der von Wolfgang geliebt wurde und der ihn ſelbſt liebte. Doch mußte Chriſtiane ſich erſt einen Platz in ihrem Herzen erringen, und es iſt ein ſchönes Zeichen für ihren Charakter, daß ſie es ſobald verſtand, das Herz der Frau Rat zu erobern und ſo ſchnell von der „Demoiſelle Vulpius“ und „Gefährtin des Sohnes“, zur „lieben Freundin“ und zur „vielgeliebten Tochter“ vorzurücken.

Eine glänzendere Rettung Chriſtianens, als die Briefe an den Sohn enthalten, hätten ſelbſt ihre eifrigſten Verteidiger nicht ſchreiben können. Im Mai und Auguſt des Jahres 1793 war Goethe je zehn Tage bei ſeiner Mutter

Christiane von Goethe, geb. Vulpius.

(Aus dem Werke: Die Schätze des Goethe-Nationalmuseums in Weimar.)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

in Frankfurt. In dieſer Zeit hat er gewiß Frau Rat näher mit der Mutter ſeines Sohnes bekannt gemacht, auch ſie gebeten, ihr freundlich zu begegnen. Schon im Jahre vorher hatte Frau Rat Chriſtianen mit Geſchenken erfreut; jetzt, da ſie einem neuen Geſchenk einen Gruß hinzufügt, berichtet das die beglückte Chriſtiane ſofort an Goethe und ſchreibt in ihrer Freude an die Mutter ſelbſt. Goethe antwortet Chriſtianen darauf: „Du haſt recht wohl gethan an meine Mutter zu ſchreiben, ſie wird es ja wohl leſen können. Sie iſt dir recht gut, denn ich habe ihr erzählt, wie Du ſo brav biſt und mich glücklich machſt.“ Die Mutter aber meldet bald darnach mit den Worten: „Ich werde an dein Liebchen ſchreiben“, daß der Brief nicht unbeantwortet bleiben ſollte. Am 20. Juni 1793 führt ſie ihre Abſicht aus, und damit beginnt der Briefwechſel, der ſich faſt bis zum Tode der Mutter erſtreckt. Die Briefe ſind bis zum Jahre 1806 an Madame Vulpius auf dem Frauenplan in Weimar adreſſiert, von da ab an Frau Geheimrätin Goethe. Der erſte aus dem Jahre 1807 zeigt die neue Adreſſe unterſtrichen — gewiß ein Zeichen der Freude der Großmutter.

Der erſte Brief der Frau Rat an die ihr noch fremde Geliebte des Sohnes iſt etwas kalt und fremd. „Ihre Freundin Goethe“ lautet die Unterſchrift. Welche Freude Chriſtianen dieſer Brief bereitete, der ſie zwar noch nicht in die Verwandtſchaft aufnahm, ſo doch der Freundſchaft des verehrten Hauptes der Familie verſicherte, erkennen wir aus der Antwort der Frau Rat auf den Dank des Sohnes: „Daß mein Brief Freude gemacht hat, freut mich — wollte Gott, ich könnte alle Menſchen froh und glücklich machen; dann ſollte mir erſt recht wohl ſein.“ Von nun an finden wir wiederholt Grüße „an deine Freundin oder Gefährtin,“ Küſſe an Auguſt aufgetragen.

Als ihr der Sohn die Ausſicht auf einen zweiten Enkel eröffnet, iſt ſie zwar ärgerlich darüber, daß ſie ihr Enkelein nicht ins Anzeigeblättchen ſetzen laſſen und kein öffentliches Freudenfeſt anſtellen darf, doch tröſtet ſie ſich bald mit dem Gedanken, daß der Hätſchelhans vergnügt und „glücklicher iſt als in einer fatalen Ehe“. Ein näheres Verhältnis der beiden Frauen begann natürlich erſt nach ihrem perſönlichen Bekanntwerden. Im Auguſt 1797 brachte Goethe Chriſtiane und Auguſt auf einige Tage zur Mutter. „Das Vergnügen,“ ſo beginnt der erſte Brief nach dem kurzen Beſuch, „ſo ich in Ihrem lieben traulichen Umgang genoſſen, macht mich noch immer froh. So kurz unſere Zuſammenkunft war, ſo vergnügt und herzlich war ſie doch.“ „Treue Freundin und Mutter“, lautet von nun an die Unterſchrift. Die

zahlreichen Briefe, die sich an diesen Besuch knüpfen, verbreiten sich vor allem über die Gesundheit und Pflege des Sohnes, dann sehr ausführlich über Fragen der Wirtschaft und der Toilette, auch über ihre Lektüre und das Theater in Frankfurt. Im Anfang des Jahres 1798 findet sich zuerst die Anrede „liebe Tochter". Nur einmal wird der liebevolle und zärtliche Ton unterbrochen durch einen im Aerger über das lange Schweigen des Sohnes, Enkels und Christianens geschriebenen Brief an den Sohn, wo sich sogar die „Demoiselle Vulpius" findet, aber dafür ist der darauffolgende Brief an „die liebe Tochter" um so liebenswürdiger und herzlicher. Ihrem Dank für die Pflege des Sohnes giebt sie wiederholt Ausdruck in Geschenken und läßt sich keine Mühe verdrießen, Christiane und August auch wirklich zu erfreuen.

Daß Goethe Christianen und August die vollen pekuniären Vorteile von Gattin und Sohn schon im Jahre 1797 sicherte, lehren uns ebenfalls die Briefe. Hier findet sich die von Goethes Mutter auf Wunsch des Sohnes abgefaßte Erbschaftsentsagung der Frau Rat vom 17. Juni 1797 und zugleich die Notiz, daß Goethe auf Grund dieser Akte seinen Sohn August am 24. Juli 1797 vor der geplanten dritten italienischen Reise zum Universalerben einsetzte, seiner Mutter hingegen („der Freundin und vieljährigen Hausgenossin Christiane Vulpius") den Nießbrauch vermache, „dergestalt, daß sie zeitlebens in dem ungestörten Besitz bleibe und davon die Einkünfte erhebe — doch unter der Bedingung, daß sie auf Erziehung unseres Sohnes mütterlich das Nötige verwende".

Die Verheiratung des Sohnes bestätigte auch für die Mutter nur äußerlich, was innerlich von Anbeginn vorhanden war. Aber dennoch erkennen wir aus ihren Briefen ihre große Freude: „Zu deinem Stand wünsche dir allen Segen, alles Heil, alles Wohlergehen, so hast du nach meines Herzens Wunsch gehandelt — Gott erhalte euch. Meinen Segen habt ihr in vollem Maß. Der Mutter Segen erhält den Kindern die Häuser. — Grüße meine liebe Tochter herzlich, sage ihr, daß ich sie liebe, schätze, verehre . . ."

Vom 23. März bis 10. April 1807 war Christiane, nun als Frau Geheimrätin, wiederum bei der Mutter. Jetzt lernte Frau Rat die Schwiegertochter erst recht kennen und lieben. „Du kannst Gott danken!" schreibt sie dem Sohne, „so ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten." Es hat etwas Rührendes, wie sie von nun an über alles, was den Sohn angeht, beruhigt ist. „Alle meine Sorgen haben von oben bis ganz herunter ein Ende, das alles hat die Bekanntschaft mit Ihnen

bewerkstelligt. Gott erhalte und segne Ihnen vor alle Ihre Liebe und Treue.“ Der letzte Brief, den Frau Rat an ihre Kinder — am 1. Juli 1808, einige Wochen vor ihrem Tode — geschrieben hat, ist an die liebe Tochter gerichtet; sie schließt ihn, bis ans Ende treu ihrer launigen Art: „Die Hitze ist heute stark, Gescheites kann ich vor heute nicht zusammenbringen — darum verzeihen Sie die Kürze — ein andermal mehr von Ihrer treuen Mutter Goethe.“

Fragen wir uns, was wohl die verehrungswürdige und wahrhaft fromme Frau über das Bedenkliche des Verhältnisses hinwegsehen und Christianen eine Stelle in der Familie und in ihrem Herzen geben ließ, bevor sie die angetraute Gattin ihres Sohnes ward, so geben uns auch hierauf die Briefe die beste Antwort. Außer der rührenden Treue und Liebe Christianens zu Frau Rats Hätschelhans war es ihr Charakter selbst, der ihr so schnell einen festen Platz in der Freundschaft Frau Ajas sicherte.

Goethes Mutter war eine wackere, echt deutsche Hausfrau, ist sie ja das Urbild der Elisabeth im Götz und der Mutter Hermanns. Darum wurde sie von der gleichen trefflichen Eigenschaft Christianens sehr angenehm berührt. Nicht müde wird sie, ihren wirtschaftlichen Sinn zu preisen: „Während wir ein wahres Schlaraffenleben führen,“ so heißt es in einem Briefe vom Jahre 1797, „sind Sie, meine Liebe, arbeitsam, sorgsam, wirtschaftlich, damit, wenn der Hätschelhans zurückkommt, er Kammer und Speicher angefüllt von allem Guten vorfinden wird. Nehmen Sie auch davor meinen besten Dank — denn ein wirtschaftlich Weib ist das edelste Geschenk für einen Biedermann, da das Gegenteil alles zerrüttet und Unglück und Jammer über die ganze Familie breitet; bleiben Sie bei den Ihnen beiwohnenden edlen Grundsätzen, und Gott und Menschen werden Wohlgefallen an Ihnen haben.“ „Sie haben so viele Geschäfte, liebes Weibchen — so was ist nun gerade mein Kasus nicht — daher sind die Monate Mai und Juni meine fatalsten im ganzen Jahr — da wird vor das ganze Jahr Butter eingemacht — da kommt vor das ganze Jahr Holz — da koche ich meine Molken — da wird die große Wäsche besorgt u. d. g. Die Frau Rat kommt da aus ihrem Gerick und Geschick — kann nicht ordentlich lesen — Klavier spielen — Spitzen klöppeln — und ist seelenfroh, wenn alles wieder den alten Gang geht.“ Sehr gern möchte sie bei der Tochter sein und ihre schöne häusliche Ordnung und wirtschaftliche Beschäftigung mit ihren Augen ansehen und den mütterlichen Dank mündlich abstatten. Sie sendet ihr die vollste Anerkennung mit den Worten:

„So eine fleißige, thätliche Hausfrau giebt's selten — Sie sind aber auch überzeugt, wie sehr ich Ihnen schätze und liebe."

Darum nehmen auch Wirtschafts- und Garderobeangelegenheiten in den Briefen an Christiane den größten Raum ein, und ein Kapitel, Frau Rat als Hausfrau, das erst nach Veröffentlichung der in Weimar liegenden Wirtschaftsbücher wird geschrieben werden können, wird aus ihnen einen wesentlichen Teil seines Inhaltes entnehmen. Besonders zur Weihnachtszeit werden mit dem Sohn über passende praktische Geschenke für Christiane und mit dieser für August eingehende Verhandlungen gepflogen. Wenn Frau Elisabeth auch nach eigenem Urteil in Modesachen unwissend war und des Rats der Freundin Stock sich gern bediente, so wußte sie doch noch als Urgroßmutter sich schön zu kleiden und wünschte dasselbe von der Tochter „in ihren viel jüngeren Jahren". Bald sendet sie ein Hauskleid von Kattun „wegen seiner Niedlichkeit" oder ein Staatskleid von „Seiden-Mouselin oder Taffet" oder einen Sommerhut, der ihren besonderen Beifall gefunden hat. Schon im Oktober wird der Sohn gebeten, heimlich die Wünsche der Gattin für das Weihnachtsfest auszuforschen, „denn da ich Freude mit dem Geschenk machen will, so kommt es nicht auf meine Ideen, sondern auf die, die es empfangen sollen, an." Auch soll der Sohn sich erkundigen, welche Farbe Christianens Lieblingsfarbe ist, „denn jeder hat," so meint sie, „so seine Farben, die er mag, z. B. ich kann die blaue Farbe, sei sie dunkel oder hell, nicht ausstehn".

„Judenkram", das heißt Reste, wie man sie billig bei Juden kauft, und „Christenkram" stellt sich auch immer zur Festzeit häufig als Gabe der gern schenkenden Mutter ein. Augusts Wintergarderobe nimmt ihre besondere Fürsorge in Anspruch. Eingehend verhandeln die Frauen über die praktischste Wahl, wobei Frau Rat nicht genug die „Erfindsamkeit" der Schwiegertochter im Sparen rühmen kann.

Für Wolfgang werden Leckerbissen und Lieblingsspeisen, die der Mutter von früher wohl bekannt waren, ausgesucht; alljährlich kommen Kastanien im Herbst mit vieler Mühe und oft erst durch Vermittlung des Freundes Gerning besorgt, oder Artischocken, türkisches Korn, im Frühjahr gedörrtes Obst und Frankfurter Konfekt, gewiß die vom Sohn sehr geschätzte Frankfurter Brende, in Weimar an. Als einst die Weihnachtssendung ohne den Konfekt angelangt war, macht die Geberin ihrem Zorn in den Worten Luft: „Daß die Schurken den Konfekt gefressen haben, hat mich sehr geärgert — Erfahrung macht klug — auf ein ander mal sollen die Gaudiebe es wohl

bleiben laſſen .... Was mich am meiſten ärgert, waren die Pommeranzenſchalen, die ich vor meine liebe Tochter ſelbſt ausgeſucht hatte, die der Schwere wegen oben lagen und alſo am erſten in ihre Diebesfinger fielen."

Die Bereitwilligkeit, mit der Chriſtiane auf alle wirtſchaftlichen Fragen eingeht, die verſtändnisvollen Antworten, die die Mutter erhält, geben ihr den ſchönſten Beweis, daß die Häuslichkeit des Sohnes in den beſten Händen iſt. „Legen Sie ſich", ſo warnt ſie einmal, „nicht mehr Laſt auf, als Sie tragen können — Ihre Geſundheit könnte darunter leiden — wo doch ſoviel ſowohl für meinen Sohn, als vor uns alle daran gelegen iſt. Es iſt recht ſchön, daß Sie, meine Liebe, ſo eine brave Hausmutter ſind — aber man kann auch des Guten zu viel thun. Sichern Sie alſo Ihre uns allen ſo teure Geſundheit. Ich hoffe, Sie befolgen meinen mütterlichen Rat."

Goethe hat für ſeine Mutter das hübſche, ſo recht bezeichnende Wort Frohnatur erfunden. Daß auch Chriſtiane den wahren, durch nichts zu zerſtörenden Humor beſaß, half beiden Frauen zu einem herzlichen, innigen Verhältnis. Das war auch der Hauptgrund, weshalb Frau Rat die Briefe Chriſtianens ſo gefielen. Faſt jedesmal dankt ſie für den Brief, der ſie wieder glücklich und froh gemacht habe: „Die liebe Tochter hat mir ein herziges, liebes Briefchen geſchrieben, davor danke ihr; ich freue mich jeder Zeit, etwas von ihr zu leſen, denn ſie iſt wie der Polonius im Hamlet, immer die Ueberbringerin guter Nachrichten — Gott erhalte ihren frohen Mut." Die Herzhaftigkeit und Willenskraft, die uns in Chriſtianens Handlungen oft entgegentreten, ſtellt Frau Aja einmal der Enkelin Luiſe als leuchtendes Vorbild vor Augen. So verſtand ſie denn auch Chriſtianens Sinn für heiteres Leben und Vergnügungen richtig zu beurteilen: „Auch das iſt recht und brav, daß Sie ſich den Winter in Ihrem häuslichen Zirkel als außer demſelben Vergnügungen machen. Denn die heiligen Schriftſteller und die profanen muntern uns dazu auf; ein fröhliches Herz iſt ein ſtetes Wohlleben, ſagen die erſten, und Fröhlichkeit iſt die Mutter aller Tugenden, ſteht im Götz von Berlichingen." Ebenſo fand die Tanzluſt Chriſtianens an Goethes Mutter eine milde, gewiß auch gerechte Beurteilerin: „Tanzen Sie immer, liebes Weibchen, tanzen Sie; fröhliche Menſchen, die habe ich gar zu gern, und wenn ſie zu meiner Familie gehören, habe ich ſie doppelt und dreifach lieb. Wäre ich eine regierende Fürſtin, ſo machte ich es wie Julius Cäſar, lauter fröhliche Geſichter müßten an meinem Hofe zu ſehen ſein, denn das ſind der Regel nach gute Menſchen, die ihr Bewußtſein froh macht... Leben Sie wohl — vergnügt, und tanzen Sie, wo Sie Gelegenheit dazu finden."

Aber Christiane hatte auch Sinn für geistige Beschäftigung; nicht nur berichten sich beide Frauen gegenseitig über Theater, Aufführungen und Schauspieler, die Schwiegertochter sorgt auch für die Lektüre der Frau Rat. Sie sendet ihr die neuesten Romane, regelmäßig auch die Journale, wie den Wielandschen Merkur und das Modejournal. In vielen Briefen findet sich der Dank der Mutter für die übersandte „gute und genießbare Speise für ihre Geistesarmut". So war es denn kein Wunder, daß Frau Aja an der Tochter, als sie auf längere Zeit bei ihr zu Besuch war, so großen Gefallen fand. Wie freute sie sich nun erst, als das „herrliche unverdorbene Geschöpf" auch von allen ihren Bekannten freundlichst aufgenommen wurde. „Es war eine solche Herzlichkeit unter ihnen", berichtet sie dem Sohn, „die nach zehnjähriger Bekanntschaft nicht hätte inniger sein können. Alle vereinigen sich jetzt mit mir, dich glücklich zu preisen."

Von mehreren Kindern Christianens war zuletzt nur das älteste, der am 25. Dezember 1789 geborene August, am Leben geblieben. Schon früher hatten wir Frau Rat als Großmutter kennen gelernt. Daß sie ihre Liebe auf den Sohn Wolfgangs in noch höherem Maße übertrug, wem brauchen wir das erst zu beweisen? Kaum giebt es einen Brief, der nicht einen Gruß und Kuß für den Enkel enthielte, kein Weihnachten geht vorüber, wo ihm nicht nach vorheriger sorgfältiger Erkundigung die liebsten Wünsche erfüllt würden. Im Jahre 1797 konnte die Großmutter den siebenjährigen Knaben zum ersten Male in ihre Arme schließen. Bald darauf, Januar 1798, schreibt er selbst an sie, ja er wird nun der eigentliche „Korrespondent", wie früher Fritz von Stein, der „in dicken Büchern" der neugierigen Großmutter alles haarklein wieder erzählt, was er gesehen und gehört hat, und die Großmutter kann ihn deswegen nicht genug rühmen. Köstlich ist es, wie sie sich für seine Briefe bedankt, menschlich schön, wie sie ihn zur Elternliebe und Dankbarkeit erzieht. „Es ist deine Pflicht", lautet ein Brief vom Juli 1798, „deinen lieben Eltern gehorsam zu sein und ihnen vor die viele Mühe, die sie sich geben, deinen Verstand zu bilden — recht viele viele Freude zu machen . . . Ich weiß aus Erfahrung, was es heißt Freude an seinem Kinde erleben — dein lieber Vater hat mir nie nie Kummer oder Verdruß verursacht — drum hat ihn auch der liebe Gott gesegnet, daß er über viele, viele, empor gekommen ist — und hat ihm einen großen und ausgebreiteten Ruhm gemacht — und er wird von allen rechtschaffenen Leuten hochgeschätzt — da nimm ein Exempel und Muster daran — denn so einen

Chriſtiane und Auguſt von Goethe.

Oelgemälde im Goethemuſeum zu Weimar.

Vater haben und nicht alles anwenden auch brav zu werden — das läßt sich von so einem lieben Sohn nicht denken, wie mein August ist."

Infolge dieses Briefwechsels bildete sich bald ein so liebevolles Verhältnis zwischen Großmutter und Enkel, daß die Eltern glauben konnten, ihr eine große freudige Ueberraschung zu bereiten, wenn sie ihn, wie einst Fritz von Stein, zum Besuch sandten. In Begleitung eines Kaufmanns reiste er, der Fünfzehnjährige, ab und traf am 7. April 1805 abends in Frankfurt ein. Er ließ sich den goldenen Brunnen zeigen, traf aber die Großmutter nicht an, die, wie ihm gesagt wurde, im Theater war. „Das war gestern", so beschreibt Frau Rat die Begegnung, „als ich um neun Uhr abends nach Hause kam, eine gar liebliche Erscheinung — ich erkannte ihn nicht, er ist sehr groß und sehr hübsch geworden — ganz erstaunt stand ich da, als er mir den so lieben Namen nannte — Er schläft in der Stube neben mir — und ich hoffe, es soll ihm wohl bei mir werden — wollen sehen, wie wir ihm die Zeit verkürzen — erstlich hat er mit der Großmutter einerlei Liebe zum Theater, da habe ich ihn nun gleich auf achtzehn Vorstellungen Meßabonnement abonniert — zweitens hat die Urgroßmutter ein ziemliches Talent im Schwatzen, das soll ihn aufheitern."

So war für Vergnügen gesorgt, bei allen Bekannten machte er Besuche und wurde überall eingeladen, bei Stocks, Willemer, „der ihn gleich an den Augen erkannte", und bei der Familie Schlosser. Zu Hause spielt er mit der Großmutter Schach, kurz er lebte „heisa lustig! ohne Sorgen, so wie König Salomo".

Alle waren einig in seinem Lobe und gewannen ihn schnell lieb, so daß die Großmutter ihm das Zeugnis ausstellen kann: „Ich Endesunterzeichnete bekenne öffentlich mit diesem Brief, daß Vorzeiger dieses, Julius August von Goethe, sich während seines hiesigen Aufenthaltes brav und musterhaft aufgeführt; so daß es das Ansehen hat, als habe er den Ring im Märchen (Nathan des Weisen) durch Erbschaft an sich gebracht, der den, der ihn besitzt, angenehm macht vor Gott und Menschen — daß dies bei oben erwähnten Julius August von Goethe der Fall ist, bestätigt hiermit

C. E. Goethe."

Als er nach vierundeinhalbwöchigem Aufenthalt wieder abreiste, hatte die Großmutter keinen andern Wunsch für die Eltern, „als daß Gott ihn so erhalte, wie er ist, und Freude und Wonne wird euch und mir nicht fehlen." Ja, sie hatte sich schon so an August gewöhnt, daß sie sich schwer von dem Scheidenden losreißen konnte und lange nach seiner Abreise noch immer glaubte,

seine Stimme in der Nebenstube zu hören. In sein zurückgelassenes Stammbuch sollten alle Freunde sich einschreiben, aber sie wollten sich vor dem großen Vater nicht „prostituieren" und warteten von Tag zu Tag auf „Inspirationen".

Dieses Stammbuch, über das wir jetzt Näheres erfahren haben, hatte Goethe im Dezember 1800 aus Jena an August gesandt, mit der bestimmten Weisung, Frau von Stein, Schiller, Voigt und Herder sich einschreiben zu lassen. Nicht seine Altersgenossen sollte der damals elfjährige Knabe um einen Spruch der Erinnerung bitten, sondern die Freunde des großen Vaters sollten in dem Stammbuch ihre Segenswünsche spenden; freilich begegnen sich diese Wünsche, wie der jetzige Besitzer des Stammbuches W. Vulpius in Weimar berichtet, meist in jenem Gedanken, der Auguste Fluch geworden ist: er möge den Ruhm seines Vaters zu erreichen suchen.

Schiller spendete den ersten Beitrag, am 17. Dezember 1800, jene schönen Verse, die mit den Worten beginnen:

Holder Knabe, dich liebt das Glück, denn es gab dir der Güter
Erstes, köstlichstes — dich rühmend des Vaters zu freun . . .

und folgendermaßen ausklingen:

Laß ihn leben in dir, wie er lebt in den ewigen Werken,
Die er, der einzige, uns blühend unsterblich erschuf!
Und das herzige Band der Wechselneigung und Treue,
Das die Väter verknüpft, binde die Söhne noch fort!

Wieland, Herder, Frau von Stein und andere folgten, meist mit Worten aus den Werken des Vaters. Am 22. November 1801 schrieb Goethe auf die erste Seite des Albums eine Widmung:

Gönnern reiche das Buch und reich' es Freund und Gespielen,
Reich' es dem eilenden hin, der sich vorüber bewegt.
Wer des freundlichen Wortes, des Namens Gabe dir spendet,
Häufet den edlen Schatz holden Erinnerns dir an.

In Frankfurt schrieben sich alle alten Freunde des Vaters ein: Horn, Riese, Kehr, Moors, Fritz Schlosser, Willemer, Stock, Bethmann u. a. Das hübsche Andenken, das sich J. v. Schwartzkopf nach den Worten der Frau Rat gestiftet hatte, bestand in folgender Einzeichnung, die er am Tauftage seines Sohnes Alexander Guido, am 5 Mai 1805, dessen Patin Frau Rat war, eintrug:

Die Sänger Deutschlands.
(Aus einem Almanach von 1805.)

— Aber aus tiefem Gemüt haucht Goethe des Lebens Gestalten,
Zieht in die Kreise der Kunst magisch die Herzen hinauf. — —

Möchten dem eilenden, der ſich den Frankfurtern vorüber bewegt — dem hoffnungsvollen Jüngling auch dieſe Zeilen aus Freundes Hand den edlen Schatz holden Erinnerns anhäufen! — Doch dafür bürgt das Hierſein der ehrwürdigen Matrone, Ihrer Großmutter und meiner Gevatterin, welche ſich in Ihrem Bilde verjüngt.

Moritz Bethmanns Eintrag, der Frau Rat auch wegen der prächtigen Handſchrift ſo gefiel, beſtand aus den Verſen der Iphigenie:

Wohl dem, der ſeiner Väter gern gedenkt u. ſ. w.

Auf Seite 164 ſteht die Einzeichnung*), die uns am meiſten intereſſiert, die Worte, die Frau Rat ſelbſt ihrem lieben Enkel widmete:

Tritten des Wanderers über den Schnee ſei ähnlich dein Leben,
Es bezeichne die Spur, aber beflecke ſie nicht.

Frankfurt, den 23. April 1805.

Meinem lieben Enkel
ſchrieb dies zum Andenken die ihn herzlich liebende
Großmutter Goethe.

Ein ungewöhnlich langer Brief der Frau Rat, bald darauf im Auguſt geſchrieben, zeigt, wieviel neue Berührungspunkte der perſönliche Verkehr den Briefſchreibenden gebracht hatte. Goethe dankte ſogleich für die Aufnahme des Sohnes. „Ich wünſche, daß die Erinnerung ſeiner Gegenwart Ihnen nur einen Teil der Freude geben möge, die uns jetzt ſeine Erzählung verſchafft. . . . Dieſer erſte Verſuch, in die Welt hineinzuſehen, iſt ihm ſo gut gelungen, daß ich für ſeine Zukunft eine gute Hoffnung habe. Seine Jugend war glücklich, und ich wünſche, daß er auch heiter und froh in ein ernſteres Alter hinübergehe. Seine Schilderung Ihres fortdauernden Wohlbefindens macht uns das größte Vergnügen, er muß ſie oft wiederholen.“ Auch die dienſtbaren Geiſter der Frau Rat erhielten Geſchenke, das treue Mädchen „Lieschen“ unter anderem ein Exemplar von Hermann und Dorothea, worüber „ein großer Jubel herrſchte“. Dieſer biederen Seele ſei hier mit einigen Worten gedacht. Eliſabeth Hoch, „das Lieschen“, das im Königsbuch Bettinens ſo oft vorkommt, wird ſchon als Mädchen der Frau Rat in den Briefen an Unzelmann erwähnt; ſie iſt ihrer Herrin treu geblieben bis

*) Auf der Rückſeite des Eintrages iſt eine Silhouette „aus ſchwarzem Papier geſchnitten“ aufgeklebt. Durch die Güte des Beſitzers, des Herrn Dr. Vulpius, wurde es uns ermöglicht, dieſe bisher unbekannte Silhouette hier zu veröffentlichen.

zu ihrem Tode. Ihre wiederholte Erwähnung zeigt, daß ſie eine Art Vertrauensſtellung genoß. Sie hat bis zum Jahre 1846 gelebt und konnte alſo als Ehrengaſt (1844) der Enthüllung des Frankfurter Denkmals Goethes, den ſie ſein Lebelang „unſer junger Herr“ nannte, noch beiwohnen.

Oſtern 1808 ſollte Auguſt die Univerſität Heidelberg beziehen. Sofort iſt auch die Einladung der Großmutter da:

Schattenriß von Goethes Mutter, aus Auguſts Tagebuche.
(Im Beſitze von Dr. Vulpius in Weimar.)

„Ich ſchreibe Dir gleich mit umlaufender Poſt — damit Du erfährſt, wie es mit Dir gehalten werden ſoll — Du logierſt bei keinem Menſchen als bei mir — Dein Stübchen iſt vor Dich zubereitet — das wäre mir eine ſaubere Wirtſchaft, meinen lieben Auguſt nicht bei mir zu haben — Inkomodieren ſollſt Du mich nicht — Dein Vater hat ja ſein Weſen drinnen gehabt — Deine Mutter ebenfalls — und Du ditto vor zwei Jahren — Wir wollen recht vergnügt ſein — ich freue mich darauf — daß nicht viel Raum in der Herberge iſt, daß wißt ihr ja von je — wir loben doch die Chriſtel und die Salome. Auf Deine Herkunft freuen ſich herzinniglich

Bettina — Stocks — Schloſſers — und noch viele andere brave Menſchenkinder."

Am 4. April reiſte Auguſt von Weimar ab, er blieb bei der Großmutter bis zum 22. April; der ſchwarzäugige, braunlockige Jüngling, wie der Vater ihn Bettinen bezeichnet, erweckte wiederum den günſtigſten Eindruck. Henriette Schloſſer nannte ihn einen ſehr lieben, braven Jungen, geſcheit, herzlich und treu . . . . . er iſt äußerſt lebhaft und luſtig und hat Freude an ſchönen Wiſſenſchaften, hängt kindlich an ſeinen Eltern und iſt gegen alle zutraulich und wir ganz charmirt in ihn." So hat denn auch die Großmutter ihre Freude an ihm, ſie führte ihn abends abwechſelnd zu den Freunden, zu Schloſſers, Brentanos, Leonhardis, Gerning — Stock war leider damals ſehr krank —; Bethmann verſchaffte ihm ein Billet zu dem Feſte, das die bürgerlichen Offiziere dem Primas gaben. Das Schönſte und Herrlichſte aber während des Aufenthaltes war, daß der Fürſt Primas Frau Rat und ihrem Enkel zu Ehren ein Feſt gab, bei dem der Fürſt ſelbſt die Geſundheit des großen Dichters Goethe ausbrachte.

Im Jahre 1830 erzählte Auguſt in Gegenwart Eckermanns etwas Genaueres über dieſe Feier: „Der Fürſt ging Frau Rat aus beſonderer Höflichkeit entgegen; da er aber ſeine gewöhnliche geiſtliche Kleidung trug, ſo hielt ſie ihn zuerſt für einen Abbé und achtete nicht ſonderlich auf ihn. Auch machte ſie anfänglich bei Tafel, an ſeiner Seite ſitzend, nicht gerade das freundlichſte Geſicht. Erſt im Laufe des Geſpräches ging ihr an dem Benehmen der übrigen Anweſenden nach und nach auf, daß es der Primas ſei."

Hübſch und ſo recht paſſend zu ihrem einfach natürlichen, Fürſtlichkeiten gegenüber durchaus nicht furchtſamen Charakter erſcheint, was Auguſt hinzufügt, als der Fürſt ihre und ihres Sohnes Geſundheit getrunken hatte, ſei Frau Rat ebenfalls aufgeſtanden und habe in der glänzenden Verſammlung ein Hoch auf Se. Hoheit ausgebracht.

Goethe ließ durch Bettina, die ſich treu des jungen Goethe in Frankfurt angenommen hatte und ebenfalls bei dem Feſt zugegen war, dem vortrefflichen Fürſten Primas danken, „daß er ſeinen Sohn ſo über alle Erwartungen geehrt und der braven Großmutter ein ſo reizendes Feſt gegeben hätte." Bettina aber ſandte über Großmutter und Enkel an Goethe einen Bericht, den er in die Ariſteia der Mutter aufgenommen hat: „Deinen Sohn hatte ſie ungemein lieb. Da er zum letzten Male bei ihr war, forſchte ſie ihn aus, ob er ſeinen Vater recht liebe; er ſagte ihr nun, daß all ſein Lernen,

all ſein Thun dahin gehen ſolle, Dich recht zu ergötzen. Sie mag ſich wohl ſtundenlang mit ihm von Dir unterhalten haben, wenn ich dazu kam, brach ſie ab. Den Tag, wo er fortgegangen, war ſie ſehr lebendig; ſie erzählte mir ſehr viel Liebenswürdiges von ihm und prophezeite Dir viel Freude.

Carl
Groß-Herzog von Frankfurth.

Fürſt Primas von Dalberg.

An der Kathrinenpforte, da, wo der letzte Punkt war, daß er nach ihrem Fenſter ſehen konnte, ſchwenkte er ſein Taſchentuch; dies hat ſie im tiefſten Herzen gerührt. Sie erzählte es mehr wie einmal. Als aber am anderen Tag ihr Friſeur kam und ihr ſagte, daß er den vorigen Tag noch dem

jungen Herrn begegnet sei, der ihm aufgetragen habe, am anderen Morgen die Frau Rat noch einmal von ihm zu grüßen, war sie gar sehr erfreut und rechnete ihm diese Liebe hoch an."

Am 22. April nahm August Abschied und fuhr in Begleitung des jungen Passavant nach Heidelberg. Hier fand er freundliche Aufnahme bei der Jugendfreundin seines Vaters und „lieben Tochter" seiner Großmutter, der Demoiselle Delph, und besonders bei der Familie Voß. Der Vater Johann Heinrich Voß, der berühmte Uebersetzer Homers, hatte zwei Jahre in Jena gelebt und dort mit Goethe in vielfachem Verkehr gestanden. Bei seiner Reise nach Heidelberg (1804), wohin er als Professor berufen worden war, kündigte Goethe, der übrigens über Vossens Fortgang sehr ungehalten war, der Mutter dessen Besuch an, die sich freute, die Bekanntschaft des würdigen Mannes zu machen. Weit inniger waren die Beziehungen zu Heinrich Voß dem jüngeren, der als Student in Jena und seit 1804 als Professor am Gymnasium zu Weimar sehr viel im Hause Goethes und Schillers verkehrt hatte. Auch er wurde (im September 1806) Professor in Heidelberg und besuchte ebenfalls auf der Durchreise Frau Rat, worüber er selbst seinem hochverehrten Gönner berichtete:

„Ihre Mutter, verehrter Mann, habe ich völlig so wohl gefunden wie vor drei Monaten, ich habe viel von Ihnen erzählt, manches unfreundliche Gerücht beseitigt und nur heitere Dinge mitgeteilt. Ich habe der herrlichen Frau Hoffnung gemacht, daß Sie sie diesen Winter besuchen würden, es ahndete mir so, und es ahndet mir noch so. Dann, lieber Herr Geheimrat, müssen Sie auch nach Heidelberg kommen, Ihre Mutter hat schon versprochen, Sie zu begleiten."

In dieser Familie war August gut aufgehoben. Darum war auch die Großmutter um ihn nicht in Sorge, wenngleich er wenig von sich hören ließ. Ihre letzten Worte über ihn sind an den Sohn gerichtet: „Plage den Jungen nicht mit Schreiben, er hat vielleicht eine Ader von der Großmutter. Schreiben — Daumenschrauben, es ist bei mir einerlei."

Von Christianen und August giebt sich der Uebergang leicht zu dem Haupt der Familie, Goethe selbst; und so wären wir denn wieder dort angelangt, von wo wir uns, freilich nur dem Scheine nach, etwas entfernt hatten, dem Verhältnis von Mutter und Sohn. Goethe tritt nun auch äußerlich wieder in den Mittelpunkt der Darstellung, der er ja innerlich immer war.

Auf seinen Besuch bei der Rückreise vom Kriegsschauplatze nach Weimar im Dezember 1792 hatte die Mutter verzichten müssen, aber schon im nächsten Jahr holte er das Versäumte nach. Es geschah dies Anfang 1793, als ihn die Aufforderung des damals in Frankfurt weilenden Herzogs zu ihm zu reisen und der Belagerung von Mainz beizuwohnen bestimmte. Am 8. März teilte er die frohe Botschaft seiner Ankunft der Mutter mit. Unverzüglich antwortet sie: „Lieber Sohn! Es ist Raum genug in der Frau Aja ihrem Häuslein, komme Du nur — freilich mußt Du Dich mit dem zweiten Stock begnügen — aber einem Mann, der eine Campagne mitgemacht und dem die Erde sein Bett und der Himmel sein Zelt war, verschlägt nun so was nichts — Uebrigens soll's an nichts fehlen, was zur Leibes Nahrung und Notdurft gehört. Gott schenke uns eine fröhliche Zusammenkunft." Auf die bestimmte Angabe des Tages richtet sie die Bitte an ihn, sie ja nicht vergebens warten zu lassen. Wir wissen es schon: „so was konnte sie durchaus nicht vertragen."

Am 13. Mai trat er die Reise an, war am 17. bei der glücklichen Mutter und weilte bei ihr bis zum 26. Mai. An diesem Tage begab er sich in das Lager bei Mainz, wohin nun die folgenden Briefe der Frau Rat gerichtet sind. Aus dritter Hand haben wir die freudige Aeußerung der Mutter erhalten, „daß Goethe schöner und munterer und beredter gewesen sei wie sonst nie und alle seine Freunde sehr erfreut hätte."

Am 23. Juli ging die Festung Mainz in deutsche Hände über. Auf der Rückreise von Mainz blieb Goethe wieder vom 9. bis 19. August in Frankfurt. Es war jener Aufenthalt, während dessen er der Mutter den guten Rat erteilte, das Haus zu verkaufen, wofür sie ihm so oft mit Worten, dann auch mit bedeutenden Geldgeschenken gedankt hat. Den Erlös von Haus, Wein und Bibliothek will sie sofort zwischen Wolfgang und Schlosser teilen, nur die Zinsen möchte sie bis zum Tode beziehen. Die Frage des Hausverkaufs und die Abmahnung von des Sohnes beabsichtigtem Ankauf des Gutes Oberrosla macht nun lange Zeit einen Hauptinhalt ihrer Briefe aus. Der Sohn hörte freilich auf ihre Warnungen nicht. Wie sehr sie sich aber später als berechtigt herausstellten, kann man in Goethes Annalen nachlesen. Zum abermaligen großen Verdruß wurden wiederum Versprechungen des Sohnes, sie zu besuchen, vereitelt, einmal im Dezember 1794, besonders ärgerlich für sie aber im Oktober 1795, wovon ein Brief aus jener Zeit Zeuge ist. Der Sohn war damals in Eisenach und sollte im Auftrage des Herzogs nach Frankfurt gehen, um von dort über die Kriegsereignisse zu berichten, er hatte sogar

ſchon den Koffer an die Mutter geſchickt. Doch gab Karl Auguſt den Plan wiederum auf, während die Mutter vor Unruhe verging: „Daß allen Deinen Freunden Zeit und Weile lang wird, bis Du kommſt — kannſt Du aufs Wort glauben. Auch habe ich Dir ein theatraliſch Donnerwetter beſtellt — das Dich hoch gaudieren wird. Soeben zieht die preußiſche Wachtparade auf — guckteſt Du doch mit mir zum Fenſter heraus!“

Die Aufregung der armen Frau ſteigerte ſich mit jedem Tage. Als Goethe ihr zwei Jahre ſpäter wiederum ſeinen Beſuch ankündigt, ſchreibt ſie: „Die Ankündigung Deines Koffers hat mir große Freude gemacht, er ſoll wohl aufgehoben ſein — aber vor der Rückreiſe desſelben, ohne Dich, danke ich ganz gehorſamſt!! Denn das Fenſtergucken von zwei Jahren her das habe ich noch nicht vergeſſen — jede der Zeil herunterkommende Poſtkutſche wurde ſcharf beobachtet — und das dauerte vierzehn Tage.“

Erſt im Jahre 1797 ſahen ſich Mutter und Sohn wieder. Es war das jener Beſuch, bei dem er Chriſtiane und Auguſt nach Frankfurt brachte, um die Bekanntſchaft mit der Mutter und die Aufnahme der Seinigen durch das Oberhaupt der Familie anzubahnen.

Er ſelbſt verband mit ſeiner Reiſe für ſich noch einen größeren Reiſeplan nach der Schweiz, urſprünglich nach Italien, der in Geſellſchaft von Gerning ausgeführt werden ſollte. Die Mutter freute ſich nun beſonders darauf, ihm ihre kleine Wohnung zeigen zu können. Auch würde ſein Aufenthalt, meint ſie launig, eine Erholung für ſeine Lunge ſein, „denn Frau Aja fühlt ſich ſo redſelig, daß Du Mühe haben wirſt, ein Ja oder Nein ſchicklich anzubringen.“

Auch der Bitte der Mutter, doch ja am Tage am goldnen Brunnen anzukommen, willfahrt er. Schon früh 1 Uhr brach er am 3. Auguſt mit Extrapoſt von Gellnhauſen auf und war um 8 Uhr in Frankfurt, während Chriſtiane und Auguſt erſt abends nachkamen. Gleich morgens ſucht er Herrn von Schwarzkopf und ſpäter den Genoſſen ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten auf, den von ihm ſehr hochgeſchätzten Naturforſcher Sömmering. Am nächſten und folgenden Tage wird Chriſtiane mit Frankfurt bekannt gemacht, mittags ißt die Goethiſche Familie mit der Mutter im Schwan und beſucht abends das Theater. Am 7. reiſten Chriſtiane und der Sohn wieder nach Hauſe, während Goethe noch bis zum 25. bei der Mutter blieb. Dieſen Aufenthalt hat uns Goethe ausführlich in der Schrift: „Aus einer Reiſe in die Schweiz“ beſchrieben. Wir heben hier hervor, das er Mama La Roche

in Offenbach und die Verwandten und seine nächsten Freunde oder die der Mutter besuchte: Dr. Textor, Major Schuler und seine Gattin, Goethes Tante, Riese, Horn, Bethmanns und die Familie Wiesenhütten, Stock, Fleischbein und all die Bekannten, die wir von früher her schon kennen. Neben dem Hauptzweck, der Christiane anging, hatte sein Aufenthalt noch einen andern. Die Mutter hatte ihr Geld zum Teil unvorsichtig in ausländischen Papieren angelegt, und es schien notwendig, wie Goethe an Karl August schrieb, mit ihr mancherlei zu arrangieren. Am 25. früh verließ er Frankfurt. Wie sehr ihn auch die Stadt und ihr Schicksal in Anspruch nahm und die Veränderungen, die sie im ganzen und einzelnen erlebt hatte, dennoch wurde ihm gerade jetzt seine innerliche Trennung von ihren Bewohnern klar. Das Ziel seiner Gedanken und Mitteilungen ist auf der Reise allein Weimar. Selbst für die Mutter ist er nach dem trauten Verkehr und der ausführlichen Aussprache einige Zeit unerreichbar. Daher klagt sie im September und November, noch keinen Brief von ihm erhalten zu haben. An seiner Stelle tritt Christiane kräftig in den Briefwechsel mit ein. Die Mutter lebte unterdessen der Hoffnung, ihn auf der Rückreise wieder bei sich zu haben. Auch ging seine Absicht bis zur Abreise aus der Schweiz dahin, doch zogen ihn die reichen Kunstschätze Nürnbergs zuletzt den anderen Weg nach Weimar, wo er am 20. November wieder eintraf. Trotzdem hat sie nicht Klagen über sein Ausbleiben, sondern nur Worte des innigen Dankes dafür, daß er ihr einige Wochen im Sommer geschenkt und ihr seine Lieben zugeführt habe:

„Daß Du auf der Rückreise mich nicht wieder besucht hast, that mir in einem Betracht leid — daß ich Dich aber lieber den Frühling oder Sommer bei mir habe, ist auch wahr. . . . Mit Entzücken erinnere ich mich, wie wir so hübsch beisammen waren und unser Wesen so mit einander hatten, wenn Du also wiederkommst, wollen wir's eben wieder so treiben."

Leider sollte es das letzte Mal gewesen sein, daß Mutter und Sohn sich sahen. Gleich als hätte er es geahnt, nahm er nicht ohne Rührung diesmal von der Mutter Abschied, wie er in einem Brief an Christiane sagt, „denn es war," fügte er hinzu, „das erste Mal seit langer Zeit, daß wir uns wieder ein wenig an einander gewöhnt." Wie oft auch in den Briefen der folgenden Jahre Bitten und Hoffnungen, ihn wiederzusehen, ausgesprochen wurden, — sie trägt sich sogar lange mit einem Plan, ihn trotz ihrer kleinen Wohnung mit seinen Lieben bei sich zu haben, — nur

Christiane und August haben sie wieder besucht; seine vielseitige Thätigkeit, sein ungünstiger Gesundheitszustand, der ihn mehrmals in den böhmischen Bädern Heilung zu suchen zwang, hinderten den Sohn, den Bitten der Mutter und dem eigenen Wunsche zu willfahren. Auch fügte sie sich der Notwendigkeit gar wohl, da ihrer treuen Liebe die Gesundheit des Sohnes der höchste Wunsch war. Aber auf den Ersatz, eingehende Nachricht vom vielgeliebten Sohn, verzichtet sich nicht, und gar oft ergehen Mahnungen an die saumseligen Korrespondenten; ist sie doch mit diktierten Briefen oder Berichten von Christiane und August ganz zufrieden. Das lange Schweigen von Weimar her — „denn das ist der einzige Ort in der ganzen weiten Welt, woher mir meine Ruhe gestört werden könnte" — kann die sonst so geduldige Frau durchaus nicht vertragen. Diese Sorge um sein Wohl tritt geradezu rührend hervor, wenn eine Nachricht von einer Krankheit des Sohnes nach Frankfurt kommt. Bekanntlich wurde Goethe im ersten Monat des neuen Jahrhunderts von einer schweren Krankheit ergriffen, über die uns seine eigenen Aufzeichnungen im Tagebuch genügenden Aufschluß geben. Aus einem Katarrh entwickelte sich eine Blatterrose, die den ganzen Kopf einnahm, so daß man einen Gehirnschlag befürchtete; ein dazutretender Krampfhusten ließ sogar einen Erstickungstod möglich erscheinen. Unter der unermüdlichen Sorge und Pflege Christianens und der innigsten Teilnahme aller Freunde genas der Kranke. Am 13. Januar schien die Hauptgefahr vorüber. Erst jetzt meldet Christiane, die fürsorglich die alte Mutter nicht hatte ängstigen wollen, Krankheit und Besserung nach Frankfurt. Die ersten Gedanken in der Antwort der bestürzten Frau galten, wie ja bei ihrer Frömmigkeit natürlich war, Gott dem gnädigen Erretter, die nächsten dem Dank an Christiane. Diese sendet sofort eingehenden Bericht und die Nachricht der fortschreitenden Besserung.

„Ach was ist die Unwissenheit eine herrliche Sache! Hätte ich das Unglück, das Dich betroffen, gewußt, ehe die Besserung da war, ich glaube, ich wäre im Elend vergangen — so aber war ich gerade diese kritischen Tage froh und vergnügt — nun war es aber wieder sehr gut, daß ich Nachricht von Deiner Besserung hatte, sonst wäre es noch schrecklicher gewest."

Die Nachricht von der Krankheit war nämlich schon nach Frankfurt gedrungen und Frau Rat überbracht worden. So verstehen wir ihre Worte: „Wenn ich nun den guten Brief Deiner Besserung nicht in den Händen gehabt hätte, ich glaube der Schreck wäre mir tödlich gewesen." Am 6. Februar langte endlich ein von Goethes eigener Hand geschriebener Brief an:

„Zu Ende des vorigen Jahres brach das Uebel aus, und ich erinnere mich wenig von den gefährlichen neun Tagen und Nächten, von denen Sie schon Nachricht erhalten haben.

Wie gut, sorgfältig und liebevoll sich meine liebe Kleine bei dieser Gelegenheit erwiesen, werden Sie sich denken, ich kann ihre unermüdliche Thätigkeit nicht genug rühmen. August hat sich ebenfalls sehr brav gehalten, und beide machen mir bei meinem Wiedereintritt in das Leben viel Freude."

Unverzüglich antwortet die beglückte Mutter:

„Dein wieder Besserbefinden, sogar ein Brief von Deiner eigenen Hand hat mich so glücklich, so schreibselig gemacht, daß ich Dir mit umlaufender Post antworte. Der 6. Februar, da ich Deinen mir so teuren Brief erhielt, war ein Jubel, ein Bet- und Dankfest vor mich! unmöglich konnte ich diese große Freude vor mich behalten, abends war ich bei Syndikus Schlossern, teilte meine Freude mit — und erhielt von allen die herzlichsten Glückwünsche, auch zeigte mir Schlosser einen sehr guten Brief von dem braven Seidel . . .

. Was ich gethan habe, weiß niemand als — Gott. Vermutlich ist Dir aus dem Sinne gekommen, was Du bei Deiner Ankunft in Straßburg — da Deine Gesundheit noch schwankend war, in dem Büchlein, das Dir der Rat Moritz als Andenken mitgab, den ersten Tag Deines Dortseins drinnen aufschlugst — Du schriebst mir's, und Du warst wundersam bewegt — ich weiß es noch wie heute! Mache den Raum Deiner Hütten weit, und breite die Teppiche Deiner Wohnung, spare sein nicht — dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest, denn du wirst ausbrechen, zur Rechten und zur Linken. Jesaia — 54 V. 2. 3.

Gelobet sei Gott!!! der die Nägel den 12ten Jenner 1801 wieder fest gesteckt — und die Seile aufs neue weit gedehnt hat."

In ganz Frankfurt hatte die traurige Nachricht große Aufregung hervorgerufen. Als nun die Besserung in den Zeitungen verkündigt wurde und die Privatnachrichten dasselbe meldeten, da konnte Frau Rats Zimmer kaum die Glückwünschenden fassen. Sogar ein Gedicht: „Goethes Genesung", doch wohl von Gerning verfaßt, das mehr guten Willen als Talent verrät, hat sich bei dem vorhin citierten Briefe Goethes an seine Mutter gefunden, Beweis genug, daß es dem Mutterherzen wohlgethan hatte: „Musen! klaget nicht mehr, vernehmet die Stimme Hygeas, Goethe lebet, es lebt wieder sein Genius Euch" ist der Schluß des sorgsam aufbewahrten, wohlgemeinten Erzeugnisses der Freude.

Ein Brief der Freundin der Frau Rat, der Schauſpielerin Unzelmann, die ſich bei Goethe für die Ueberſendung der Schillerſchen Bearbeitung des Egmont darin bedankte, enthält die Worte über ſeine Krankheit: „Ich habe tauſendmal an Ihre Frau Mutter gedacht. Was muß die Arme, die Sie anbetet, bei dieſer Gelegenheit empfunden haben?“

Einige Jahre ſpäter, Anfang 1805, befiel Goethe abermals ein ſchweres Leiden, das ihn bei heftigen Schmerzen dem Tode nahe brachte. Jetzt iſt die Mutter weniger beunruhigt, da ſie ihn in bewährten Händen weiß. Die Nachricht ſeiner Geneſung, in dem Geburtstagsbrief mitgeteilt, iſt ihr das herrlichſte Angebinde zum 74ten Geburtstag.

In ſeiner Rettung aus den Händen der plündernden Franzoſen (1806) erkennt die fromme Frau den ſichtbar über ihm waltenden Schutz Gottes „Ja, lieber Sohn! das war wieder eine Errettung — wie die 1769 — 1801 — 1805, da nur ein Schritt, ja nur ein Haar, Dir zwiſchen Tod und Leben war. Vergiß es nie; ſo wie ich es auch nie vergeſſe. Er, der große Helfer in allen Nöten, wird ferner ſorgen; ich bin ruhig wie ein Kind an der Mutter Bruſt, denn ich habe Glauben — Vertrauen — und feſte Zuverſicht auf ihn — und niemand iſt noch zu Schanden worden — der ihm das Beſte zugetraut hat — Jetzt noch einmal tauſend Dank vor Deinen troſtreichen — lieben und herrlichen Brief.“

Ihrer Freude gab ſie auch ſichtbaren Ausdruck durch reiche Geldgeſchenke: Nach der Krankheit 1801 ſendet ſie ihm 1000 fl., wie ſie in den Jahren 1782, 1794 dieſelbe Summe und kleinere Beträge wiederholt geſchickt hatte.

Der letzte Brief der Mutter enthält ein Dankgebet an Gott für die abermalige Geneſung des vielgeliebten Sohnes: „Dein liebes Briefchen vom 22. Juni war mir wieder eine tröſtliche — liebliche — herrliche Erſcheinung — Gott! Segne die Kur ferner — und laſſe das alte Uebel völlig verſchwinden — und an Lob und Dank ſoll es, ſo lang ich atme, nicht fehlen.“

Die Werke des Sohnes.

Wenn auch der eigentliche Wert der Briefe an den Sohn in ihrem rein menſchlichen Gehalt liegt, findet doch auch die Beziehung zum Dichter Goethe in ihnen ſchöne und treffende Beleuchtung. Der Sohn ſandte der Mutter ſtets eins der erſten Exemplare ſeiner Werke, oft auch mehrere zur Verteilung an ſeine Frankfurter Freunde, ſie erregten nicht nur Freude und Stolz der

Mutter, ſie fanden auch ein warmes Verſtändnis bei der Frau, deren Urteil ein Wieland ſo hochſchätzte. Schon die mehrfachen, ſich wiederholenden Citate aus dem Fauſt, Götz von Berlichingen und den Gedichten der früheſten Zeit zeigen, wie ſehr Frau Rat in ihres Sohnes Werken zu Hauſe war.

Palaeophron und Neoterpe.
(Aus Kürſchners Nationallitteratur.)

Iphigenie und Taſſo, Tancred und Mahomed werden mit Begeiſterung in der Leſegeſellſchaft geleſen, von der „Natürlichen Tochter, dem Meiſterſtück“, das ihr frohe Stunden gemacht hat, ſchickt ſie dem Sohne eine Herderſche Recenſion der erſten Weimarer Aufführung „wegen der darin befindlichen

Herrlichkeit". Für die Ueberſendung von Paläophron und Neoterpe mit einer Zeichnung der Hauptgruppe dankt ſie mit folgenden Worten:

„Vor die große Freude, die Du mir an meinem Geburtstag den 19. Februar mit den paar Zeilen von Deiner eigenen Hand und mit der vortrefflichen Zeichnung der alten und neuen Zeit gemacht haſt, danke ich Dir von Herzensgrund — jetzt iſt mir im Leſen Deines kleinen Drama alles recht anſchaulich — die Masken! das iſt ein herrlicher Gedanke — ich laſſe einen ſchönen Rahmen dazu verfertigen — ein Glas darüber — und hänge es in mein Schlafzimmer zum beſtändigen Anſchauen auf."*)

Als der Sohn ihr die baldige Ankunft der Walpurgisnacht ankündigte (1807), ſchrieb ſie, nie um eine launige Antwort verlegen: „Auf den Blocksberg verlange ich ſehr — dieſer Ausdruck war nichts nutz — man könnte glauben, ich wartete mit Schmerzen auf den erſten Mai — alſo auf die Beſchreibung Deines Blocksbergs warte ich, ſo war's beſſer geſagt."

Selbſt den Benvenuto Cellini, den ihr Goethe nicht überſandt hatte, wohl weil er kein Intereſſe dafür bei ihr vorausſetzte, hat ſie geleſen:

„Lieber Sohn! Ich habe in dieſen Tagen ein Werk von Dir geleſen, welches ich nicht genug habe bewundern können, und welches mir große Freude gemacht hat — das Leben von dem großen Künſtler und noch größeren Menſchen Benvenuto — das iſt herrlich und hat mir auch frohe Tage gemacht." Auch bittet ſie ihn noch beſonders um ein Exemplar. Am meiſten Freude bereiten ihr aber der Erzſchelm Reinecke Fuchs, von dem ſie ſchreibt: „er ſoll mir eine köſtliche Weide ſein", Hermann und Dorothea und Wilhelm Meiſters Lehrjahre. Auf das Epos freut ſie ſich ſchon, als die erſte Nachricht von ihm zu ihr kommt, „als das Werk, worinnen eine Frau Aja vorkommen ſoll". Welche Freude, als Hermann und Dorothea nun wirklich (1798) erſchien und ihr zwei Exemplare, davon eines auf Poſtpapier in gewirkter Seide, das noch jetzt im Frankfurter Goethehaus aufbewahrt wird, zugeſandt wurden:

---

*) Es war dies ein Kupferſtich „von einer bedeutenden Situation des kleinen Dramas, worin beide Hauptfiguren nebſt den ſie begleitenden vier Masken zuſammen erſcheinen", derſelbe Kupferſtich, den Goethe in der Zeitung für die elegante Welt 1801 hatte vervielfältigen laſſen. Mit Ausnahme der Neoterpe, der neuen Zeit, deren Rolle in den Händen von Henriette von Wolfskehl war, traten die Perſonen dieſes an der Wende des Jahrhunderts gedichteten Dramas, das am Geburtstage der Herzogin Anna Amalia aufgeführt wurde, in Masken auf. Die alte Zeit, Paläophron, iſt begleitet von Griesgram und Haberecht; Neoterpe von den jugendlichen Begleitern Naſeweis und Gelbſchnabel.

„Es wird nur zur Parade alle Sonntage und Festtage gebraucht — das ist so schön, daß es nur die besten Freunde von mir in die Hände nehmen dürfen — und der Inhalt hat außerordentliche Wirkung gemacht — jedermann findet es ganz vortrefflich — unser Senior Doktor Hufnagel hat ein Brautpaar mit den Worten, womit Hermann und Dorothea eingesegnet worden — zusammengegeben und dabei gesagt — eine bessere Kopulationsrede wüßte er nicht."

Im Mai 1799 erhält sie noch ein besonders schön ausgestattetes Exemplar. „Das Werk", meint sie hierauf, „verdient solche Verschönerungen — denn es ist ein Meisterwerk ohnegleichen! Ich trage es herum wie die Katze ihre Jungen — bis Sonntag nehme ich es mit zu Stocks — die werden krehlen und jubeln."

Weshalb ihr Hermann und Dorothea so besonderen Gefallen erweckte, hat sie uns gleich in der ersten Aeußerung verraten. Die schon oft ausgesprochene Vermutung, daß Goethe in Hermann und Dorothea ein Bild seiner eigenen Familie habe geben wollen, erhält dadurch eine hübsche Bestätigung. Es spricht hierfür nicht nur der gleiche Vorname von Hermanns und Goethes Mutter, hier in der Form Lieschen für Elisabeth, nicht nur die gleiche Abstammung vom „würdigen Bürgermeister" und beider praktischer tüchtiger Hausfrauensinn, sondern vor allem der Ajacharakter beider Frauen, die schöne, von ihnen so oft geübte zwischen Vater und Sohn vermittelnde Thätigkeit, „die wie zwei Felsen gegen einander stehen, unbewegt und stolz". — Frau Aja hat der treu dankbare Sohn hier ein Denkmal stiften wollen:

„Denn die Männer sind heftig und denken nur immer das Letzte;
Und die Hindernis treibt die Heftigen leicht vom Wege.
Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken und wandelt
Auch den Umweg geschickt, zu ihrem Zweck zu gelangen".

Man lese nur mit dem Bild der Frau Aja im Geiste den vierten Gesang des Gedichts, um zu verstehen, weshalb dieser gerade beim Vorlesen vor dem Schillerschen Ehepaar dem Dichter Thränen der Rührung entlockte.

Wie mußte die Mutter erst jubeln, als der erste Band des Wilhelm Meister die dichterische Verherrlichung jener Zeit brachte, die die herrlichste ihres Lebens war!

Sie fühlte sich dreißig Jahre jünger und sah lebhaft alles das vor Augen, was der Dichter in seinem Roman aus seiner Kindheit berichtete.

Das langsame Fortschreiten des Romans kann man an den vielen sehnsüchtigen Fragen der Mutter verfolgen.

Am meisten ergriffen, ja tief gerührt ward sie durch die schöne Schilderung der seligen Freundin Klettenberg. Im Oktober 1796 erschien endlich der vierte Band.

„Der vierte Band ist ganz herrlich! Ich bin noch nicht mit zu Ende — denn es ist Konfekt, womit ich mich nur Sonntags regaliere — mir ist Angst und bange — daß das der letzte Band sein möchte — künftigen Sonntag werde es erfahren — denn ich lese es ungebunden — und gucke um Leben nicht in den letzten Bogen — noch einmal meinen besten Dank davor."

Aber freilich geht es ihr auch schon so wie vielen hundert Lesern nach ihr. Sie kann den Faden nicht mehr behalten und hilft sich damit, daß sie es „wieder vom Anfang an beherzigt".

Die zweite Ausgabe der gesamten Werke erlebte Frau Rat noch. „Die Schriften", schreibt sie dem Sohn, „werden mit Jubel empfangen werden — den ersten Band kriege ich nun einmal nicht satt! die drei Reuter die unter dem Bett hervorkommen, die sehe ich leibhaftig — die Braut von Korinth — die Bajadere — Tagelang — nächtelang stand mein Schiff befrachtet — der Zauberlehrling — der Rattenfänger und alle andere, das macht mich unaussprechlich glücklich." —

Einige Monate vor ihrem Tode äußerte sie:

„Die vier ersten Bände sind herzerquickend — mir besonders der erste — der kommt mir nicht von der Seite — wollte ich alles Dir darlegen was mich himmlisch entzückt; so müßte ich den ganzen ersten Band ausschreiben, aber nur einiges, das Epigramm 34b (Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine) ist ganz herrlich — die Braut von Korinth — der Gott und die Bajadere — die Hochzeit — Euphrosyne, genug — wo man nur das Buch aufschlägt, ist ein Meisterwerk."

Und das war keine Phrase, sondern der wahre Ausdruck einer auf tiefer Kenntnis beruhenden Empfindung. „Während Gelehrte und Philosophen vor Deinem Werke", so spricht Bettina in der Aristeia, „müssen bestehen lernen, war sie das einzige Beispiel, wie Du aufzunehmen seist. Sie sagte mir oft einzelne Stellen aus Deinen Büchern vor so zur rechten Zeit, so mit herrlichem Blick und Ton, daß in diesen meine Welt auch anfing lebendigere Farbe zu empfangen und daß Geschwister und Freunde dagegen in die Schattenseite traten. Das Lied: ‚So laßt mich scheinen, bis ich werde' war

ihr Liebling, und sie sagte es oft her. Eine jede einzelne Silbe erklang mit Majestät, und das Ganze entwickelte sich als Geist mit einem kräftigen Leib angethan; so waren alle Melodien elend gedrückt im Vergleich mit ihrer Aussprache. Nie ist mir Musik lumpig vorgekommen als zu deinen Liedern, wenn ich sie vorher ohne Musik aus dem Munde der Mutter gehört. Sie verlangte oft nach Melodien, aber es genügte ihr nichts, und sie konnte so richtig darthun, daß man nur nach dem Gefühl geschnappt habe, das in vollem Maße aus ihrer Stimme hervorkam. ‚Nur wer die Sehnsucht kennt und' — ihr Auge ruhte dabei auf dem Knopf des Katharinenturms, der das letzte Ziel ihrer Ansicht war, die Lippen bewegten sich herb und schloß sich der Mund im Ende so durchdrungen bitter, es war, als wenn ihre Jugendsinne wieder anschwöllen."

Aus dem regen inneren Anteil an dem Schaffen des Sohnes, dessen Entwickelung sie, wie Erich Schmidt hübsch sagt, vom Götz bis zur Höhe der Goethe-Schillerschen Kunst mitgemacht hat, ergiebt sich schon, daß Frau Rat, wenn wir sie auch nicht gelehrt, ja im Sinne unserer heutigen Schulbildung nicht gebildet nennen können, eine kluge und urteilsfähige Frau war. Man führe nicht dagegen die Mängel in der Orthographie an und die Verstöße gegen die Grammatik. Man nahm das damals nicht so genau. Sie verteidigt sich scherzhaft einmal Christianen gegenüber mit den Worten: „Daß das Buchstabieren und Geradeschreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört — müßt Ihr verzeihen — der Fehler lag am Schulmeister." Selbst die Briefe der Herzogin Anna Amalia sind nicht frei davon, und die kürzlich herausgegebenen Briefe deutscher Künstler in Rom an Goethe sind darin durchaus nicht weniger bedenklich.

Diesem Mangel gegenüber hat Frau Rat einen großen Vorzug vor uns Papiermenschen. Sie weiß noch nichts von der unheilvollen Scheidung der Sprache in eine Sprech- und eine Schreibsprache. Die ärgste Feindin des papiernen Stils, schreibt sie nicht nur die Laute, wie sie sie hört, sie geht sogar mit Vorliebe mitten in der Erzählung in die direkte Rede über: „Merck erzählte, daß von Kalb und von Seckendorf wieder hier wären .... Ich habe gar keine Nachrichten von Weimar, Sie wissen Herr Merck, daß die Leute dort so oft nicht schreiben — Wenn Sie aber was wissen, so sagen Sie's — Der Doktor ist doch nicht krank — Nein sagte er, davon weiß ich nichts .... Nun stelle Dir vor, wie mir zu Mute war." „Den 8. Jenner kommt abends um sieben Uhr Frau Elise Bethmann im Nachthabit, außer

Odem zu mir gerennt — Rätin! liebe Rätin! Ich muß Sie doch von der großen Gefahr benachrichtigen. Ich bliebe ganz gelassen." „Ein junger Mensch sechzehn Jahre alt, Conrad Wenner, hat einen unwiderstehlichen Trieb Schauspieler zu werden — alle Vorstellungen dagegen helfen nichts — ich werde ein schlechter Kaufmann — aber ein großer Schauspieler, das fühle ich — nun haben die Eltern nachgegeben — nun ist die Frage.." Ihr Gespräch mit der Hofrätin Möhn, der zweiten Tochter der Frau La Roche, giebt sie sogar in dramatischer Form wieder: „Ich will die Geschichte dialogisieren, es klingt besser als das ewige sagte ich, sagte sie. Frau Aja Ey, ey, die Mama reist doch auch immer im Lande herum, ich habe gehört, sie will auch nach Weimar — Möhnin — Ja es ist so etwas im Werk — Aja — Ja über diese Reise hätte ich doch etwas mit Mama zu reden."

Diese Gegenständlichkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung, die den Leser mit unwiderstehlichem Zauber fesselt, kann nicht geschildert, sie muß beim Lesen selbst genossen werden. Der Besuch bei der Königin Luise, das Aufziehen der preußischen Wachtparade, wobei Frau Aja mit Ausrufungszeichen malt, wie die Parade in die Hauptwache einschwenkt, die glücklichen und unglücklichen Kriegsbegebenheiten in Frankfurt, die Rückkehr der Frankfurter Soldaten, die mit Stöcken bewaffnet Wache halten, da ihnen der Feind die Waffen weggenommen hat, das alles sind wahre Prachtstücke naiver und doch zugleich sprachgewandter Darstellung. Ihr klarer Verstand, ihre schöne Gabe, durch treffende Gleichnisse anschaulicher zu werden, ihr unerschöpflicher Schatz von Witz und Laune zeigen sich fast auf jeder Seite. Sie ist sich aber dieser schönen Kunst auch bewußt: „Meine Gabe, die mir Gott gegeben hat, ist eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in mein Wissen einschlagen, Großes und Kleines, Wahrheit und Märchen u. s. w., sowie ich in einen Zirkel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle." — „Bücher schreiben? nein, das kann ich nicht, aber was andere geschrieben, zu erzählen — da suche ich meinen Meister!!!"

Fast scheint es uns, sie schriebe selbst in ihrem höchsten Alter noch so wie der junge Goethe, der Verfasser des Götz von Berlichingen. Denn um es mit einem Worte zu sagen, das Geheimnis ihrer Anziehungskraft liegt doch zuletzt in der unzerstörbaren Jugend ihres Geistes. Gerade die Briefe aus dem vorletzten Jahre ihres Lebens gehören zu den schönsten und kraftvollsten. Die großartige, herrliche Entwickelung des Sohnes gab auch der Mutter einen größeren Gesichtskreis, eine höhere, freiere Richtung. Ihre in

früheſter Zeit durch fremden Einfluß getrübte religiöſe Anſchauung klärte ſich allmählich zu einer die Gegenſätze und Widerſprüche des Lebens durch den unerſchütterlichen Glauben an eine gerechte Regierung Gottes auflöſenden Weltauffaſſung. Dieſer feſte Glauben an einen gerechten und gütigen Gott und an den Sieg des Guten giebt allem, was ſie ſchreibt und ſagt, jene liebenswürdige Herzensfreudigkeit und überlegene Ruhe, uns aber jene Stimmung des Wohlbehagens, die wir in Gegenwart harmoniſch ausgeglichener, an Geiſt und Herz vollkommener Menſchen empfinden.

Darum ſind die Briefe der Frau Rat für alle unverbildeten Gemüter bisher noch immer eine Quelle des Genuſſes und der Freude geweſen. Schon deshalb hätte man für ſie eine ehrenvollere Stellung in der kürzlich geſchriebenen „Geſchichte des deutſchen Briefes“ erwartet, als ſie wirklich erhalten hat. Sie ſelbſt führt einmal das Verdienſt ſcherzend auf den Tabak zurück. Eine Zeitlang hatte ſie ſich das Schnupfen abgewöhnen müſſen; in ihren letzten Lebensjahren aber hatte ihr Neffe und Hausarzt Melber dieſen Genuß ihr wieder erlaubt. „Ohne ein Prieschen Tabak,“ ſo meldet ſie der Tochter, „waren meine Briefe wie Stroh — wie Frachtbriefe — aber jetzt! das geht wie geſchmiert — das Gleichnis iſt nicht ſonderlich hübſch, aber es fällt mir gerade kein anderes ein.“ —

Aber an anderen Stellen ſpricht ſie mit Stolz von ihrem großen Erzählertalent und „der lebendigen Darſtellung aller Dinge“, die alle, die ſie perſönlich kannten, nicht genug an ihr zu rühmen wußten. „Sowie ich in einen Zirkel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle. Noch eins gehört dazu, ich mache immer ein freundlich Geſicht, das vergnügt die Leute und koſtet kein Geld, ſagte der ſelige Merck.“ Dieſes bewundernswerte, ſoviel geprieſene Talent der Darſtellung iſt ihr Lebenlang „ihre brillante Seite geblieben“. Nicht nur die Kinder lauſchten ihr gerne, auch die Erwachſenen gingen mit ihr „in den Kinderſinn“ und genoſſen von dem Dichter Klinger und dem Schauſpieler Unzelmann an bis zur lobpreiſenden Verkünderin dieſer Gabe, Bettina, mit Entzücken ihre „Luſt zu fabulieren“. Dieſe Märchen ſind nicht erhalten; aber wie ſie aus dem Volksbuch Fortunatus alles Ueberflüſſige wegſchneidet, die Geſchichte zuſammenzieht und ein artiges Märchen daraus formiert, erfahren wir jetzt aus der Zeit, da Bettina auf „der Schawel“ zu ihren Füßen ſaß; auch dürfen wir wohl annehmen, daß „der neue Paris“ in Dichtung und Wahrheit ein Beiſpiel der mütterlichen Darſtellungskunſt bilden ſoll.

Der „Gehalt in ihrem Busen", diese Lebendigkeit und Frische des Geistes, half ihr auch über alle einsamen und trüben Stunden hinweg. „Mein Leben fließt still dahin," so heißt es in dem nach Rom gesandten Briefe, „wie ein klarer Bach . . . Tausend würde so ein Leben zu einförmig vorkommen, mir nicht, so ruhig mein Körper ist, so thätig ist das, was in mir denkt — da kann ich einen ganzen Tag allein zubringen, erstaune, daß es Abend ist, und bin vergnügt wie eine Göttin — und mehr, als vergnügt und zufrieden sein, braucht man doch wohl in dieser Welt nicht."

Die schöne Klarheit und Gegenständlichkeit der Darstellung, die sie auf den großen Sohn vererbt hat, erstreckt sich sogar auf sie selbst. Sie spricht von sich in der dritten Person und weiß sehr fein gerade dadurch eine ihrer Haupteigenschaften, die Selbstironie, zu bethätigen. Wie sie in ihrer Natürlichkeit und Bescheidenheit über die ihr dargebrachten Huldigungen dachte, zeigt ein Brief an Christiane: „Ich werde (ohne daß ich begreifen kann, wie es eigentlich zugeht) von so vielen Menschen geliebt — geehrt — gesucht — daß ich mir oft selbst ein Rätsel bin und nicht weiß, was die Leute an mir haben." Die Schilderung des Besuchs der Professoren im Jahre 1807 ist ganz ähnlich:

„Diese Messe war reich an — Professoren!!! Da nun ein großer Teil Deines Ruhmes und Rufes auf mich zurückfällt, und die Menschen sich einbilden, ich hätte was zu dem großen Talent beigetragen; so kommen sie denn, um mich zu beschauen — da stelle ich denn mein Licht nicht unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter, versichre zwar die Menschen, daß ich zu dem, was Dich zum großen Mann und Dichter gemacht hat, nicht das allermindeste beigetragen hätte (denn das Lob, das mir nicht gebühret, nehme ich nie an), zudem weiß ich ja gar wohl, wem das Lob und der Dank gebührt, denn zu Deiner Bildung im Mutterleibe, da alles schon im Keim in Dich gelegt wurde, dazu habe ich wahrlich nichts gethan — vielleicht ein Gran Hirn mehr oder weniger und Du wärest ein ganz ordinärer Mensch geworden, und wo nichts drinnen ist, da kann nichts raus kommen — da erziehe Du, das können alle Philanthropine in ganz Europia nicht geben — gute brauchbare Menschen, ja das lasse ich gelten, hier ist aber die Rede vom außerordentlichen. Da hast Du nun, meine liebe Frau Aja, mit Fug und Recht Gott die Ehre gegeben, wie das recht und billig ist."

Gerade wegen dieser Huldigungen aber sucht sie mit Fleiß sich ihre Fehler vorzuhalten, übt sie mit Vorliebe jene Kunst, über sich selbst zu

fächeln, die ihren Briefen die Färbung des ungesucht Geistvollen verleiht. Ihre Redseligkeit, ihre allzugroße Neigung für das Theater, ihre Furcht vor allem Unangenehmen und Störenden geißelt sie wiederholt an sich selbst.

Oder ist es nicht Ironie, wenn sie, die Schreibselige, die einmal ausruft: „Was ist es um das Schreiben für eine herrliche Sache", sich tintenscheu nennt und vom schreibfaulen August meint: „Er hat vielleicht eine Ader von der Großmutter — Schreiben — Daumschrauben, ist bei mir einerlei." Als etwas leichtsinnig, aber guten Herzens, charakterisiert sie ihre Landsleute und meint sich selbst damit. Am köstlichsten aber äußert sich diese Selbstironie in dem schon oben abgedruckten Danke an die Herzogin für das ihr übersandte Bild.

„Sie meinte," so lesen wir in der Aristeia, „das Herz und mithin endlich das ganze Schicksal des Menschen entwickele sich oft an Begebenheiten, die äußerlich so klein erscheinen, daß man ihrer gar nicht erwähnt, und innerlich so gelenk und heimlich arbeiten, daß man es kaum empfindet. Noch täglich, sagte sie, erfahre ich solche Begebenheiten, die den Menschen dumm vorkommen würden, aber es ist meine Welt, es ist meine Pracht, meine Herrlichkeit. Wenn ich in einen Kreis von langweiligen Menschen trete, denen die aufgehende Sonne kein Wunder mehr ist, denen der herannahende Abend keine glückliche Bestätigung mehr ist, daß Gott die Welt noch nicht verlassen hat, so denk ich in meiner Seele: ja meint nur, ihr hättet die Welt gefressen! wenn ihr wüßtet, was die Frau Rat heute alles erlebt hat. Sie sagte dann wohl, daß sie sich in ihrem ganzen Leben nicht mit der ordinären Tagesweise habe begnügen können, daß ihre starke Natur auch wichtige und tüchtige Begebenheiten habe verdauen wollen, und daß ihr dies auch in vollem Maße begegnet. Sie sei nicht allein um ihres Sohnes willen da, sondern auch ihr Sohn um ihretwillen, und wenn sie das so gegen einander halte, so wisse sie wohl, was sie zu denken habe, wenn sie die Ereignisse in den Zeitungen lese."

Es ist jener schöne, von uns schon so oft an ihr bewunderte Charakterzug, dem sie hier in Bettinens Sprache Ausdruck verleiht: der Widerwille gegen alles Kleinliche und Alltägliche und die Verehrung des wahrhaft Großen, das sie mit beneidenswerter Kunst gerade an dem, was andre für klein oder unbedeutend halten, zu entdecken weiß.

Auch der vielfach etwas derbe Ausdruck darf ihr nicht als Unbildung ausgelegt werden; einmal erklärt er sich aus der Natürlichkeit ihres Wesens.

die nichts verschleiert, sondern die Dinge beim rechten Namen nennt, ferner beruht die Derbheit auf ihrem Dialekt, der sich, wie der Sohn zuerst in Leipzig erfuhr, in seinen Gleichnissen und sprichwörtlichen Redensarten für ein zartes Ohr oft anstößig ausdrückt. Man lese daraufhin die für Damen geschriebenen Romane der empfindsamen und sentimentalen Sophie von La Roche, und die Derbheit der Frau Rat in Privatbriefen wird nicht mehr verwunderlich erscheinen. Ebenso ist ihr die andre Eigentümlichkeit des Dialekts, die Vorliebe für Citate aus der Bibel, in Fleisch und Blut übergegangen. Wer von ihrer geradezu überraschenden, für jeden Theologen anerkennenswerten Bibelkenntnis sich ein Bild machen will, mag die in der Suphanschen Ausgabe gesammelten Citate aus der heiligen Schrift durchgehen. Selbst Luthers Schriften kennt sie und spricht von seinem herrlichen Trostbriefe an Spalatinus. Ueber ihre große Lesewut macht sie sich selbst oft lustig, aber sie las nicht, um zu lesen, sondern um mit dem Lauf der Litteratur vertraut zu bleiben. Daher ihre eifrige, durch fast alle Briefe an den Sohn sich hindurchziehende Sorge um den Wielandschen Merkur und später den Janus, auf deren Vollständigkeit sie mit einer oft komischen Angst und Mühe fast bis in die letzten Lebensjahre hält; daher die große Freude bei dem Erscheinen dieser Journale, die ihr sowohl neue Dichtungen als auch Beurteilungen der wichtigsten neuesten Erscheinungen brachten. Auch ist sie mit der neuesten Litteratur wohl vertraut. Von vielen citierten Schriften gedenken wir der mit besonderer Freude gelesenen Romane „Agnes von Lilien“ von Schillers Schwägerin und „Gräfin Pauline und Julchen Grünthal“ von Fried. Helene Unger, für deren Uebersendung sie sich bei Christiane hübsch bedankt: „Sie haben mir durch die überschickten Bücher eine große Freude gemacht, besonders war ich entzückt, Agnes von Lilien jetzt ganz zu besitzen, die ich mit so großer Begierde in den Horen suchte, aber immer nur stückweise fand — ich machte mir also ein rechtes Freudenfest und ruhte nicht, bis ich damit zu Ende war — so viel ich mich erinnere von meinem Sohn gehört zu haben, ist die Frau Verfasserin eine Schwägerin von Schiller — O! lassen Sie dieser vortrefflichen Frau meinen besten Dank vor dieses herrliche Produkt kund und zu wissen thun. Auch Julie hat mir sehr behagt, wer ist denn die Verfasserin davon? Ja, meine Liebe! Sie können kein besseres und verdienstlicheres Werk an Ihrer Sie liebenden Mutter thun, als daß Sie die Güte haben, wenn Ihnen solche liebliche Sachen zukommen, mich in meiner Geistesarmut Teil daran nehmen zu

laſſen. — Wir haben hier, das tieriſche Leben betreffend, an nichts Mangel — aber dem Geiſt geht es wie Adonia, dem Königsſohn im Alten Teſtament — von dem geſchrieben ſteht, wie wirſt du ſo mager, du Königsſohn."

Die vielfachen Erwähnungen und Citate aus Goethes, Schillers, Wielands, Gellerts, Gottſcheds Werken und aus ihren dramatiſchen „Leibſtückern", ja oft aus entlegenen Werken, wie der aſiatiſchen Baniſe, oder auch aus ſchwererer Lektüre, wie der Geſchichte der engliſchen Revolution und dem Leben der Königin Eliſabeth, laſſen uns ihren Scherz berechtigt erſcheinen, wenn ſie des Sohnes Worte aus dem Neueſten von Plundersweilern mit kleiner Aenderung auf ſich bezog:

Ich wohne in der langen Gaſſen,
Die man für Leſer erbauen laſſen,
Wo in den Häuſern, eng und breit,
Geleſen wird zu jeder Zeit!

Maria Belli erzählt, daß Frau Rat einſt ihren Sohn um einen allgemeinen Ausdruck gebeten habe, den man bei Beurteilung eines jeden Kunſtwerkes gebrauchen könne. Des Sohnes Rat, ſich den Ausdruck: „das wird Effekt machen" anzugewöhnen, habe ſie bis in ihr hohes Alter befolgt. In den Briefen der Frau Rat iſt davon nichts zu merken. Daß aber Frau Belli nicht Unrecht hat, zeigen uns wiederholt ſcherzhafte Anſpielungen hierauf in den Briefen an ſie.

Nächſt dem Sohne war ihr Schiller der größte Dichter. Mit ihm als Dichter bekannt wurde ſie durch die Aufführung der Räuber, die am 19. November des Jahres 1782 in Frankfurt erfolgte. Einundeinhalb Jahr darauf leſen wir in einem Briefe an Fritz von Stein: „Ich wünſchte ſehr, daß Sie jetzt bei mir wären. Uebermorgen geht unſer Schauſpiel wieder an, und zwar wird ein ganz neues Stück gegeben, Kabale und Liebe von Schiller, dem Verfaſſer der Räuber." Es war die erſte Aufführung dieſes Dramas in Deutſchland. Den Fiesco hatte ſie ſchon ein Jahr vorher (am 8. Oktober 1783) kennen gelernt. Vom Jahre 1797 an finden ſich Grüße an Schiller oder den lieben Schiller, wie ſie ſagt, „den ich von Herzen liebe und verehre."

Für die Glocke dankt ſie ihm beſonders, von ihrer Lektüre der Schillerſchen Dramen im Leſekränzchen bittet ſie den Sohn, Schiller etwas zu ſagen, „vielleicht macht es ihm einen guten Augenblick", eine Aeußerung, die uns heute komiſch vorkommt, von Frau Rat aber ernſt gemeint war. Von den Aufführungen ſeiner Werke in Frankfurt berichtet ſie getreulich, jede Auslaſſung

und Verstümmelung ist ihr verhaßt. Besonders auf den Tell richtet sie ihre Erwartung. „Den Neujahrstag wird Tell von Schiller bei uns aufgeführt. Da denkt abends um sechs Uhr an mich — die Leute um und neben mir sollen sich nicht unterstehen, die Nasen zu putzen — das mögen sie zu Hause thun."

Schon die Erwartung auf dies Drama, als ihr Goethe den Zettel von der Aufführung in Weimar zugeschickt hatte, macht sie sehr glücklich und entlockt ihr jene schönen Worte, die allein genügten, ihr unser Herz zu erobern: „Grüße Schiller! und sage ihm, daß ich ihn von Herzen hochschätze und liebe — auch daß seine Schriften mir ein wahres Labsal sind und bleiben — Auch macht Schiller und Du mir eine unaussprechliche Freude, daß Ihr auf all den Schnick-Schnack — von Rezensieren — Gewäsche — Frau Basengeträsche nicht ein Wort antwortet; da möchten die Herrn sich dem sei bei (uns) ergeben — das ist prächtig von Euch — Hätte das Herr von Meyer verstanden; so hätte er sich nicht soviel Aerger zugezogen! Fahrt in diesem guten Verhalten immer fort — Eure Werke bleiben vor die Ewigkeit."

Die große Verehrung für Schiller hing natürlich mit Frau Rats Steckenpferd, ihrer Vorliebe für das Theater, zusammen. Noch im Jahre 1805 klagte Henriette Schlosser über die Großmama, „die ohne Rücksicht auf Tante ihre Hälfte im Abonnement ins Theater geht. Tante weiß aber, daß dies eben nichts neues ist, Großmama treibt es noch auf dem alten Fuße."

Daher werden von Schiller und auch von Lessing nur die dramatischen Werke erwähnt. Minna von Barnhelm und Emilie Galotti waren seit langem ihre Lieblingsstücke. Ihre Kenntnis Nathans des Weisen erhellt aus mehreren schon citierten Stellen, ebenso von Schillers Räubern, des Wallenstein, der Jungfrau von Orleans und des Tell, denen bei ihrer Darstellung in Frankfurt Ausdrücke der höchsten Bewunderung gezollt werden. Unter den Lustspieldichtern stehen Iffland und Kotzebue obenan, deren Werke den „Hanswurstiaden", „dem platten Zeug", gegenüber als gute Stücke gerühmt und gepriesen werden. Besonders Kotzebue, der in wunderbarer Fruchtbarkeit die damaligen Theater mit immer neuer Ware versorgte, hat es Frau Rat angethan, wie ja auch der Sohn gerade dieses Dichters Dramen wegen seiner Darstellungskraft, witzigen Erfindung und großen Bühnenkenntnis mit Vorliebe aufführte. Seine heute längst verschollenen Dramen, wie die Kleinstädter, das Epigramm, die Pagenstreiche, werden oft und mit nicht geringem Lobe citiert, ja die bewundernde Dankbarkeit veranlaßt Frau Rat sogar zu

folgender Bitte an den Sohn, die nur aus völliger Verkennung der Verhältnisse zu erklären ist; denn gerade damals versuchte Kotzebue durch unwürdige Intriguen das Freundschaftsbündnis Goethes und Schillers zu zerstören: Ich weiß nicht, ob Du Bekanntschaft mit ihm hast, wäre es andem, so danke ihm in meinem Namen für sein Epigramm — so hat sich das hiesige Publikum lange nicht amüsiert — es ist vortrefflich besetzt." Kurz vorher wollte sie sogar dem von ihr verehrten Dichter eine Stelle als Regisseur am Frankfurter Theater verschaffen.

Ihr großes Interesse für die Oper, das durch eigene musikalische Thätigkeit genährt wurde, ist uns schon aus früherer Zeit bekannt. So wird uns von italienischen und deutschen Opern berichtet: die heroisch-komische Oper von Peter Winter „Das unterbrochene Opferfest" ist ihr Liebling, aber allen voran steht der große Meister Mozart. Die herrlichen, Heiterkeit und Harmlosigkeit atmenden Melodien waren ganz nach dem Herzen dieser Frohnatur. Freude spricht aus ihrer Schilderung der oft wiederholten, immer zahlreich besuchten Aufführungen: „Neues giebt's hier nichts, als daß die Zauberflöte achtzehnmal ist gegeben worden — und daß das Haus immer gepfropft voll war — kein Mensch will von sich sagen lassen — er hätte sie nicht gesehen — alle Handwerker — Gärtner — ja alle die Sachsenhäuser — deren ihre Jungen die Affen und Löwen machen, gehen hinein, so einen Spektakel hat man hier noch nicht erlebt."

Bei der mit aller Pracht ausgestatteten Darstellung des Titus wird sie „beim Anblick des Kapitols bis zu Thränen gerührt — so prächtig war das" und wünscht sich den Sohn herbei. Für die Oper Cosi fan tutte besorgt sie sogar vom Sohn in Weimar für das Frankfurter Theater einen besseren Text, „denn der", sagt sie, „den ich hier habe, ist abscheulich."

Aber am ausführlichsten wird natürlich über Aufführungen der Werke des Sohnes selbst berichtet. Mit welchem Stolze saß sie da als die Mutter des großen Dichters in ihrer Loge! Wie sie sich dabei als Vertreterin des Sohnes benahm und von den Schauspielern als solche respektiert wurde, dafür hat uns Bettina in ihrem Buch „die Günderode" einen hübschen, wenn auch oftmals angezweifelten Beleg erhalten. Sie läßt die Günderode im Sommer 1805 schreiben: „Im Theater wurden Goethes Geschwister gegeben — es war sehr leer wegen der Hitze, die Frau Rat saß ganz allein auf meiner Seite, sie rief aufs Theater: „Herr Werdy, spielen Sie nur tüchtig, ich bin da", es machte mich recht verlegen hätte er geantwortet, so

wäre ein Gespräch daraus geworden, in dem ich am Ende noch eine Rolle hätte übernehmen müssen. — Im Parterre saßen keine fünfzig Menschen. Werdy spielte recht gut, und die Rat klatschte bei jeder Scene, daß es widerhallte. Werdy verbeugte sich tief gegen sie, es war gar wunderlich, das leere Haus und die wegen der Hitze offenen Logenthüren, durch die der Tag hereinschien, dann kam der Zugwind und spielte mit den lumpigen Dekorationen, da rief die Goethe dem Werdy zu: „Ah das Windchen ist herrlich" und fächelt sich, es war doch gerade, als spielte sie mit . . . . . Ja, Du magst recht haben, es ist was Großes darin, und es ist schauerlich und daher tragisch gewesen, diese Leere, diese Stille, die offenen Thüren, die einzige Mutter, voll Ergötzen, als habe ihr der Sohn den Thron gebaut, auf dem sie weit erhaben über dem Erdenstaub sich die Huldigung der Kunst gefallen läßt — Sie spielten auch recht brav, ja begeistert, bloß wegen der Frau Rat, sie weiß einen in Respekt zu setzen. Sie schrie auch am Ende ganz laut, sie bedanke sich und wolle es ihrem Sohne schreiben. Darüber fing eine Unterhaltung an, wobei das Publikum ebenso aufmerksam war . . . ."

In unsern Briefen wird nur kurz von mehreren Aufführungen der „Geschwister" gesprochen, aus den Jahren 1803 und 1804. Ausführliches wird über den Clavigo erzählt. Zuerst erfahren wir, daß er nach langer Pause wieder einstudiert werden soll (November 1803), im Juni des nächsten Jahres, daß die Rollen in ausgezeichneten Händen seien, und bald lesen wir von der Freude der Frau Rat, die sie an dem „herrlichen Abend" der Aufführung des Clavigo genoß: „Noch muß ich eines herrlichen Abends erwähnen, den ich und unsere Frankfurter Dir zu danken haben — Es war der 14. Juli — in zwanzig Jahren hatte man ihn nicht gesehen — und da paßte das auf dem Zettel zum ersten Mal mit Fug und Recht — könnte ich Dir nur recht lebendig darstellen, wie vortrefflich alles ging, wie die Schauspieler es wie ihr eigen Kind behandelten, so recht mit Lust und Liebe es ausführten — wie eine Stille in dem großen — voll Menschen vollgepfropften Hause war — man hätte eine Stecknadel fallen hören — wie nur zuweilen, wenn es die Menschen zu sehr angriff — ein einstimmiges Applaudieren und Bravorufen entstand, z. E. wie Beaumarchais die neue Untreue von Clavigo erfährt — wie Carlos Clavigo aufs neue zur Untreue beredet — besser, größer kann dies Trauerspiel schwerlich, auf welchem Theater es sein mag, gegeben werden."

Ueber die Darstellung des Mahomet hören wir weniger die begeisterte, als die launige Frau Rat:

„Aus beikommendem Zettel wirst Du ersehen, daß den 31. Mai Mahomet bei vollem Hause ist gegeben worden — ich zweifle, ob ein Theater imstande ist das Stück so zu geben, wie es bei uns gegeben worden ist — Alle thaten, was möglich war, besonders Otto — der alle Rollen vortrefflich spielt, aber so!! Nein, so was habe ich von ihm noch nicht gesehen — ungeachtet nun wegen der Schwäche der Nerven, womit die jungen Frauenzimmer hier sehr geplagt sind, eine Demoiselle Protzler ohnmächtig hinausgetragen wurde und zwei Demoisellen Sintzheimer davonliefen — so wird es zu Ende dieser Woche doch wieder gegeben — worauf ich mich sehr freue."

Ihr Lieblingsdrama, den Götz, in der neuen Bearbeitung auf der Frankfurter Bühne zu sehen, darauf mußten sie und die Frankfurter trotz ihrer Bitte verzichten. Im Jahre 1804 hatte Goethe bekanntlich seinen Götz für die Weimarer Bühne bearbeitet. Die Arbeit befriedigte aber weder ihn, noch das Weimarer Publikum bei der Aufführung am 22. September 1804. Darum beschloß er, den Druck der Ausgabe zu verhindern. Nun hatte man aber in Frankfurt von Goethes Theaterausgabe gehört. Bei den großen Schwierigkeiten, die der Götz der Aufführung bot, mußte eine solche höchst willkommen sein. Man wandte sich deshalb an Frau Rat, die aber erst durch Vermittelung Christianens die Bitte dem Sohne vortrug: „das sämtliche Personale der hiesigen Schauspielergesellschaft bittet durch mich um das noch ungedruckte Exemplar des Götz von Berlichingen! Sie meinen (wie der Patriarch im Nathan), so was würde ihrem Fond sehr wohl thun — und da doch Frankfurt sein Vaterland wäre, so hofften sie auf gnädige Erhörung."

Daß die Antwort ablehnend war, ist nach dem Obigen leicht zu erraten. Sie scheint sogar etwas scharf ausgefallen zu sein. „Mir kannst Du es" so lautet Frau Rats letztes Wort in der Sache, „deswegen nicht übel deuten — daß ich anfragte, weil ich von allen Deinen sehr guten Gründen nicht das Geringste wissen konnte — diese Sache ist also abgethan — und keine ähnliche soll Dich je wieder behelligen." —

Es war nicht das einzige Mal, daß sich das Frankfurter Theater der Vermittelung der Frau Rat bediente. Das kam daher, weil das Theater seit 1792 in den Händen von Frankfurter mit Frau Rat befreundeten Bürgern war. Für die letzten Jahre seiner Pachtzeit hatte Tabor sein Recht

an die Mainzer Gesellschaft abgetreten. Diese benutzte Frankfurt aber nur als Lückenbüßer und ließ sich oft von schlechten Truppen vertreten. Auch hatte man das Mißliche einer immerfort wechselnden Truppe eingesehen und ebenso den Schaden des Verbotes der Aufführungen gerade an Sonn- und Feiertagen. Deshalb traten sechszig angesehene Bürger zusammen und zeichneten für 33000 Gulden Aktien, um nach Ablauf der Taborschen Pacht das Theater für jährlich 4000 Gulden zu pachten und eine ständige Truppe unter eigener Leitung zu engagieren; die Oberdirektion erhielten angesehene Bürger: Chamont, Stockum, Chiron, Küstner. Dieses neue, nun Nationaltheater genannte Unternehmen, das auch die gewünschte Spielerlaubnis mit geringer Einschränkung erhielt, trat am 21. Oktober 1792 in Thätigkeit. Die beiden alten Freunde der Frau Rat, Großmann und Unzelmann, hatten sich sofort Hoffnung auf eine Direktorstelle gemacht und sich deswegen, freilich ohne Erfolg, an die Gönnerin gewandt. Ihr Brief an den ersteren vom März 1791 führt uns deutlich in die Verhältnisse ein.

Die Aktiengesellschaft erzielte zuerst sehr erfreuliche Einnahmen und dazu noch in der bösen Kriegszeit, Neujahr 1793. Frau Rat leitet ihren Bericht darüber folgendermaßen ein: „Ich las einstmals in Jorick, daß das ein böser Wind wäre, der niemand was gutes zuwehte — das trifft nun mit unserm Schauspiel ein — der Krieg und seine Unruhen die so viele Menschen inkommodieren und ruinieren, macht der Entreprise den Beutel voll — Da der König von Preußen und alle Generäle — Herzogen und Prinzen alle Abende drinnen sind; so ist Dir das ein Leben wie die Krönung — das Haus, das nun schon längst fertig ist, hast Du gesehen — es ist ziemlich groß — aber vor jetzt meistenteils zu klein — So einen Spektakel, wie am zweiten Christtag, habe ich noch nicht (selbst die Krönung nicht) drinnen erlebt — über 2000 Menschen mußten zurück — man konnte keinen Apfel zur Erde werfen — Von der Seite wird es sich nun freilich und zwar mit Nutzen halten.“ Das Stück, von dem hier gesprochen wird, war die Paisiello'sche Oper „Die schöne Müllerin“. Aehnlich heißt es in einem Brief vom 6. September 1793: „Die Messe ist glänzender als in vielen Jahren — das Schauspiel befindet sich gut dabei — die Zauberflöte ist bezahlt.“

Im Jahre 1800 wurde auch Willemer in die Direktion gewählt, der bald darauf seine Freundschaft zu Frau Rat dazu benutzte, um von Goethe einen guten Regisseur zu erbitten.

Zwei Jahre später ließ die Aktiengesellschaft trotz einer Einbuße von

19000 Gulden in den zehn Jahren sich den Vertrag erneuern. Die neuen Direktoren Grambs, Zickwolf und Leerse scheinen aber auch nicht viel Glück gehabt zu haben. Man wählte 1803 einen Intendanten, den früheren Bürgermeister von Meyer, über dessen Wahl Frau Rat sehr erfreut war Er wandte sich mehrfach in Theaterangelegenheiten durch die Mutter an den Sohn. Als sich 1803 die Aussicht auf Goethes Besuch eröffnete, wollte er und seine Schauspieler alle Kräfte aufbieten, um dem großen Dichter zu gefallen. Bei weitem mehr benutzten natürlich die Schauspieler und Sänger die Vermittelung ihrer gütigen Gönnerin. Mit Recht nennt sie sich daher in einem Brief an Frau Stock eine Beschützerin und Pflegerin der sieben freien Künste und besonders der jungen aufstrebenden Talente. Ein hübsches Beispiel dafür, wie die Frau, die so reiche Erfahrung und treffendes Urteil in der Schauspielkunst hatte, Talente sogar durch Unterricht und Beispiel förderte, haben wir in dem Bericht des Hallenser Professors und späteren Schauspielers und Schriftstellers Julius Schütz über den Verkehr seiner Gattin, der damaligen Schauspielerin Eunicke, mit Frau Rat. Diese selbst berichtet von ihr dem Sohne nur, daß Frau Eunicke eine vortreffliche Schauspielerin sei. Aber durch Schütz erfahren wir von näheren Beziehungen: „Meine Gattin," so lautet der Bericht, „die sich 1789 viel in Goethes elterlichem Hause befand, hat mir öfters mit der ihr so eigenen lebendigen Auffassungs- und Darstellungsgabe diese wackere Frau, die sich auf das Innigste für das schon in seinem ersten Aufblühen so viel verkündigende Talent der jungen Künstlerin interessierte, charakterisiert und versichert, daß sie ihrem scharftreffenden Urteil und besonders ihren steten Warnungen, sich vor dem Zuvielthun, wie vor jeder Ziererei in ihrem Spiel zu hüten, vornehmlich den frühen Gewinn der echten Naturwahrheit in der Ausübung der Kunst zu danken gehabt habe." Von den alten Bekannten und Freunden der Frau Rat treffen wir in dieser Zeit wieder das Ehepaar Unzelmann und Frau Fiala. Unsere Leser erinnern sich der von uns vielfach berührten Briefe an den erstgenannten Liebling der Frau Rat, die eine fast leidenschaftliche Freundschaft verrieten. Die zwei Stellen, in denen Unzelmann in den Briefen an den Sohn — zwischen beiden liegt mehr als ein Jahrzehnt — erwähnt wird, verraten nicht bloß Gleichgültigkeit, was aus dem Orte, wo sie stehen, sich erklären ließen, sondern auch eine mit allen früheren Aeußerungen wenig übereinstimmende Abneigung — „Herr Unzelmann hat hier ohne Beifall drei Rollen gespielt, und das ganze Publikum wünschte ihm eine glückliche Reise", lautet das

Urteil über sein Gastspiel 1805. Wohl nur in einer Kränkung der opferfreudigen Gönnerin und einst so begeisterten Verehrerin seines Talents durch den leidenschaftlich und unbedacht handelnden Schauspieler werden wir die Erklärung hiefür finden; auch geht man gewiß nicht fehl, wenn man allzugroßen Mißbrauch ihrer Güte in Geldangelegenheiten, obgleich Frau Rat hier von Schauspielern starke Stücke gewöhnt war, als einen wesentlichen Grund des Erkaltens der Freundschaft annimmt.

Mit seiner Gattin, der auch von Goethe gefeierten Künstlerin, ist Frau Rat im Verkehr geblieben, wenn auch von ihr bei ihrem Gastspiel auffallend wenig die Rede ist. Ganz ungestört blieb ihr Verhältnis zu der seit 1777 mit ihr befreundeten Schauspielerin Fiala, die sich in einem Briefe von 1794 als der „liebsten Frau Rätin aufrichtige Freundin" bezeichnet. Sie ist auch die erste, für die die Mutter ein gutes Wort bei dem Leiter des weimarischen Theaters einlegt. „Fiala ist", so beginnt das Gesuch, „eine anerkannt gute Schauspielerin — Königinnen — edle Mütter ist ihr Fach — Sie ist noch so schön — daß sie die Jüngsten verdunkelt — hat einen edlen Anstand — auch einen guten moralischen Charakter — ist friedliebend — fern von Kabalenmacherei — mit einem Wort, ein brauchbares Subjekt. Bei uns sind leider ihre Rollen-Fächer besetzt — sonst würden wir sie mit Freuden wieder bei uns sehen."

Ein andermal verwendet sie sich für das Ehepaar Reinhardt, die in Weimar einige Gastrollen geben wollen. „Es sind ein paar brauchbare Subjekte — besonders die Frau, die in edlen Frauen — Liebhaberinnen, u. dgl. recht brav spielt, er macht Helden — Offiziere auch gut — nun ist mir aber erinnerlich, daß eure Gesellschaft den Sommer in Lauchstädt spielt — wie lange aber weiß ich nicht — wolltest Du also wohl die Güte haben, nur mit ein paar Worten zu antworten, ob im Juli etwas bei euch zu thun wäre. —

Auch die Freunde der Frau Rat nehmen Goethes Güte in Anspruch. Frau Stock wollte ihre Pflegebefohlene, ein Fräulein Caspers, in Weimar untergebracht wissen. Etwas zaghaft, weil die Empfehlung mehr auf äußeren als inneren Gründen beruht, bringt die Mutter die Bitte vor. „Wir haben hier ein junges Demoiselle, siebzehn Jahr alt, Namens Caspers, die gerne nach Weimar auf Theater möchte — Sie war hier zu ersten Liebhaberinnen angenommen, gefiel auch als Friederike in den Jägern und als Cora in der Sonnenjungfrau — nachher wollte es nicht recht fort — die Ursache mag in

einer gewiſſen Faulheit und Gemächlichkeit liegen — genug es wurde ihr aufgeſagt — Sie iſt von hübſchen Eltern aus Mannheim, Demoiſelle Jagemann kennt ſie — ſie will gern zwei Rollen übernehmen — hier hat ſie 800 Gulden bekommen."

Der alten Freundin zu Liebe gewährte Goethe die Bitte, nahm die junge Schauſpielerin, die ein hübſches Empfehlungsſchreiben der Frau Rat mitbrachte, nicht nur auf, ſondern ſtudierte ihr ſelbſt die Rolle der Amenaïde im Tancred ein, in der ſie 1801 in Weimar auftrat. Vom Dank des beglückten Mädchens, „die mit ihrem Aufenthalt in Weimar vergnügt wie eine Königin war", zeugen mehrere Briefe der nächſtfolgenden Zeit.

Die ſich nun häufenden Geſuche, mit der die gutmütige Frau beläſtigt wurde, bringt ſie wohl noch dem Sohne vor, aber ſie verlangt, wie bei der Bitte der Frau Bulla für ihre Tochter keine Zuſage, ſondern nur eine begründete Abſage, damit ſie ſich legitimieren kann, oder ſie entſchuldigt ſich damit, „daß ſie aufkeimende Talente nicht gern unterdrücken möchte", oder bringt gar die Bitte in einem Brief an Auguſt vor, um Goethe nicht direkt zu behelligen. So leſen wir in dem Brief an den Enkel vom Jahre 1805:

„Ein junger Menſch, ſechzehn Jahre alt, Conrad Wenner, von hier gebürtig und von angeſehenen Eltern, die Handelsleute ſind — hat einen unwiderſtehlichen Trieb Schauſpieler zu werden — alle Vorſtellungen dagegen helfen nichts — ich werde ein ſchlechter Kaufmann — aber ein großer Schauſpieler, das fühle ich — nun haben die Eltern nachgegeben — nun iſt die Frage, wo ſoll er ſein Probeſtück machen? in Frankfurt geht's aus ſehr begreiflichen Urſachen nicht wohl an — man hätte alſo Luſt, ihn nach Weimar zu ſchicken und dort zu erproben — ob ſein Gefühl Wahrheit oder Narrheit ſei — will nun Dein Vater erlaubeu — daß er komme und ihm einige kleine Rollen zur Probe geben; ſo wird die Verwandtſchaft es mit Dank erkennen." —

Zuletzt wird es ihr auch zu bunt, zumal Auguſt auf Befehl des Vaters das Geſuch etwas kräftig hatte ablehnen müſſen. Daher der ärgerliche Ton in dem letzten derartigen Anliegen.

„Der Komedienteufel iſt wieder in einen jungen Burſchen — einen Enkel des ehemal berühmten Oehlmännchen Handelsmanns Strang gefahren — und die Kerls wollen immer ihre erſte Ausflucht nach Weimar nehmen — ich werde ihm alſo ganz kurz ſagen laſſen, ich wüßte, daß Du der jungen Leute ſo viel hätteſt, daß Du niemand mehr gebrauchen könnteſt."

Schon einige Jahre vorher hatte sie mitgeholfen, einen jungen Mann aus der ihr bekannten Familie Fröhlich, der durch die Lektüre Wilhelm Meisters verführt, zu Goethe nach Weimar gegangen war, um Schauspieler zu werden, nach Frankfurt zu den Eltern wieder zurückzubringen.

Nur einmal hat es Frau Rat auch versucht, ein Gedicht eines guten Freundes bei ihrem Sohn zu empfehlen, der „unglückselige Papa" war der Tabakhändler Tesche in Frankfurt. Der Freund muß seiner Bitte gewaltiges Gewicht beigelegt haben, denn obgleich Frau Rat „sich nicht gern mit so etwas befaßte, es auch noch nie gethan hatte", läßt sie sich diesmal dazu bestimmen. Als die Antwort mehrere Wochen ausbleibt, fragt sie schüchtern an mit der Begründung „Lieber Himmel, es krabbeln ja so viele um den Parnaß, laß ihn mit krabbeln." Bei weiterem beharrlichen Stillschweigen bittet sie den Sohn, doch ihr zur Liebe etwas Freundliches darüber zu sagen, wieder so originell wie möglich, „sage ihm (mir zur Liebe) etwas, daß wenn man sagte Bal Semen, daß man es konnte vor Balsam nehmen", und endlich fürchtet sie gar, der Sohn nehme ihre Bitte übel: „Glaube ja nicht, daß, was Du mir sonst schuld gabst — noch jetzt die Mode ist (nämlich, wenn Du mir besonders bei Doktor Jung seiner Hirtenschleuder schuld gabst, ich ersparte den Leuten eine Ohrfeige — damit sie ein Loch in Kopf bekämen) nein das thue ich nicht mehr so viel und stark — freilich ganz und gar ist dieser gutmütige Fehler nicht ausgetilgt."

Der wahre Humor, der auch mit sich selbst Spott treibt, tritt hier zum Vorschein, es ist die Kehrseite der vielgepriesenen Ajathätigkeit, des Vermittelns und Vertuschens und zugleich der Charaktereigenschaft, bei allem immer nur die gute Seite hervorzukehren, die der Sohn mit dem trefflichen Gleichnis geißelte. Diese Schwäche hing mit einer gewissen Weichheit des Gefühls zusammen, die sie auch von ihrer Umgebung fordern ließ, alles Schreckhafte, Verdrießliche und Unangenehme vor ihr zu verbergen. Daß sich die gute Frau Mühe gegeben hat, sich zu bessern, sehen wir aus der Sorge, der Sohn könnte glauben, sie sei wieder in den alten Fehler verfallen .... aber freilich noch gar manchmal handelt sie, um ihr eigenes Gleichnis anzuführen, wie der Pater Brey in des Sohnes Fastnachtsspiel:

Wie er will Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gyps und Kalk verstreichen.

Doch Goethe ist nicht immer der Gebende, fast ebenso häufig ist er der Bittende. Die eigentümliche Erscheinung, daß in den Briefen an den Sohn

Theaterangelegenheiten einen so breiten Raum einnehmen, hat seinen Grund nicht nur in der Vorliebe der Frau Rat, sondern viel mehr noch darin, daß Goethe im Jahre 1791 die Leitung des weimarischen Hoftheaters übernahm. Nachdem in den ersten Jahren der Regierung Karl Augusts ein Liebhabertheater bescheidenster Art, in dem Goethe selbst wiederholt mitwirkte, dramatische Darstellungen gegeben, dann 1784—1791 die Bellomosche Wandertruppe gespielt hatte, setzte der Herzog 1791 eine Theaterkommission mit Goethe an der Spitze ein. Dieser faßte nun den abenteuerlich klingenden Plan in Weimar, einem Städtchen von 6000 Einwohnern, mit einer jährlichen Unterstützung des Herzogs von etwas über tausend Thalern eine Musterbühne für ganz Deutschland zu schaffen. Wie ihm das gelungen ist, weiß alle Welt und hat zuletzt wieder die zur Feier des 100jährigen Gedächtnistages geschriebene Schrift vor Augen geführt. Daß er aber, bei seiner rastlosen Thätigkeit und Sorge für das ihm anvertraute Institut, auch das ihm wohlbekannte treffliche und sichere Urteil der Mutter und ihre Vertrautheit mit allem, was das Theater anging, sich zu nutze machte, beweist uns fast ein jeder Brief aus jener Zeit. War doch seine Liebe und Neigung für das Theater gerade ein kostbares Erbteil der Mutter. Bei seiner Anwesenheit in Frankfurt 1797 ließ er sich von ihr ein Verzeichnis von früheren und damaligen Frankfurter Schauspielern und Sängern anfertigen, das die Mutter mit kritischen Bemerkungen in ihrer Art kurz und kräftig versah: „Eunicke — singt sehr gut; dessen Frau vortreffliche Schauspielerin, Böllendorf O weh!“ so beginnt die Kritik. Madame Fiala bekommt das Prädikat „sehr gut — Königinnen, Mütter; Rio soll sich sehr gebessert haben; Günter und dessen Frau — kommen ein wenig ins alte Eisen“ Aschenbrenner erhält die Censur: erbärmlicher Hecht; Stegmann: war 1790 ein guter Schauspieler, ditto Frau — nicht viel Rares; Christ gut, nur zu alt; Pauser nicht übel singt; Madame Welschowsky so so . . . .“

Ferner ließ der Sohn sich von der Mutter die Theaterzettel aus Frankfurt kommen und Berichte über erste Aufführungen der Schauspiele, um hieraus Nutzen für seine Bühne zu ziehen; er erkundigte sich auch über die ihr bekannten Schauspieler, die in Weimar angestellt werden wollten, so über ein Fräulein Böttticher, die er in Frankfurt gesehen hatte. „Wenn Demoiselle Böttticher“, so lautet die Antwort, „bei Eurem Theater auf dem Rollenfach der Frau Rosse in Armut und Edelsinn (von Kotzebue), Jungfer Schmalheim in der Aussteuer (von Iffland) — als Haushälterin im großen Los und

dergleichen Charakter und Karikatur sich verbindlich macht, so kann sie, zumal wenn ihr noch hie und da aufgeholfen wird, in die Fußstapfen ihrer Mutter treten und in diesem Fach viel leisten — Aber sollte sie der Einbildung Teufel treiben, wie es ihr unglaublicherweise schon begegnet ist, daß sie Liebhaberinnen — im Trauer- — Lust- — und Schauspiel vorstellen will, so lasse Dich nicht ein — erbärmlicher läßt sich nicht denken — auch singen will sie können — es ist ebenso jämmerlich."

Ein andermal gratuliert sie ihm: „weil die Müllerin, das Reibeisen, nicht nach Weimar geht und Euch die Ohren voll kreischt". Eine ausführliche Antwort folgt auf seine Anfrage nach der Oper Lodoiska von Cherubini, die am 6. September 1797 in Frankfurt aufgeführt worden war. „Lodoiska hat hier kein Glück gemacht — mein Gulden vor Abonnement suspendu hat mich sehr geschmerzt — die Musik (sagen Kenner) soll sehr schön sein — vor unser Publikum war es keine Speise — an den Dekorationen war auch nichts besonders — wir haben außer dem vortrefflichen italienischen Maler noch einen (der aber jetzt nicht mehr da ist), der wollte auch sein Kunststück machen — es war ein Wald und im Hintergrund das Schloß des Tyrannen — das aber auf die Dekorationen der Palmire gar nicht schmecken wollte — die andern waren unsere schon oft gesehene — ein Zimmer u. d. g. — außer der Lodoiska und dem Tyrannen (ich weiß seinen Namen nicht mehr), die sehr schön waren — sie von blauem Atlas, reich mit Pelz verbrämt — er gelb und roten Atlas, so wie eine Pole oder desgleichen — die anderen die russischen Kleider — die in den Strelitzen paradieren — überhaupt da ich es, dem Himmel sei Dank, nur einmal gesehen und vor Langerweile bald fortgegangen wäre; so erinnere ich mich weiter nichts, als was ich oben gesagt habe — zudem ist es ein Vierteljahr, daß die Sache vorgefallen ist — und wir haben in der Zeit soviel und mancherlei gesehen und gehört, daß die arme Lodoiska ganz verwischt ist."

Auch wurden durch Frau Rat Verhandlungen über den bekannten Weimarer Schauspieler Graff, der durch seine Darstellung des Wallenstein sich berühmt gemacht hatte, gepflogen. „Du wirst nun selbst wissen, was Du mit diesem falschen Menschen beginnen wirst", lautet der Schluß des Berichts. Zugleich hatte er sich nach einem Fräulein Mayer erkundigt, um sie für Weimar zu engagieren; sie wird von Frau Rat folgendermaßen charakterisiert:

„Demoiselle Mayer ist wegen ihres guten Lebenswandels — ihres Fleißes — ihrer Anstrengung bei dem Publikum sehr beliebt — es hat also

Nachſicht mit ihrer ſchwachen Stimme — mich dauert ſie immer, ſie würde mit ihren Anlagen eine brave Sängerin werden, denn ihre Stimme iſt lieblich und angenehm, aber ihre Bruſt iſt ſehr ſchwach — In einer großen Oper, z. E. Sextus, kann ſie am Ende faſt nicht mehr fort — aber, wie oben geſagt, wir haben ſie lieb, bedauern ſie und applaudieren — als Schauſpielerin hat ſie gar keinen Wert — ſie kaut alles, man verſteht ſie kein Wort — in Stille Waſſer ſind tief macht oder verdirbt ſie die kleine Rolle der Thereſe — ſo auch in den Kleinſtädtern — es iſt auch bei uns nur aus Not, wenn ſie gebraucht wird — indem drei unſerer beſten Schauſpielerinnen von hier weg ſind. Ihre Stimme iſt ſeit voriges Jahr nicht ſtärker geworden — alſo gebeſſert hat ſie ſich wenigſtens nicht — Ich habe ſie hiermit gezeichnet nach Leib und Seele."

Um beider Wünſche zu vereinigen, ſchlug die Frankfurter Direktion durch Frau Rat ihrem Sohn vor, Graffs Kontrakt zu löſen, wofür man ein gleiches mit Fräulein Mayer thun wollte. Frau Rat iſt offenbar dafür gewonnen worden, denn ihr Urteil lautete jetzt bedeutend milder. „Demoiſelle Mayer iſt ein gutes, liebes Weſen, wie ich Dir ſchon geſchrieben habe — und was ihre Stimme anbelangt: ſo glaube ich, daß Weimer ihr ſehr zuträglich ſein würde, weil das dortige Schauſpielhaus nicht die Größe, die Höhe und nicht den fürchterlichen Luftzug, wie das hieſige hat, daher alle Augenblicke jemand beim Theater krank iſt."

Aus dieſem Vorſchlage iſt natürlich nichts geworden. Goethe feſſelte vielmehr ſeine tüchtige Kraft durch einen geheimen Kontrakt, der dem Schauſpieler Penſion zuſicherte.

Auch über Weimarer Schauſpieler, die nach Frankfurt gegangen waren, berichtet die Mutter dem Sohne ausführlich, und an zahlreichen Stellen über alles Bedeutende und Wichtige im Frankfurter Theater. Das Ehepaar Demmer war vor ſeinem Auftreten in Frankfurt in Weimar. Ueber beide Gatten, die im April zuerſt auftraten, ſchreibt die Mutter ſofort an Goethe: „Wir haben ja eine ganze Karawane von Sängern von Deinem Theater erhalten! Herr Weyrauch debütierte als Hironimus Knicker und gefiel recht gut — desgleichen Madame als Konſtanze in der Entführung — von Anfang war ſie etwas verblüfft — denn es war das Haus gedrückt voll — gegen das Ende ging's beſſer — auch wurde ſie durch Applaudieren aufgemuntert — aber als Königin der Nacht — da konnte ſie kein Wort von der Rolle — da war mir angſt und bange — das zweite Mal ging aber

beſſer — das Hannchen in im Trüben iſt gut fiſchen — hat ſie recht brav geſpielt und geſungen. Herr Demmer! das iſt ein herrlicher Mann — den Tamino hat er vortrefflich geſpielt — und unſere Opern haben durch ihn ſehr gewonnen — ſeine Frau iſt nur als Claudia einmal aufgetreten — da kann man noch nicht viel ſagen. Vorige Woche iſt die Zauberflöte zweimal bei ſo vollem Hauſe gegeben worden, daß alle Thüren offen bleiben mußten, ſonſt wäre man vor Hitze erſtickt!"

Weyrauch konnte jedoch die Gunſt des Frankfurter Publikums nicht gewinnen und ging nach Weimar zurück, daher die Worte: „Wie ich höre, ſo kommen die Weihrauchs wieder zu Euch — es iſt mir vor die Leute recht lieb, hier wollte es mit ihnen gar nicht gehen — Lilla, der Frau ihre letzte Darſtellung — keine Hand hat ſich gerührt — ſie hat mich gedauert — freilich haben wir gar treffliche Lillas gehabt — eine Unzelmann — Willmann — Schick — das hat die Sache freilich vor die gute Frau verſchlimmert."

So zog der ſchriftliche Verkehr von Mutter und Sohn aus gemeinſamem Intereſſe vielfache Nahrung; an ein Erkalten im Ton oder gar ein Nachlaſſen in der Häufigkeit des Verkehrs, ein Schickſal, das ja alle anderen Briefwechſel erduldeten, iſt hier natürlich nicht zu denken, vielmehr iſt eine Steigerung an Inhalt und Zahl der Briefe gerade in den beiden letzten Jahren zu bemerken. Ein gütiges Geſchick ſandte beiden zum Erſatz für mündlichen Verkehr eine Vermittlerin, ein Mädchen, das an beiden mit gleicher, faſt abgöttiſcher Liebe hängend, einen lebendigeren Austauſch der Seelen vermittelte; es war Bettina Brentano.

Bettina.

Bettinens Familie hat uns wiederholt wegen ihrer nahen Beziehungen zum Goethiſchen Hauſe beſchäftigt. Urahne, Großmutter, Mutter, Kind haben unſerm Dichter in ſeinem langen Leben nahe geſtanden. Sophie von La Roche, „das Mamachen", iſt uns in ihrem nahen Verkehr mit Goethe ſchon bekannt geworden, nicht minder ihre Tochter, Maxe Brentano, die Lotte von Werthers zweitem Teil; zu ihren zahlreichen Kindern gehört unſere Bettina. Ein eigentümliches Geſchick wollte es, daß deren älteſter Sohn, alſo die vierte Generation, der letzte Fremde war, den Goethe kurz vor ſeinem Tode in Weimar bei ſich aufnahm. Sophie von La Roche und ihre Tochter müſſen

uns noch etwas beſchäftigen, ehe wir zum „Kinde“ Bettina übergehen und ihrem durch ſie ſelbſt dichteriſch verherrlichten Verhältnis zu Mutter und Sohn.

Bettina von Arnim.

Herr von La Roche war 1786 nach mannigfachen Schickſalen nach Offenbach gezogen, um dort den Reſt ſeines Lebens zu verbringen. Obgleich ſchon einige Jahre ſpäter Frau La Roche Witwe wurde, ſo behielt ſie ihren Wohn-

ſitz, trotz ihren vielen Reiſen — 1785 war ſie in Paris, 1786 in England —, in Offenbach, alſo ganz in der Nähe von Frankfurt. So finden wir ſie denn auch 1793 im Januar an der herzoglichen Tafel beim Beſuch der Herzogin Luiſe von Weimar in Frankfurt und manchmal zum Diner bei Bethmanns mit Frau Rat zuſammen, aber ein näherer oder vertrauter Verkehr ſcheint zwiſchen beiden Frauen nicht ſtattgefunden zu haben. Die Gegenſätze in beider Charakter geben hierfür die beſte Erklärung. Das Gezierte und Gemachte in dem Weſen der La Roche, die Gefühlsüberſchwänglichkeit und Sentimentalität, der Widerſpruch in ihren Schriften und Thaten, kurzum, das Unwahre konnte Frau Rat an ihr nicht vertragen. Nichts war ihr verhaßter als „erdachte Empfindſamkeit“, nichts mehr zuwider „als das Schwätzen und Prahlen und Salbadern, wie das ſo viele Empfindſame zu thun pflegen“. Ueber die von Frau La Roche durchgeſetzte Verheiratung der Maxe war, wie uns bekannt, Frau Rat nicht wenig ungehalten geweſen; als nun gar die Mutter Sophie auch für die zweite Tochter eine Geldheirat plante, wird unſere brave Frau Rat geradezu empört. Sie hat darüber an Anna Amalia berichtet: „Teuerſte Fürſtin! Könnte Doktor Wolf den Tochtermann ſehen, den die Verfaſſerin der Sternheim ihrer zweiten Tochter Luiſe aufhängen will; ſo würde er nach ſeiner ſonſt löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirſchen, und ganz gottlos fluchen. Geſtern ſtellte ſie mir das Ungeheuer vor — Großer Gott!!! Wenn mich der zur Königin der Erden (Amerika mit eingeſchloſſen) machen wollte; ſo — ja ſo — gebe ich ihm einen Korb — Er ſieht aus — wie der Teufel in der ſiebenten Bitte in Luthers kleinem Katechismus — iſt ſo dumm, wie ein Heupferd — und zu allem ſeinem Unglück iſt er Hofrat — Wenn ich von all dem Zeug was begreife; ſo will ich zur Auſter werden. Eine Frau wie die La Roche von einem gewiß nicht gemeinem Beiſtand, von ziemlichen Glücksgütern, von Anſehen, Rang u. ſ. w., die es recht drauf anfängt, ihre Töchter unglücklich zu machen — und doch Sternheime und Frauenzimmerbriefe ſchreibt — mit einem Wort, mein Kopf iſt wie in einer Mühle. Verzeihen Ihro Durchlaucht, daß ich Ihnen ſo was vorerzähle, ich habe aber eben das Abenteuer vor Augen — und die Thränen der guten Luiſe kann ich nicht ausſtehen — das Untier heißt Möhn und iſt wirklicher Hofrat vom Kurfürſten von Trier. Haben Ihro Durchlaucht nur die Gnaden und fragen Merck, was der von der Sache denkt und wie er die La Roche drüber ausgeputzt hat — Ich habe närriſche Heiraten genug erlebt, aber wahrlich, was zu viel iſt, iſt zu viel.“

Anna Amalia und Goethe waren nicht weniger empört: „Die Nachricht," ſo antwortet die Herzogin, „iſt ſo wunderbar, daß mir der Verſtand ſtill ſteht; ich habe Ihren Brief an Doktor Wolff gewieſen, da das Hofleben ihm aber ſehr geſittet gemacht hat, ſo knirſchte er nicht mit den Zähnen, fluchte noch weniger, ſondern zuckte die Achſeln über das jämmerliche Abenteuer ... da ſagt das Sprichwort wahr, thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten; ihre Empfindungen ſind auf ſchwarz und weiß aber weit entfernt vom Herzen."

Die Thränen der armen Luiſe waren leider ſehr berechtigt; der reiche Gatte erwies ſich bald als ein roher Trunkenbold. In die Leiden dieſer Ehe, die das fröhliche und ſchöne Mädchen Luiſe bald zu einer verdüſterten, kalten und freudloſen Frau machte, hat uns Clemens Brentano, der dort mehrere Jahre als Knabe verlebte, einen Einblick gewährt.

Seit dieſer Zeit waren viele Jahre vergangen, aber der Gegenſatz zwiſchen beiden Frauen hatte ſich mit den Jahren noch geſteigert. Die Welt war über die Wertherperiode hinweggeſchritten, aber Frau La Roche, die eigentliche Vertreterin dieſer weichlich ſüßlichen und ſchwächlichen Empfindelei, forderte jetzt noch Verſtändnis für eine Stimmung, die, wie Goethe bei ihrem Beſuch 1799 ſagte, allenfalls vor dreißig Jahren zur Zeit wechſelſeitiger Schonung noch ertragen werden konnte, nunmehr aber ganz aus der Jahreszeit und ſelbſt einem Manne wie Wieland unerträglich war. Ueber den Eindruck der beiden Frauen im Jahre 1800 auf ihn hat Nicolovius berichtet, der in Offenbach Frau La Roche wiederholt beſucht hatte. „Sie war," ſchrieb er in einem Brief vom 24. Mai, „einen Tag über mit der Großmutter Goethe bei uns; die beiden Greiſinnen ſind total entgegengeſetzten Sinnes, Charakters und Geberden, daß man die eine für die Satire der anderen halten könnte; ſie hemmten ſich alſo gegenſeitig. Das Haupt unſerer großen Familie, die Urgroßmutter Goethe, iſt das lebendigſte, herzvollſte Mitglied derſelben. Ihre Originalität macht, daß man manche Eigentümlichkeit ihres Weſens vergißt; dagegen verlaſſen die La Roche, der Sorgen auf dem Herzen liegen, ſo doch allen edlen Seelen ſchwer zu tragen ſind, ihre Grazie und ihr ſchöner, ungemeiner Sinn nicht und erhöhen den Anteil jeder Art, den man ihr unmöglich verſagen kann." Es iſt unſchwer zu erraten, was Nicolovius mit den „Eigentümlichkeiten ihres Weſens" meint, die ihre Originalitäten vergeſſen machen. Ihre natürliche Wahrheit und unverſtellte Aufrichtigkeit konnte in der Beleuchtung der geſuchten, wenn nicht gekünſtel-

ten Vornehmheit der La Roche leicht als Derbheit oder Rückſichtsloſigkeit erſcheinen.

Dieſer Gegenſatz zeigte ſich auch darin, daß Frau Rat trotz aller Einladungen des Sohnes und der Herzogin ſelbſt in den Jahren der Kriegsnöten in Frankfurt blieb, während Frau La Roche hilfeſuchend bei ihrem alten Freund Wieland ſich anmeldete und dadurch ihn ſowohl, wie die andern großen Weimarer in die größte Verlegenheit ſetzte. „Hier waren wir nun," ſo lautet Goethes Aufzeichnung in den Annalen vom Jahre 1794, „in dem Fall, ihm und uns einen Freundſchaftsdienſt zu erweiſen. Angſt und Sorge hatten wir ſchon genug, dazu noch obendrein die Wehklagen zu erdulden, ſchien ganz unmöglich. Gewandt in ſolchen Dingen, wußte meine Mutter, ſelbſt ſo vieles ertragend, auch ihre Freundin zu beſchwichtigen, und ſich dadurch unſeren größten Dank zu verdienen." Wie Frau Rat das zu Wege brachte, wiſſen wir nun aus dem prächtigen Brief an den Sohn vom 1. April 1794:

„Die Bürgerkrone wäre nun verdient! Mama La Roche kommt nicht zu Euch — ich könnte, um meinen Ruhm zu vergrößern, Euch raten laſſen, wie ich die Sache betrieben, doch kann vor diesmal die Verheimlichung meiner Talente (aus Gründen, die Ihr gleich hören ſollt) nicht ſtattfinden. Geſtern fuhr ich nach Offenbach — zum Glück oder Unglück, das kann ich noch nicht beſtimmen, war die l. R. nach Hanau gefahren, aber ihre Tochter, die Hofrätin Möhn, war bei der Hand — ich will die Geſchichte dialogiſieren, es klingt beſſer als das ewige, ſagte ich, ſagte Sie. Frau Aja — Ei, ei die Mama reiſt doch auch immer im Lande herum, ich habe gehört, ſie will auch nach Weimar — Möhnin — ja es iſt ſo etwas im Werk — Aja — ja über dieſe Reiſe hätte ich doch etwas mit Mama zu reden — doch, da ſie nicht da iſt, kann ich's Ihnen auch vertrauen — aber verſprechen Sie mir, daß Wieland in ſeinem ganzen Leben nichts von alledem . . . erfahren ſoll — Möhnin. Ja das verſpreche ich. Aja. Wieland iſt mit Arbeiten ſo überhäuft, daß er die Nächte zu Hilfe nehmen muß — weil es eine abſolute Notwendigkeit iſt, daß die Sachen fertig werden — darunter leidet ſein ohnehin nicht ſtarker Körper — nehmen Sie nun noch Zerſtreuung dazu! ſein Geiſt würde durch das Daſein ſeiner Freundin ganz auf andere Gegenſtände geleitet werden — Demungeachtet müßte ſeine angefangene Arbeit vollendet ſein, da könnte wahrlich eine ganze Zerrüttung der Maſchine bewirkt werden und dergleichen mehr. Legen Sie das der Mama an Herz,

und sie wird mir vor meine ihr gegebenen Winke danken — Damit aber Wieland von unserem Plane (der doch wahrlich bloß zu seinem Besten angelegt ist) nicht ahndet; so muß die Mama einen Brief an ihn schreiben, worin sie mit großem Bedauern Umstände angiebt (die bei jetzigen Zeiten leicht zu erfinden sind), die sie verhindern, zu kommen. Möhnin. Das alles soll befolgt werden — das verspreche ich Ihnen. Nun könnt Ihr ganz ruhig sein, denn zum Ueberfluß will sie morgen nach Frankfurt und kommt zuverlässig zu mir — und da will ich so empfindsam salbadern, als wenn man sagte Baal Samen, daß man es könnte vor Balsam nehmen."

Aber die Sorge der Weimarer schien noch nicht ganz gehoben. Es bedarf einer nochmaligen Versicherung auf Ehrenwort im nächsten Brief, daß Mama La Roche gewiß nicht komme. Die Gefahr war jedoch nur aufgeschoben, nicht beseitigt. Frau Rat schiebt alle Schuld auf Wieland, als der Besuch drei Jahre später doch unternommen wird. „Aber O! wehe!!" heißt es in dem Briefe vom 2. April 1799, „Madame La Roche geht doch zum Gevatter Wieland — der Veteran hat ihr die einladendsten Briefe geschrieben — und ich wette, er langweilt sich, wenn sie einen halben Tag bei ihm ist — vermutlich wird sie alle große und edle Menschen in und um Weimar mit Empfindsamkeit in Contiportion (Kontribution) setzen, wobei Du gewiß obenan stehst — Fasse Deine Seele in Geduld — oder gehe im Mai (denn da kommt sie zu Euch) nach Jena — doch Du wirst es schon einrichten. Lebe wohl!"

Wie sehr Frau Rat mit ihren Befürchtungen recht gehabt hatte, ersehen wir wieder aus Goethes Bericht in den Annalen, nicht weniger aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Als „das drohende Gewitter" sich wirklich entladen hatte, wollte man Hilfe aus Lobeda holen; denn dem guten Freunde Schiller ist schon bei der Nähe der betagten Freundin ganz schlecht zu Mute. Goethe aber, nachdem er sie zweimal gesehen und sie gerade so wie vor zwanzig Jahren gefunden hatte, giebt eine Schilderung von ihrem Wesen, die zeigt, daß er mit der einst so geliebten, mütterlichen Freundin innerlich nichts mehr zu thun hatte: „Sie gehört zu den nivellierenden Naturen; sie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche herunter und richtet das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genuß an."

Glücklicherweise merkte der Gast von diesen im Hintergrunde erscheinenden Reflexen nichts. Frau Sophie freute sich über die ehrenvolle und vornehme

Aufnahme, die ihr von Goethe zu teil wurde; ja sie berichtete ausführlich darüber in ihrem Buche: „Schattenrisse abgeschiedener Stunden."

„Wir genossen wirklich ein Fest der Seelen" — so bezeichnet sie das ihr zu Ehren von Goethe veranstaltete Festessen — „wie einst ein Britte sich ausdrückte. Mir dünkte das Ganze in einer römischen Villa veranstaltet zu sein, da man gleich in dem Vorhause eine Bildsäule erblickt, und oben vor der ersten Thüre mit dem in großen Buchstaben eingeschriebenen Salve! begrüßt wird, und sich dann mitten zwischen Raphaels Stanzen befindet, welche da mit aller Würde behandelt wurden; denn die Aufmerksamkeit wird durch keinen andern Gegenstand zerstreut oder abgezogen. Was sollte auch ein Kenner anders wünschen, als diese herrliche Ausbeute einer Reise nach Rom! — Bald aber kamen wir in ein Zimmer, welches, mit der edelsten Simplizität verziert, in schöner, doch kein kaltes Staunen erregender Größe angelegt ist, wie es zur Bewahrung eines Heiligtums der Kunst gefordert werden kann; denn hier sieht man, wenn der ein wichtiges Geheimnis anzeigende Vorhang zurückgezogen wird, die vollkommenste Kopie des sich seit 1900 Jahren in frischer Farbe erhaltenden Gemäldes, das unter dem Namen der Aldobrandischen Hochzeit bekannt ist. — Ich genoß und bewunderte mit innerm Gefühl von Glück das Ganze dieses Anblicks. — Der Eintritt in das Eßzimmer schien mir eine Art Zuruf: „Alte Baucis, dein scherzender Traum — steht nun als Wahrheit vor dir. Du dachtest, in Weimar ein Göttermahl vor der Thürschwelle eines Tempels zu sehen, und bekommst nun selbst einen Anteil von Ambrosia!" denn die mit Blumen und Früchten aller Art so reich verzierte Tafel war gar nicht nach dem gewöhnlichen Geschmack der Gastmahle, und die Gegenwart der Verfasserin der reizenden „Agnes von Lilien", der Dichterin der Gesänge von Lesbos, Wieland und Goethe, lauter Lieblinge des Apoll, konnten diese Vermutung rechtfertigen. Eine aus dem Garten zwischen schönen Gewächsen ertönende Musik und die Erscheinung eines Amorino dienten zum Beweise, daß ich bei einer Art von Götterfest zugegen war."

Eine ähnliche Beschreibung hat Sophie La Roche in einem Briefe an Frau Rat gegeben und sie bald darauf mündlich, als sie auf der Rückreise nach Frankfurt kam, wiederholt. Im Dezember 1799 waren die Mutter und das einstige „Mamachen" des Dichters beisammen, und hier wurde nun der aufmerksam lauschenden Frau ganz genauer Bericht über die herrliche und vornehme Wohnung des Sohnes und jenes prächtige Fest gegeben. In

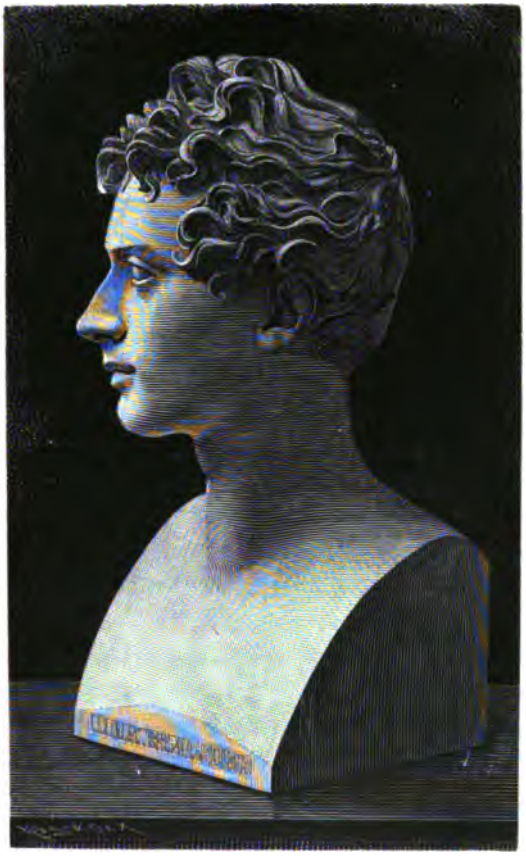
dem nächſten Brief merken wir die Wirkung hiervon: „Lieber Sohn! Nach der Rückkehr der Mama La Roche empfinde ich erſt recht — wie Du mir zu Liebe Dich in meiner kleinen Wohnung beholfen haſt — Ei! Was hat die mir und allen Deinen Freunden vor eine herrliche Beſchreibung Deines Hauſes und Deiner ganzen Einrichtung gemacht — das deliziöſe Gaſtmahl, das Du ihr gegeben haſt — das prächtige, grüne atlasne Zimmer — der herrliche Vorhang — das Gemälde, das dahinter war — Summa Summarum — einen ganzen Tag hat ſie mich davon unterhalten — was mir das vor ein Tag war, kannſt Du leicht denken!!!“

Vertrauter und näher, weil mehr auf Charakter und Geſinnungsähnlichkeit beruhend, war der Verkehr von Goethes Mutter und Sophiens Tochter Maximiliane Brentano. In ihrer leidvollen Ehe war Frau Rat der jungen Frau Tröſterin und Helferin geweſen; auch Wolfgang bewahrte der einſt angebetenen Maxe ein lebendiges Intereſſe. Bei ſeinen Beſuchen in Frankfurt verfehlte er nicht, ſie aufzuſuchen, ſo auch im Mai 1793. „Deine Mutter hat mir erzählt,“ ſo erinnerte Bettina ihn an dieſen Beſuch, „wie Du ſie zum letzten Male geſehen, daß Du die Hände zuſammenſchlugſt über ihre Schönheit. Das war ein Jahr vor ihrem Tod . . . Damals ſagteſt Du voraus, daß Du ſie nicht wiederſehen würdeſt. Deine Mutter hat mir's erzählt, wie Du tief bewegt über ſie warſt.“

Bald darauf, am 21. November desſelben Jahres, ſtarb Maximiliane. Von Goethes tiefer Trauer ſind die Worte Bettinens unzweideutiger Beweis; von ſeiner Mutter haben wir nur ein vier Wochen ſpäter geſchriebenes bedauerndes Wort erhalten über den unglücklichen, zum zweiten Mal Witwer gewordenen Gatten und ſeine zwölf Kinder. Auch er folgte ſeiner Gattin ſchon im Jahre 1797.

Von den zahlreichen Kindern Maximilianens hat außer Bettina und Melina noch der ſpätere Romantiker Clemens Maria Brentano mit Frau Rat in näherem Verkehr geſtanden. Im September 1778 geboren, blieb er die erſten Jahre bei dem Großvater, dann bei der unglücklichen Tante Luiſe, „der Möhnin“, in Coblenz; vom Jahre 1789 an war er längere Zeit in Frankfurt. Der lebhafte, phantaſtiſche Knabe hatte ſich in dem alten Kaufmannshauſe mit ſeiner Schweſter ein altes Kaffeefaß als Ritterburg Baduz eingerichtet und lebte hier in einer Märchenwelt, die ihm über das triviale Kaufmannsleben hinweghalf. Als man ihn deswegen verſpottete, nahm ſich, wie er ſelbſt erzählt, die Hausfreundin, Frau Rat, ſeiner an und flüſterte

ihm mitleidig ins Ohr: „Laß dich nicht irre machen, glaub du mir, dein Vaduz iſt dein und liegt auf keiner Landkarte, und alle Frankfurter Stadtſoldaten und ſelbſt die Geleitsreiter mit dem Antichriſt an der Spitze



Clemens Brentano.

können dir es nicht wegnehmen; es liegt, wo dein Geiſt, dein Herz auf die Weide geht.

Wo dein Himmel, iſt dein Vaduz,
Ein Land auf Erden iſt dir nicht nutz.

Dein Reich iſt in den Wolken und nicht von dieſer Erde, und ſo oft es ſich mit demſelben berührt, wird's Thränen regnen — Ich wünſche einen

gesegneten Regenbogen. Bis dahin baue deine Feenschlösser nicht auf die schimmernden Höhen unter den Gletschern, denn die Lawinen werden sie verschütten, nicht auf die wandelbaren Herzen der Menschen unter den Klätschern, denn die Launen werden sie verrücken, nein, baue sie auf die geflügelten Schultern der Phantasie."

„Als ich und meine Betrübnis", so erzählt Clemens weiter, „so herangewachsen, daß die Frau Rat uns nicht mehr Du, sondern Er nannte, sagte sie einstens: „Wenn ich ihn ansehe, geht es mir schier wie jenem alten General, der sah einmal einen höchst kummervollen Menschen in den Schloßhof hereinschleichen, und als dessen elendes Aussehen sein starkes Herz rührte, zeigte er seinem Diener den Armen und sprach: „Prügle er mir den Menschen dort vom Hofe hinweg, denn der Kerl erbarmt mich." Steht es denn gar so schlecht mit seinen Ländereien? Er sieht ja drein, als sei der Scepter von Juda gewichen und der Herrscher von seinen Lenden. Komme er heute abend mit mir, es soll ihm das schönste Spektakel gezeigt werden, das je in Vaduz aufs Tapet gekommen ist." Es folgt die Schilderung jener hübschen Theaterscene, in der Marianne Jung, die spätere Angebetete Brentanos und Suleika Goethes, als kleiner Harlekin aus dem Ei kroch; sie macht freilich zu sehr den Eindruck des Erfundenen, als daß wir sie hier verwerten dürften. Auch später noch hat Frau Rat dem jungen Freund tröstend beigestanden, als sie im Verein mit Frau Maxe beim Vater durchsetzte, daß er nach Bonn auf die Universität gehen durfte.

Durch den Tod des Vaters 1797 völlig unabhängig geworden, lebte Clemens seinen schöngeistigen Neigungen. Aber wie seine Poesie, so war auch sein Leben nicht frei von Extravaganzen. Nachdem seine erste Frau, eine geschiedene Mereau, 1806 gestorben war, entführte er im September 1807 ein Fräulein Busmann aus Frankfurt, eine nahe Verwandte der Bethmanns, oder wie andere sagen, wurde er von ihr entführt. Frau Rat sucht diese unüberlegte Handlung, die für ihn das Unglück seines Lebens wurde, in scherzhafter Weise zu erklären. „Ich vor meine Person," heißt es in einem langen Schreiben an den Sohn vom September 1807, „schreibe nun alle Narrheiten, die sich in kurzer Zeit hier gehäuft haben, der erstaunlichen Hitze zu, in Rom sind sechzig Menschen närrisch worden — so arg ist nun freilich bei uns nicht, aber auch Rom und Frankfurt!!!" Demoiselle Busmann, Enkelin von Frau Bethmann Schaaf hat einen Bräutigam — soll nur noch etwas warten, läßt sich aber von Clemens Brentano entführen — die Hitze ist ganz allein schuld."

Der Frau Rat gedachte Clemens Brentano noch im Jahre 1838 in der oben citierten Zueignung seines Märchens „Gockel, Hinkel, Gackeleia“ an die Jugendgeliebte Marianne. „Die Kinder dieser Zeit,“ heißt es dort am Schluß, „wenden mir den Rücken wie die Phantasie, und die Frau Rat, Gott tröste sie, kann mich nicht mehr trösten, wie einstens.“

Auf diesen Beziehungen Goethes und seiner Mutter zu der Familie La Roche-Brentano beruht das ganz eigenartige, viel besprochene und oft falsch beurteilte Verhältnis Bettinens zu Goethe und seiner Mutter.

Bettina Brentano wurde am 4. April 1785 in Frankfurt geboren. Bei der unglücklichen Ehe ihrer Eltern wird ihre erste Jugend nicht die glücklichste gewesen sein. Als Liebling des Vaters mußte sie schon in den frühesten Jahren die Vermittlerin zwischen Mutter und Vater spielen. „Wie ich ganz klein war“, erzählt sie in dem Buch von der Günderode, „der Vater hatte mich am liebsten von allen Kindern, ich kann kaum zwei Jahre alt gewesen sein, wenn die Mutter was von ihm zu bitten hatte, da schickte sie mich mit einem Billet zu ihm, denn sie schrieben sich immer, sie sagte, wenn der Papa das Billet liest, so bitte daß er Ja schreibt, und er richtete oft nach meinen Bitten seinen Entschluß.“ Nach dem frühen Tode ihrer Mutter (1793) kam sie in das Kloster zu Fritzlar; vom Jahre 1801 lebte sie mit mehreren ihrer Geschwister bei der Großmutter in Offenbach, die das sehr lebhafte und geweckte Kind mit den Gestalten ihrer so reichen Vergangenheit bekannt machte und sie in die Litteratur ihrer Zeit einführte. Hier lernte sie bedeutende Männer aus Deutschland und Frankreich, die die berühmte La Roche besuchten, kennen, hier wurde sie auch mit Goethes Werken näher bekannt, der ja in so nahen Beziehungen zu ihrer Familie stand. Die alte Hausfreundin hatte sie natürlich schon in früheren Tagen gekannt, aber erst mit dem Jahre 1806 begann der vertraute, ihr bald zum täglichen Bedürfnis werdende Verkehr mit Goethes Mutter; und auch dieser ging mit der Tochter der lieben Freundin Maxe ein neuer Stern auf, der ihre letzten Lebensjahre in ungeahnter Weise verschönen sollte. Nicht daß sie gleichen Charakters gewesen wären; Bettinens schwärmerisch sentimentale und excentrische, fast krankhaft phantastische Art fand keinen Berührungspunkt mit der kerngesunden und natürlichen Denkweise der Greisin. Vor dieser war das Fräulein Günderode, eine zur Schwärmerei neigende, phantasiereiche Stiftsdame und Dichterin, Bettinens Vertraute gewesen. Sie, die infolge von Schwermut und Liebeskummer 1806 Selbstmord beging, ist von

Bettina ſpäter in einem eigenen Werke, „die Günderode“ genannt, verherrlicht worden, Frau Rat jedoch wagte der Sohn gar nicht nach ihr und ihrem Tod zu fragen, weil die Mutter, wie er an Frau Frommann ſchrieb, kurz ſagen würde, es ſei eine Verrücktheit. Aber wohl konnte Frau Rat den idealen, großartigen Zug ſelbſt hinter den verſchrobenſten Handlungen Bettinens erkennen, ihre ſchwärmeriſche Begeiſterung für alles Gute und Große, ihren ſchönen Optimismus mit ihr teilen; und worin ſie beide völlig eins waren, das war die faſt abgöttiſche Verehrung des großen Dichters, von dem die Mutter zu erzählen und Bettina zu hören nicht müde wurde.

Bettina behielt alles in liebendem Herzen, was die von der Erinnerung begeiſterte Mutter ihr verriet, deshalb war ſie, als der beredte Mund ſich für immer geſchloſſen hatte, für Goethe der beſte Erſatz und eine treue und reiche Quelle: „Manches, was ſie mir ſagte,“ ſteht in der Ariſteia, „hab' ich mir gleich damals aufgeſchrieben, aus keiner anderen Abſicht, als weil mich ihr Geiſt überraſcht und dann auch, weil es ſo merkwürdig war, ſie, unter lauter dürrem Holz der einzig grüne Stamm. Manchmal ſagte ſie mir morgens ſchon im voraus, was ſie alles am Abend in der Geſellſchaft erzählen würde; am anderen Tage ward mir der Bericht abgeſtattet, was es für einen Effekt gemacht hatte.“

An ſie wandte ſich daher Goethe, als er den Entſchluß faßte, ſein Leben zu ſchreiben. „Es fand ſich nun, daß ich mit Abfaſſung der Biographie zu lange gezaudert hatte,“ heißt es in dem Bericht der Annalen. „Bei meiner Mutter Lebzeiten hätte ich das Werk unternehmen ſollen; damals hätte ich ſelbſt noch jenen Kinderſcenen näher geſtanden und wäre durch die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe völlig dahin verſetzt worden.“ Am 25. Oktober 1810 teilt er zuerſt Bettinen dieſe Bitte mit:

„Ich will Dir nämlich bekennen, daß ich im Begriff bin, meine Bekenntniſſe zu ſchreiben; daraus mag nun ein Roman oder eine Geſchichte werden, das läßt ſich nicht vorausſehen; aber in jedem Falle bedarf ich Deiner Beihilfe. Meine gute Mutter iſt abgeſchieden und ſo manche andere, die mir das Vergangene wieder hervorrufen könnten, das ich meiſtens vergeſſen habe. Nun haſt Du eine ſchöne Zeit mit der teuern Mutter gelebt, haſt ihre Märchen und Anekdoten wiederholt vernommen und trägſt und hegſt alles im friſchen belebenden Gedächtnis. Setze Dich alſo nur gleich hin und ſchreibe nieder, was ſich auf mich und die Meinigen bezieht, und Du wirſt mich dadurch ſehr erfreuen und verbinden.“ „Von der Mutter

schreib alles auf," lesen wir ihren „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde," „es ist mir wichtig; sie hatte Kopf und Herz zu That wie zu Gefühl."

Bettina sandte ihm „diese", wie er sie selbst nennt, „wundersamen Auszüge aus einer Hauschronik, wie sie von einer jungen Familienfreundin aufgefaßt, im liebenden Herzen verwahrt und endlich in Schriften niedergelegt wurden." Sie haben sich im Goethearchiv gefunden mit der schönen, vom Sohne selbst gegebenen Aufschrift „Aristeia der Mutter", die zeigen sollte, „wie die Mutter einst sich herrlich hervorgethan hat unter den Frauen". Diese Aristeia ist im August 1891 in dem letzten Bande von Dichtung und Wahrheit der Sophienausgabe veröffentlicht worden. Sie sollte im 18. Buche an der Stelle, wo der Name Aja erklärt wird, eingeschaltet werden; doch wurde es den Herausgebern von Goethe freigestellt, „ob diese Blätter eingeschaltet bleiben können, oder ob solche zu entfernen rätlicher sei". In ähnlicher Weise, wie die Bekenntnisse einer schönen Seele den Roman Wilhelm Meister, so sollte die Aristeia die Erzählung in der Selbstbiographie des Dichters unterbrechen. Der Inhalt ist unsern Lesern bekannt; denn die einzelnen Berichte sind an ihrer Stelle von uns sämtlich in die Darstellung aufgenommen worden. Eine ganze Reihe bisher vielfach auf ihre Wahrheit hin angezweifelter Nachrichten Bettinens sind hierdurch von Goethe selbst bestätigt worden.

Die Quellen und Zeugnisse über Bettinens Verhältnis zu Goethes Mutter sind doppelter Art: einmal erhaltene Briefe der Frau Rat an Bettina und Berichte über sie in den Briefen an den Sohn und zweitens Bettinens Werke „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" und „Das Buch gehört dem Könige", deren Quellenwert mehr oder weniger angezweifelt wird.

Die Briefe an Bettina stammen aus der Zeit, da sie das Ziel ihrer Sehnsucht, Goethe in Weimar zu besuchen, erreicht hatte. Der eine vom 19. Mai 1807 lautet folgendermaßen:

„Gute — liebe — beste Bettina!

Was soll ich Dir sagen, wie Dir danken? vor das große Vergnügen, das Du mir gemacht hast. Dein Geschenk ist schön — ist vortrefflich — aber Deine Liebe — Dein Andenken geht über alles und macht mich glücklicher, als es der tote Buchstabe ausdrücken kann. O! erfreue mein Herz — — Sinn und Gemüt und komme bald wieder zu mir. Du bist besser — lieber — größer als die Menschen, die um mich herum krabbeln, denn eigentlich Leben kann man ihr Thun und Lassen nicht nennen — da ist kein

Fünkchen, wo man nur ein Schwefelhölzchen anzünden könnte — sie sperren die Mäuler auf über jeden Gedanken, der nicht im A-B-C-Buche steht — Lassen wir das und kommen zu etwas, das uns schadlos hält. Meine Freude war groß, da ich von meiner Schwiegertochter hörte, daß Du in Weimar gewesen wärest — Du hast viel Vergnügen dort verbreitet — nur bedauerte man, daß Dein Aufenthalt so kurz war. Nun, es ist noch nicht aller Tage Abend — sagt ein altes Sprichwort. Was werden wir uns nicht alles zu sagen haben!!! Darum komme bald — und erfreue, die, bis der Vorhang fällt, ist und bleibt

Deine
wahre Freundin
Elisabetha Goethe."

Der andere, einen Monat später geschriebene Brief ist an sehr versteckter Stelle gedruckt und daher weniger bekannt. „Liebe, liebe Tochter! Nenne mich ins Künftige mit dem mir so teuren Namen Mutter, Du verdienst ihn so sehr, so ganz und gar — mein Sohn sei Dein inniggeliebter Bruder — Dein Freund, der Dich gewiß liebt und stolz auf Deine Freundschaft ist. Meine Schwiegertochter hat mir geschrieben, wie sehr Du ihr gefallen hast, und daß Du meine liebe Bettina bist, mußt Du längst überzeugt sein; auf Deine Ankunft freue ich mich gar sehr; da wollen wir dann zusammen schwatzen — denn das ist eigentlich meine Rolle, worin ich Meister bin, aber Schreiben! So tintenscheu ist nicht leicht jemand; darum verzeihe, wenn ich nicht jeden Deiner mir so teuren Briefe beantworte, zumal da ich weiß, daß Nachrichten von meinem Sohn Dir das Angenehmste und Liebste sind und ich von seinem jetzigen Thun und Treiben wenig weiß, aber . . . . Da sein Lob auch aus fremdem Munde Dir teuer ist, so sende ich Dir eine Recension aus dem theologischen Journal, die Dir wohlthun und dich ergötzen wird."

(Folgt die Recension.)

„So weit ist's vor Dich — wenn Du herkommst, reden wir ein Mehreres, — etwas Besseres kann ich für diesmal nicht zukommen lassen — denn obiges ist ganz herrlich, und was ich noch darauf hervorbringen möchte — wäre Wasser unter den vortrefflichen Wein. Lebe wohl, behalte lieb

Deine
Dich herzlich liebende Mutter
Goethe"

Die Briefe an den Sohn bringen nun folgende sichere Unterlage. Zuerst erwähnt wird Bettina in dem Briefe vom 16. Mai 1807, als sie bereits in Weimar gewesen war.

„Da hat denn doch die kleine Brentano ihren Willen gehabt und Goethe gesehen — ich glaube, im gegengesetzten Fall wäre sie toll geworden — denn so was ist mir noch nicht vorgekommen — sie wollte als Knabe sich verkleiden, zu Fuß nach Weimar laufen — vorigen Winter hatte ich oft eine rechte Angst über das Mädchen — dem Himmel sei Dank, daß sie endlich auf eine musterhafte Art ihren Willen gehabt hat. Sie ist noch nicht wieder hier, ist noch, soviel ich weiß, in Cassel — sobald sie kommt, sollt Ihr alles, was sie sagt, erfahren."

Der nächste Brief enthält einen schönen Beleg des herzlichen Verhältnisses von Mutter und „Tochter" und der schwärmerischen Verehrung Bettinens für Goethe.

„Hierbei kommt ein Briefiein von der kleinen Brentano — hieraus ist zu sehen, daß sie noch in fremden Landen sich herumtreibt — auch beweisen die Ausdrücke ihres Schreibens — mehr wie ein Alphabet, wie es ihr bei Euch gefallen hat — auf ihre mündliche Relation verlangt mich erstaunlich — wenn sie nur die allerkürzeste Zeit bei Euch war, so weiß ich zuverlässig, daß kein ander Wort von ihr zu hören ist als von Goethe — alles, was er geschrieben hat, jede Zeile ist wie ein Meisterwerk — besonders Egmont — dagegen sind alle Trauerspiele, die je geschrieben worden — nichts — gar nichts — weil sie nun freilich viele Eigenheiten hat; so beurteilt man sie, wie das ganz natürlich ist, ganz falsch — sie hat hier im eigentlichen Verstand niemand wie mich — alle Tage, die an Himmel kommen, ist sie bei mir, das ist ihre beinahe einzige Freude — da muß ich ihr nun erzählen — von meinem Sohn — alsdann Märchen — da behauptete sie denn, so erzähle kein Mensch u. s. w. Auch macht sie mir von Zeit zu Zeit kleine Geschenke — läßt mir zum Heiligen Christ bescheren — am ersten Pfingstfest schickte sie mir mit der Post zwei Schachteln — mit zwei süperben Blumen auf Hauben, so wie ich sie trage — und eine prächtige porzellänerne-Schokoladen-Tasse weiß und gold."

Schon über die Erlaubnis, zuweilen ein Blättchen an Goethe schicken zu dürfen, ist Bettina ganz entzückt. „Antworten sollst Du nicht — das begehre sie nicht — dazu wäre sie zu gering — belästigen wolle sie Dich auch nicht — nur sehr selten — ein Mann wie Du hätte Größrees zu thun,

als an sie zu schreiben — sie wollte die Augenblicke, die der Nachwelt und der Ewigkeit gehörten, nicht an sich reißen."

Im November desselben Jahres waren Brentanos wieder in Weimar. Die Mutter hatte einen Freudentag, als sie nach der Rückkehr (Bettina war noch in Cassel) von der Herrlichkeit des Sohnes berichten — „aber nur stückweise, denn der Bettina dürfen sie nicht vorgreifen, die will mir alles selbst erzählen — Ihr, meine Lieben, könnt leicht denken, welchen Freudentag sie mir dadurch gemacht haben — und welche Freude mir durch Bettinens Erzählung bevorsteht."

Ueber einen Brief von Goethes Hand Anfang Januar 1808 „ist Bettina ganz außer sich. Sie brachte mir ihn," schreibt die Mutter, „im Triumph — auch über Herrn Riemers Verse — Weimar ist ihr Himmel — und die Engel — das ganze Haus gehört dazu — seid Ihr!!!"

Beides, die innige Verbindung Bettinens mit der Mutter und ihre schwärmerische Verehrung Goethes erkennen wir aus diesen unanfechtbaren Belegen. Ferner wissen wir durch die aufgefundene Aristeia, daß Bettinens Aufzeichnungen über die Mutter von Goethe als echte Quelle beglaubigt und benutzt worden sind; so werden wir den von ihr in dem Briefwechsel mit einem Kinde niedergelegten Zeugnissen gegenüber die Stellung einnehmen, daß wir die Briefe nicht für erfunden, sondern für überarbeitet halten. Mögen auch Zeit und Ereignisse durcheinandergeworfen, Reden oder Briefstellen verkürzt, verlängert oder phantastisch aufgeputzt sein, wie es die Dichterin im Interesse ihres Kunstwerkes für nötig hielt, der Geist des Buches ist wahr Anders steht es mit dem Werke Bettinens, dem sie den sonderbaren Titel gab „Das Buch gehört dem König". Das Buch enthält ihre eigenen socialpolitischen Ideen, die sie einer dritten Person, ihrer lieben Frau Rat, — sie vergleicht einmal ihr Verhältnis zu ihr mit dem des Plato zu Sokrates — in den Mund legt. Nur weniges wird daher für uns verwertbar sein; im allgemeinen werden wir mit Friedrich Wilhelm dem Vierten sagen: „Wir können mit dem Buch nichts anfangen."

Es giebt wenig Bücher, die rein dichterisch gefaßt, sich „dem Briefwechsel mit einem Kinde" an die Seite stellen dürfen. Was ihm an Wirklichkeit fehlt, wird überreich ersetzt durch eine berauschende Phantasie und eine herrliche Sprache. Wahrer hätte Bettina ihr Verhältnis zu Goethe darstellen können, schöner gewiß nicht. Der Zauber einer dichterisch gesteigerten, leidenschaftlichen Liebe ruht auf dem Ganzen und läßt seinen Glanz auch auf Goethes

Mutter fallen. Die Sehnsucht nach dem Sohne hat Bettina zur Mutter getrieben.

Eine kleine liebenswürdige Bemerkung Bettinens erleichterte die nähere Bekanntschaft. „Da ich," erzählte diese, „sie einmal im Theater sah, den Arm mit Braceletten ziemlich hoch schwingen zum Applaudieren, rief ich ihr zu, daß es wohl der Mühe wert sei, solch einen Arm zu schmücken und zu zeigen. Sie nannte mich zwar einen kleinen Schneppertesch, hatte es aber gar nicht übel genommen."

Bald vergeht kein Tag, daß Bettina nicht die Mutter sieht. Auf der „Schawell", auf der niemand andres sitzen darf, sitzt das Mädchen täglich Frau Rat zu Füßen und hört den Geschichten von Wolfgang zu. Ist es doch Frau Rat bald selbst so, als sei das kein rechter Tag, an dem sie nichts von ihm gesprochen habe. „Hätt' ich die Mutter noch," klagt Bettina in späteren Jahren, „ich würde ihren Umgang allen anderen vorziehen; . . . . mit ihr brauchte man nichts Großes zu erleben, ein Sonnenstrahl, ein Schneegestöber, der Schall eines Posthorns weckte Gefühle, Erinnerung und Gedanken." Die Briefe des Sohnes erklärte sie Bettinen: „ich kenne ja den Wolfgang", sagte sie, „das hat er mit schwebendem Herzen geschrieben, er hält dich so sicher in seinen Armen wie sein bestes Eigentum. Da streichelte mich diese Hand, die Deine Kindheit gepflegt hatte, und sie zeigte mir zuweilen noch manches aus dem ehemaligen Hausrat, wo Du dabei gewesen warst. Das waren Lieblichkeiten." Selbst in des Sohnes Poesien führte sie die junge Freundin ein.

Kein Wunder, daß unter dieser Anleitung die Verehrung des Mädchens für den Dichter zu leidenschaftlicher Liebe und Sehnsucht sich steigerte. Freilich will Frau Rat diese überschwängliche Liebe des Mädchens zügeln und dämpfen, aber in Wirklichkeit ist es doch gerade diese Seite, die sie im Umgange mit Bettina so glücklich macht: „Ich will Dir gerne schreiben, was meine arme Feder vermag, weil ich Dir Dank schuldig bin; eine Frau in meinem Alter und ein junges, feuriges Mädchen, das lieber bei mir bleibt und nach nichts anderm frägt, ja das ist dankenswert." „Daß ich Dich habe," heißt es an anderer Stelle, „das kann ich nicht läugnen, das ist meine Freud'! Andre Leut' sind mir nichts, Du bist mir alles. Seit Du Dich alle Tage bei mir einfindest, gefällt mir mein alt geblümt Tapet wieder und die Schawell grünt wieder auf. Siehst Du, das ist die Verwandtschaft zwischen Deinem Herzen und meinem. Du belebst die Abgestorbenheit des Lebens aufs neue!" Darum wußte sie auch, daß sie niemand Bessern nach

Weimar ſchicken konnte als Bettina. Ihren Beſuch bei Goethe hat Bettina etwas phantaſtiſch beſchrieben; was beide über die Mutter geſprochen haben, iſt darum nicht weniger wahr: „Wie ich bei ihm war, da war ich ſo dumm," ſchreibt Bettina der Mutter, „und fragte, ob er Sie lieb habe, da nahm er mich in ſeinen Arm und drückte mich ans Herz und ſagte, berühre eine Saite und ſie klingt, und wenn ſie auch in langer Zeit keinen Ton gegeben hätte."

Das freundſchaftliche Verhältnis, das ſich nun zwiſchen Goethe und Bettinen bildete, hatte ſeine Hauptſtütze in der Ueberzeugung Goethes, in dem liebenden Mädchen die beſte Pflegerin der Mutter, die beſte Vertreterin ſeiner ſelbſt gefunden zu haben. Daher auch ſchriftlich die ſich wiederholenden Bitten: „Halte meine Mutter warm und liebe mich . . . ., der Mutter ſchreibe und laſſe Dir von ihr ſchreiben; liebet Euch untereinander, man gewinnt gar viel, wenn man ſich durch Liebe eines anderen bemächtigt." Nach ihrem Tode ſchreibt Goethe Bettinen:

„Damals ſchickte ich ein Blättchen an Dich meiner Mutter . . . . Dieſe Gute iſt nun von uns gegangen, und ich begreife wohl, wie Frankfurt Dir dadurch verödet iſt. — Alles, was Du mitteilen willſt über Herz und Sinn der Mutter und über die Liebe, mit der Du es aufzunehmen verſtehſt, iſt mir erfreulich."

Eine unbedachte Aeußerung Bettinens gegen Goethes Frau, die dieſe beleidigen mußte, hatte den Bruch der Freundſchaft Goethes und Bettinens zufolge. Trotz aller Verſuche, ſich ihm wieder zu nahen, blieb er unerbittlich. Erſt nach Chriſtianens Tod wagte Bettina ſich wieder an Goethe zu wenden. Es iſt bezeichnend, daß ſie an die längſt verſtorbene Mutter, die ja auch früher der Mittelpunkt des Verkehrs geweſen war, wieder anknüpfte. „Heute hatte ich", vom 1. Auguſt 1817 iſt der Brief datiert, „die Haare in den Händen, die Deine Mutter ſich abſchnitt, um ſie mir als Zeichen ihrer Liebe nach ihrem Tode reichen zu laſſen, und da faßte ich ein Herz, einmal will ich Dich noch rufen, was kann mir widerfahren, wenn Du nicht hörſt?"

Von den größeren und kleineren Ereigniſſen im Leben der Frau Rat in ihren letzten Jahren hat Bettina wiederholt ausführliche Nachricht gegeben, ſo von dem Beſuch der Frau von Staël, des Erbprinzen von Mecklenburg und des Enkels oder von dem Feſte beim Fürſten Primas. So wollen wir denn auch der von ihr erzählten, ergötzlichen Scene gedenken, die ſie auf einem Extrablatt im Juni 1807 berichtet:

„Ich ſollte ihr den Gall bringen und führte ihr unter ſeinem Namen den Tieck zu; ſie warf gleich ihre Kopfbedeckung ab, ſetzte ſich und verlangte, Gall ſolle ihren Schädel unterſuchen, ob die großen Eigenſchaften ihres Sohnes nicht durch ſie auf ihn übergegangen ſein möchten; Tieck war in großer Verlegenheit, denn ich ließ ihm keinen Moment, um der Mutter den Irrtum zu benehmen; ſie war gleich im heftigen Streit mit mir und verlangte, ich ſolle ganz ſtill ſchweigen und dem Gall nicht auf die Sprünge helfen; da kam Gall ſelbſt und nannte ſich; die Mutter wußte nicht, zu welchem ſie ſich bekehren ſolle, beſonders da ich ſtark gegen den rechten proteſtierte, jedoch hatte er endlich den Sieg davongetragen, indem er ihr eine ſehr ſchöne Abhandlung über die Eigenſchaften ihres Kopfes hielt; und ich hab Verzeihung erhalten und mußte verſprechen, ſie nicht wieder zu betrügen."

Vielleicht gehörten Gall und Tieck zu den ſchon oben erwähnten Profeſſoren, deren Beſuch aus demſelben Jahr Frau Rat ſo beſcheiden und doch auch ſtolz, vor allem aber wie immer höchſt humorvoll dem Sohne meldete.

Auch aus ihrem vielfachen Verkehr bei den Brentanos wird uns manch hübſcher Zug mitgeteilt, ſo von ihrer Anweſenheit bei der Geburtstagsfeier des berühmten Rechtsgelehrten Savigny, des Schwagers Bettinens, am 21. Februar 1808, eine ergötzliche Scene, die uns zugleich zeigt, daß Frau Rat bis zu ihrem Tode die ganze Kraft ihres Geiſtes und Gefühls beſeſſen hat.

„Nach Tiſch" — ſo heißt es hier unter anderm — „erzählte ſie der Geſellſchaft ein Märchen, alles hielt ſich in traulicher Stille um ſie verſammelt .... Man hat einſtimmig beſchloſſen, es ſoll nie ein Familienfeſt gegeben werden ohne die Mutter, ſo ſehr hat man ihren guten Einfluß empfunden, ich habe mich gewundert, wie ſchnell ſie die Herzen gewinnen kann, bloß weil ſie mit Kraft genießt und dadurch die ganze Umgebung auch zur Freude bewegt."

Es iſt ihr das erſpart geblieben, was ſie mit tiefſtem Mitleid und Entſetzen an ihrem Gatten erlebt hatte, ein allmählicher Verfall der geiſtigen und körperlichen Kräfte. Gerade in die letzten Lebensjahre fällt ja der Verkehr, der Bettinens Glück ausmachte, und unter den Briefen gehören die vom Jahre 1807 zu den prächtigſten. Nur wenn die Sechsundſiebzigjährige abends ganz allein war, da ſtellte ſich eine Ermattung und Abſpannung der geiſtigen Kräfte ein, was man in der Familie mit den Worten: „Die Groß-

mutter dämmert" bezeichnete. Sie weiß ſich auch hierüber humoriſtiſch hinwegzuhelfen.

„Hier ſchneit's wie in Lappland, meinetwegen mag es ſchneien oder hageln, ich habe zwei warme Stübchen und iſt mir ganz behaglich — bei ſo ſtürmiſchen Wetter bleibe ich zu Haus, wer mich ſehen und hören will, muß mir eine Kutſche ſchicken — und ſo ganz allein abends zu Hauſe iſt mir eine große Glückſeligkeit. Frau Aja! Frau Aja! Wenn du einmal in Zug kommſt, ſei's Schwatzen oder Schreiben; ſo geht's wie ein aufgezogener Bratenwender — Bratenwender? das Gleichnis iſt ſo übel nicht, man zieht ihn doch nicht auf, wenn im Haus entweder Faſttag oder Armut iſt — ſondern wenn was am Spieß ſteckt, das zum Nutzen und Frommen der Familie genoſſen werden ſoll. — Ich glaube alſo, ich laſſe ihn noch laufen, bis ich Euch von meiner Abendglückſeligkeit einen kleinen Begriff gemacht habe."

Darauf erzählt ſie die Legende vom heiligen Johannes, welcher große Mann zur Erholung von ſeinen Studien mit einem Rebhuhn geſpielt und tauſend Spaß getrieben habe: und folgert hieraus die Berechtigung für ihr „Rebhuhn".

„Davon iſt die Rede nicht, wenn ich unter guten Freunden bin, da lache ich die jüngſten aus — auch iſt nicht die Rede vom Schauſpiel, da vielleicht keine ſechs ſind, die das lebendige Gefühl vor das Schöne haben wie ich und die ſich ſo köſtlich amüſieren. Die Rede iſt, wenn ich ganz allein zu Haus bin, und jetzt ſchon um ein halb fünf Uhr ein Licht habe — da wird das Rebhuhn geholt — da bin ich aber auch ſo erpicht drauf, daß keine Seele mehr zu mir darf. Geheimnis iſt die Sache nicht, denn alle meine Freunde kennen das, was ich Rebhuhn nenne."

Man ſcheint ſie deswegen geneckt zu haben, denn es iſt ſonſt gar nicht ihre Art, ſo ärgerlich zu ſprechen, wie in folgenden Worten: „aber das würden ſie nicht begreifen, daß eine Frau wie ich ihre einſamen Stunden damit hinbringen könnte — ihre Seelen, die den ganzen Tag abgeſpannt ſind, das man ſehr an ihrer Unterhaltung merkt — haben demnach von Abſpannen keinen Begriff."

In eben dieſem Jahre ſtellten ſich auch körperliche Leiden und Beſchwerden ein. „Da war ich an Leib und Seele ſehr kontrakt und gähnte die Leute an im Takt — die Großmutter iſt auch dieſen Winter ganz Allegro — ſie ſteckt aber auch wegen ihrem Todfeind, dem Nordoſt, wie in einer baumwollenen Schachtel — iſt denn ganzen Winter nicht ins Komödienſpiel ge-

gangen — bei gute Freunde deſto mehr — aber in Pelz gehüllt von oben an bis unten aus — und wenn es ſo fortgeht, ſo triffſt Du mich geſünder an, als deine liebe Mutter mich vorm Jahre geſehen hat", leſen wir in einen Briefe an Auguſt vom März 1808 und im nächſten Winter wiederholte ſich der Zuſtand.

Aus dem innigen Dank, den ſpäter Goethe der Familie Stock ausſprach „für die liebevolle Vorſorge und Vertretung", erſehen wir, daß gerade dieſe ihr ſo liebe Familie ſich in dieſer Zeit ihrer annahm. Dieſe Ueberzeugung war es auch, die Goethe und Chriſtiane bei jenem Bericht beruhigten.

Ueber die Beſchwerden des Alters half ſie ſich mit ihrem Humor hinweg. „Ei, ſchäme dich, alte Rätin!" ſo ſoll ſie ſich ſelbſt zugerufen haben. „Haſt gute Tage genug gehabt in der Welt und den Wolfgang dazu, mußt, wenn die böſen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein ſo übel Geſicht machen! Willſt du denn immer auf Roſen gehen und biſt übers Ziel, über ſiebzig Jahre hinaus!"

Die letzten Briefe an den Sohn (vom Juli 1808) enthalten durchaus keine Klage über ihren Geſundheitszuſtand. Am erſten Juli hat ſie zuletzt an den Sohn und die Tochter Chriſtiane geſchrieben. Der Brief an den Sohn, der damals in Karlsbad war, erzählt von der äußeren Veränderung des alten Frankfurt unter der neuen Herrſchaft ohne wehmütige Gefühle, vielmehr in Freude über die neuerſtandenen Anlagen, „um die ganze Stadt iſt ein Park, man glaubt, es ſei Feerei — unſere alten Perücken hätten ſo was bis an den jüngſten Tag nicht zuwege gebracht", und auch darüber, daß Chriſten und Juden „pele mele alles durcheinander dort ſpazieren gehen, es iſt der rührendſte Anblick". Es iſt ein hübſcher Zufall, daß das letzte Wort an den Sohn ihr Steckenpferd, das Theater, und ihren Lieblingsſchauſpieler betrifft.

Am Schluß des an demſelben Tag geſchriebenen Briefes an die liebe Tochter entſchuldigt ſie die Kürze mit der ſtarken Hitze. „Geſcheites kann ich vor heute nichts zuſammenbringen — darum verzeihen Sie die Kürze — ein andermal mehr von Ihrer treuen Mutter Goethe."

Gegen Ende Auguſt zeigten ſich Schwächezuſtände, die die Familie Schloſſer das Aergſte befürchten ließen.

Aber Goethe davon zu benachrichtigen, hinderte das ausdrückliche Verbot der Mutter — Bettina war, wie ſo häufig, im Rheingau. Ihr Bericht an den Sohn über die letzten Tage der Mutter lautete:

„Im September wurde mir ins Rheingau geschrieben, die Mutter sei nicht wohl; ich beeilte meine Rückkehr, mein erster Gang war zu ihr, der Arzt war gerade bei ihr, sie sah sehr ernst aus; als er weg war, reichte sie mir lächelnd das Recept hin und sagte: Da lese, welche Vorbedeutung mag das haben, ein Umschlag von Wein, Myrrhen, Oel und Lorbeerblättern, um mein Knie zu stärken, das mich seit diesem Sommer anfing zu schmerzen, und endlich hat sich Wasser unter der Narbe gesammelt; du wirst aber sehen, es wird nichts helfen mit diesen kaiserlichen Spezialien von Lorbeer Wein und Oel, womit die Kaiser bei der Krönung gesalbt werden. Ich sehe das schon kommen, daß das Wasser sich nach dem Herzen ziehen wird, und da wird es gleich aus sein. Sie sagte mir Lebewohl und sie wolle mir sagen lassen, wenn ich wiederkommen solle. Ein paar Tage darauf ließ sie mich rufen, sie lag zu Bett, sie sagte: Heute liege ich wieder zu Bett wie damals, als ich kaum sechzehn Jahre alt war, an derselben Wunde. Ich lachte mit ihr hierüber und sagte ihr scherzweise viel, was sie rührte und erfreute. Da sah sie mich noch einmal recht feurig an, sie drückte mir die Hand und sagte: Du bist so recht geeignet, um mich in dieser Leidenszeit aufrecht zu halten, denn ich weiß wohl, daß es mit mir zu Ende geht ....

Ich habe von der Mutter viel gehört, was ich nicht vergessen werde. Die Art, wie sie mir ihren Tod anzeigte, habe ich aufgeschrieben für Dich. Die Leute sagen, Du wendest Dich von dem Traurigen, was nicht mehr abzuwenden ist, gerne ab, wende Dich in diesem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinscheiden ab, lerne sie kennen, wie weise und liebend sie gerade in dem letzten Augenblicke war und wie gewaltig das Poetische in ihr."

„Ruhig und groß", konnte Joh. Friedr. Heinr. Schlosser an den Enkel August schreiben, „wie ihr Leben, war ihr sanfter, schmerzloser Tod, und ihre Besonnenheit verließ sie auch nicht in den letzten Augenblicken ihres Lebens." An dem Tage vor ihrem Tode ließ sie den Hausarzt, ihren auch uns schon bekannten Neffen Dr. Georg Melber, holen und fragte ihn, wie lange sie noch zu leben habe. Da er ausweichend antwortete, soll sie ärgerlich gerufen haben: „Mach er mir nichts vor, Vetter, ich weiß, daß es aus mit mir ist. Sag er's rund heraus, wie lange hab ich noch zu leben?" Gefaßten Muts nahm sie seine Entgegnung, daß sie etwa bis zum andern Mittag noch leben würde, entgegen und bat ihn nur, sie nicht mehr zu verlassen. Von der Ruhe, mit dem sie dem Tode entgegensah und alles vor-

bereitete, haben wir eine Reihe zum Teil ergötzlicher Berichte. Goethe erzählte in späteren Jahren seinem Freunde Zelter, daß die Mutter ihren Tod selbst angekündigt und ihr Leichenbegängnis so pünktlich angeordnet hätte, daß sogar die Weinsorte und die Größe der Brezeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war. Jakobi fügt noch hinzu, daß sie sogar den Mägden geboten habe, nicht zu wenig Rosinen in den Kuchen zu nehmen, denn das habe sie ihr Lebtag nicht leiden können und darüber würde sie sich noch im Grabe ärgern. Derselbe erzählt, daß sie gerade an dem verhängnisvollen Tage von einer Familie, die ihr Unwohlsein für unbedenklich gehalten habe, zu einer Gesellschaft geladen worden sei und auf die Einladung geantwortet habe: sie ließe sich entschuldigen, sie müsse alleweil sterben. Auch soll sie kurz vor ihrem Tode einem Tischler, der sich zur Anfertigung des Sarges empfehlen wollte, ruhig gesagt haben, es thue ihr leid, daß er zu spät komme, da sie bereits alles angeordnet habe; doch ließ sie ihm eine Entschädigung reichen. Der Tod erfolgte am 13. September 1808 um die Mittagszeit. Der Bericht darüber von Fritz Schlosser an Goethe von demselben Tage lautet: „Gestern befiel sie eine neue Schwäche, und ihre Krankheit nahm plötzlich eine so rasche Wendung, daß man seit gestern auf ihren Tod mit höchster Wahrscheinlichkeit rechnen mußte. Heute um die Mittagszeit erfolgte dieser, sanft und dem Anscheine nach schmerzlos. Ihre Besonnenheit und der feste, ruhige Mut, den wir in ihrem Leben bewunderten, verließ sie auch vor und bei ihrem Tode nicht. Nur in den letzten Augenblicken ihres Lebens waren keine sichtbaren Aeußerungen des Bewußtseins mehr zu erblicken. — Das ausdrückliche Verlangen der uns allen so teuren Verstorbenen macht es mir zwiefach zur Pflicht, Ihnen von dem Tode derselben sogleich Nachricht zu geben."

Die Enkelin Henriette berichtet ihrer Freundin im Oktober: „Großmama litt nicht in dem Grade, wie ihre Krankheit sonst leiden macht, und starb schneller, als der gewöhnliche Gang ihrer Krankheit zuläßt. Ihr Tod war sehr kräftig und schön, wie ich es mir dachte."

Auch an August, der damals in Heidelberg studierte, hatte sie kurz vor ihrem Tode gedacht mit herzlicher Liebe und dem Wunsche, daß nicht seine plötzliche Ankunft zum Besuche bei ihr den Verlust zwiefach schmerzlich machen möge. „Ihre", so schreibt derselbe Schlosser an August, „noch vor wenigen Stunden geäußerte Bitte heißt mich Sie sogleich nach ihrem eben erfolgten Tode mit herzlicher Rührung begrüßen."

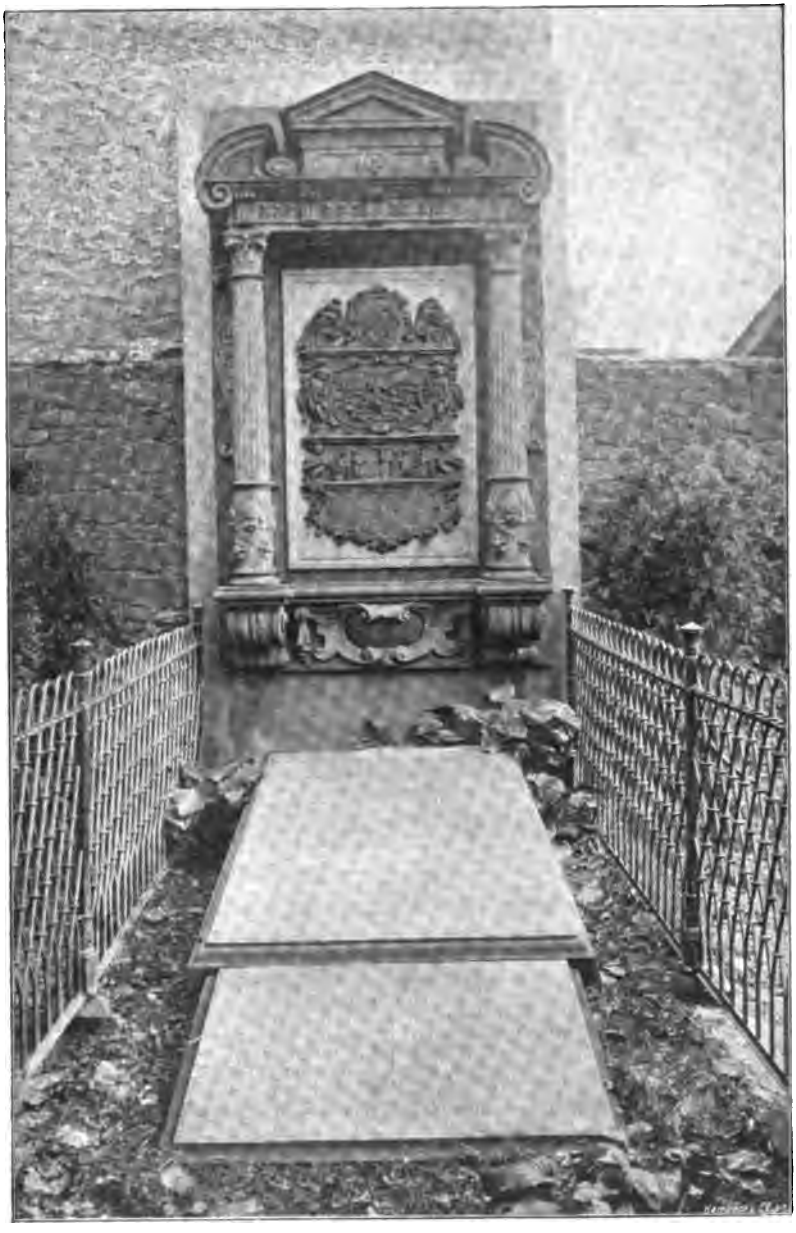
Am 17. September erst traf die Nachricht in Weimar ein, gerade als Goethe aus Karlsbad heimkehrte. Alles war festlich geschmückt, das Haus mit Kränzen und Guirlanden umhangen. „Nach Tisch mußte es ihm gesagt werden; er war ganz hin", schreibt der Augenzeuge Vulpius an August. Es ist bei Goethes Gewohnheit ein Zeichen des tiefen Schmerzes, daß er den Tod der Mutter im Tagebuch nicht erwähnt. In diesem Charakterzug berühren sich Mutter und Sohn, wie in so vielen andern, auf das Innigste. Wie Frau Rat alles Betrübende und Traurige, ja sogar auch das Verdrießliche und Unangenehme sich fern hielt und darin Schonung von ihrer Umgebung verlangte, so durfte man zum Sohne vom Tode geliebter Personen nicht sprechen und sogar bei seiner Krankheit seines leidenden Zustandes nicht gedenken. Erst am 21. September berührt er den großen Verlust in einem Briefe an Silvie von Ziegesar: „Als mich, liebste Silvie, der Eilbote aus Ihrem freundlichen Thale wegrief, ahnte ich nicht, was mir bevorstehe. Der Tod meiner teuren Mutter hat den Eintritt nach Weimar mir sehr getrübt." Einige Tage später schrieb er an Louise Nicolovius, die Tochter Corneliens: „Unsere gute Mutter hat uns immer noch zu früh verlassen; doch können wir uns dadurch beruhigen, daß sie ein heiteres Alter gelebt und daß sie sich durch den Drang der Zeiten selbständig durchgehalten hat. Ich danke Ihnen und Ihrem lieben Gatten, da Sie durch Ihr Schreiben ein neues Band anknüpfen wollen, indem sich das alte auflöst."

Wie Bettinen war auch ihm Frankfurt verödet. Jahrelang hat er es gemieden, ja gefürchtet, weil er die Mutter daselbst vermissen würde, ohne die er die Stadt sich niemals gedacht hatte.

Am 15. September wurde, was sterblich an Goethes Mutter war, der Erde übergeben. Sie ruht neben dem Gatten in der Textorschen Gruft auf dem Friedhofe der Peterskirche. Da dieser später in eine öffentliche Anlage verwandelt wurde, mußte erst durch eingehende Nachforschungen die Begräbnisstätte festgestellt werden.

Am 25. Mai 1882, dem hundertjährigen Todestage des Vaters, wurde das von der Stadt Frankfurt Goethes Eltern auf ihrer Grabstätte errichtete Denkmal eingeweiht.

Unseres großen Dichters Lebensbeschreibung entbehrt eines einheitlichen, in sich abgeschlossenen Bildes seiner Mutter, auch die Aristeia enthält ja nur Berichte Bettinens. Daß hierfür Lieblosigkeit und Geringschätzung ihres



Grabstätte von Goethes Eltern.

Einfluſſes der Grund war, wird wohl niemand mehr, der die ſchöne Einleitung zur Ariſteia geleſen hat, behaupten.

Nein, wenn der Einfluß der Mutter auf das Kind auch nicht minder wichtig, ja vielmehr größer und bedeutender erſcheint als der des Vaters, ſo iſt er doch nicht greifbar und darum nicht darſtellbar. Es ſind überaus zarte, oft kaum erkennbare, aber darum nicht weniger feſte Fäden, die ſich leiſe und unmerklich um das Herz der Mutter und des Kindes ſpinnen. Ehe die Erziehung anfängt, ehe der Verſtand zu reifen beginnt, ergießt ſich von hier ſchon ein ununterbrochener Strom von unſichtbaren Einflüſſen, deren Wirkungen als angeboren, nicht anerzogen erſcheinen. So iſt jener vielen auffallend erſcheinende Mangel ein ſchönes Zeichen der Weisheit des Biographen und Dichters und zugleich auch ein Zeichen der Tiefe und Zartheit ſeiner Empfindung.

Denn wie der Menſch in tiefſtem Leid und in höchſter Freude verſtummt, ſo giebt es noch andere heilige Gefühle, die man ſcheu auch vor freundlicher Berührung hütet und in der innerſten Bruſt treu als eigenſten herrlichen Beſitz bewahrt, ſo das heiligſte aller Gefühle, die Liebe zur Mutter.

Register.

Abstammung 3.
Advocatur Wolfgangs 59.
Agnes von Lilien 311.
Aja, Name 21.
André 238, 240.
Anna Amalia 136 ff, 146 ff., 153, 157, 158, 159, 160, 169, 197 ff., 222.
Anton Ulrich, Herzog von Meiningen 8.
Appel 4.
Ariadne, Singspiel 188.
Aristeia 9, 26, 273, 305, 336.
Armut und Tugend (Schauspiel) 177.
Arnim, Achim von 36.
Augereau 244.
August, Prinz von Sachsen-Gotha 280.
August von Goethe 288 ff.
Aunt, Miß, s. Miß.
Austerlitz 244.

Bansa 254.
Basedow 72.
Bassompierre, Maria 46.
Bayreuth, Markgräfin 279.
Beck, Schauspieler 182.
Becker, Sophie 203.
Behrisch 54.
Bekehrung, moralische, eines Poeten (v. Lenz) 116.
Bekenntnisse einer schönen Seele 75.
Belli 312.
Bernard 88.
Beschießung Frankfurts 237, 238, 239.
Besuch Karl Augusts 199.
— Schlossers 269.
Besuche Wolfgangs 168, 226, 282, 296, 297.
Bethmann, Elise 41, 231, 259, 260.
— Sophie, 260, 261.
Bettina 7, 9, 10, 26, 27, 36, 42, 43, 83, 159, 208, 277, 305, 314, 325, 332 ff.
Bibelkenntnis 311.
Bibliothek 251.
Bildung Elisabeths 12.
Blum 252.
Böhm 175, 177, 178 ff.
Boie 73.
Bölling 139, 141, 169.
Bösenberg, Schauspieler 182.
Böttticher, Schauspielerin 322.
Branconi 156.
Brand des Theaters 182.
Braunschweig, Herzog von 227.
Brende, Confect 27, 286.
Brentano, Bettina, s. Bettina.
Brentano, Clemens 328, 332.
Brentano, Maximiliane 66, 81, 82, 203, 332, s. a. La Roche.
Brentano, Peter 79, 82, 83, 124, 125.
Briefstellen aus Elisabeths Briefen an Wolfgang 171, 200, 208, 211, 224, 230, 231, 233, 235, 236, 238, 240 ff., 296, 300, 301, 303 ff., 339.

Briefſtellen aus Eliſabeths Briefen an Zimmermann 93, 132.
— an Großmann 97, 135, 173, 174, 176, 177, 179, 184 ff.
— an Lavater 106, 139, 201.
— an Lotte Keſtner 202.
— an Klinger 118.
— an Fritz von Stein 182, 194, 204, 205, 217 ff., 225, 226.
— an Wieland 121, 135, 141.
— an Unzelmann 188, 189, 190, 191, 192.
— an Krespel 114, 123.
— an Anna Amalia 139, 140, 145, 153, 156, 166, 167, 169, 198, 199, 200.
— an Chriſtiane 230.
— an die Enkel 264—267.
— an Auguſt 288, 292.
— aus Goethes Briefen an die Mutter 108, 128, 168, 171, 222, 223, 300.
— an Guſtchen 162.
— an Lavater 108.
— an Schiller 238.
— an Joh. Fahlmer 114, 129.
— an Bettina 332.
Brunnen, der goldene 253.
Brunnen im Hofe 31, 206.
Buff, ſ. Keſtner.
Bulla 320.
Bülow-Prüskow 55, 56.
Bürger 204.
Busmann 334.
Büſte des Herzogs 152.
— der Herzogin 153.

Campagne in Frankreich 226, 227.
Casa santa 133.
Caspers 319.
Cellini 303.
Chamot 317.
Cherubim 219.
Chiron 317.
Chladni 274.
Chriſtiane 282 ff.
Claudi, Pfarrer 34, 55, 56.
Clavigo 78, 180, 315.
Clermont, Schweſtern 85, 122, 272.
Clodius 51.
Coalitionskrieg 244.
Concerte 194.
Conſtantin 159.
Contributionen 229, 241, 242, 243, 244, 248.
Cornelia 15, 27, 40, 45, 46 ff., 60, 63, 89, 126 ff., 165.
Cumberland, Herzogin 213.
Cuſtine 228, 229, 248.

Dalberg, Intendant 185, 189.
Dalberg, Primas, ſ. Primas.
Delph (Delphin) 87, 110, 295.
Demmer 324 ff.
Derones 41.
Deutſche Schrift 246.
Deutſchtum 247.
Direkte Rede in Briefen 306.
Diſſertation Wolfgangs 59.
d'Orville ſ. u. Orville.
Doſe des Prinzen von Mecklenburg 210.
Dumeix 61.

Egloffſtein, Freifrau 138.
Egmont 109.
Ehejahre, die erſten 23.
Einladungen nach Weimar 232.
Einquartierung 230, 233, 235.
Einſiedel 138, 140.
Eisgang 196.
Elpenor 223.
Empfindſamkeit 62, 80, 327.
Enkel der Frau Rat 263.
Entführung aus dem Serail 186.
Erweiterung der Stadt 250.
Erwin und Elmire 12.
Erziehung Wolfgangs 36, 42.
Eunicke, Schauſpielerin 195, 317, 318.

Fabricius, Katharina 48.
Fahlmer, Joh. 24, 66, 85, 114, 128, 167.
Falk 61.
Falstaff 181.
Ferrari 182.
Fiala 182, 318, 319.
Fiesko 182.
Figaro 186, 220.
Fingerling 256.
Fischersche Theatertruppe 176, 177.
Fleischbein 256.
Flitterer, s. Unzelmann-Bethmann.
Flucht nach Offenbach 238, 239.
Franz I. 7, 10.
Frauensteiner 6.
Fresenius 11, 13, 17, 56.
Freuden des jungen Werthers 162.
Friede von Basel 235.
Friede von Campo Formio 243.
Friede von Leoben 242.
Friede von Lüneville 244.
Friederike Brion 60.
Friederike von Mecklenburg 204, 206.
Friedrich der Große 68, 170.
Friedrich Wilhelm II. 260.
Fritsch, Minister 138.
Fritzische Gesinnung 24, 25, 34.
Fröhlich 321.
Frohnatur 287.
Frommann 281.
Frömmigkeit 95.

Gall 343.
Geburt der Elisabeth 8.
Geburt Wolfgangs 26.
Gedicht Wolfgangs an die Mutter 52.
Gedichte Wolfgangs 305.
Gegensatz Wolfgangs zum Vater 76.
Geldnot Wolfgangs 115.
Genesung Goethes (Gedicht) 300.
Georg, Erbprinz von Mecklenburg 206, 208, 212.
Gerning 257.
Gerock 46, 60.
Geschwister, die, Schauspiel 191, 314.
Göchhausen, Luise von 138, 143.
Goetz 233.
Goethe, Frdr. Georg 14, 15.
Goethe, Hans Chr. 14.
Goethe, Herm. Jacob 33.
Goethe, Joh. Kaspar 15, 24, 42, 46, 47, 153 ff., 157, 165, 172.
Goethische Familie 14, 23.
Gogel 252.
Goldener Brunnen, s. Brunnen.
Goldoni 182.
Gottespfennig 254.
Gottsched, Frau 173.
Götz 68, 170, 183, 184, 275, 216.
Grabstätte Elisabeths 349.
Graf, Kaufmann 240.
Grambs 318.
Gretchenepisode 43.
Griesbach 13.
Griesbach, Pfarrerin 56.
Gröning 260.
Großmann 68, 173, 174, 184.
Großmutter Goethe 15.
Guaita, Melina 36.
Günderode 314, 335.
Günther 103.
Günther von Schwarzburg (Oper) 124.
Gustchen, s. Stollberg, Auguste.
Guttenhofen, Frau von 209.
Guttermann, s. La Roche.

Häckel, Baron von 40.
Haimonskinder 21, 104, 105.
Hamlet-Aufführung in Frankfurt 176.
Handschrift Elisabeths 218.
Hanno von Norden 181.
Hardenberg, Graf 273.
Harry 49.
Hartmannsche Theatertruppe 176.
Hasenclever 272.
Haugwitz 104, 105.

Haus am Hirſchgraben 15, 23, 28 ff.
Hausuhr 213.
Hausvater, der teutſche, Schauſpiel 183.
Heinſe 80, 101.
Heirat Eliſabeths 17.
Hellmut 175.
Henriette (Drama) 174.
Herder 60, 61, 88, 102, 116, 281.
Herder, Caroline 67.
Hermann und Dorothea 303.
Herrnhuter 54.
Herzlieb, Minchen 281.
Herzogin von Württemberg 201.
Hetzler 241, 248.
Hoch, Eliſabeth 291.
Hoffmann, von 4, 51.
Holberg 173.
Höllenfahrt Chriſti, Gedicht 39.
Hollweg-Bethmann 195.
Homer 65, 102.
Höpfner 101.
Horn 44, 46, 60.
Hufnagel 304.
Humboldt, Alexander 278.
Humor Eliſabeths 26.
Hüsgen 40.
Hypochondrie 92, 93.

Iffland 313.
Individualitätsdichtung 102.
Iphigenie 158, 168.
Italieniſche Reiſe Wolfgangs 223.
Jacobi, Lottchen 86.
Jacobi, Brüder 85, 96, 272.
Jahrmarkt von Plundersweilern 158, 169.
Joſeph II. in Frankfurt 160.
Joſephs II. Tod 204.
Joſeph und ſeine Brüder, epiſches Gedicht 39.
Jourdan 236.
Juden im Theater 190.
Jugend, Eliſabeths 8.
Junghherr 232.
Jung Stilling 58, 94.

Kabale und Liebe 182.
Kaiſerkrönung 10, 11, 205.
Kalb, von 107, 159.
Kannegießer, der politiſche 118, 173.
Kanzleifreiheit 170.
Kapitulation von Mainz 230.
Karl VII. 7, 10.
Karl Auguſt 8, 89, 106, 114, 145, 150 ff., 212, 230.
Karl Friedrich, Erbprinz v. Weimar 280.
Kauffmann 119.
Kaulbach 83.
Kayſer, Chriſtian 96, 101, 164.
Kehr 46.
Keſtner 65.
Keſtner, Charlotte 63, 65, 66, 202, 273.
Keſtner, Eduard 202.
Keſtner, Dr. Theodor 273.
Klauer 152, 158.
Klavierſpiel 167, 194.
Kleber, General 235.
Klein, Profeſſor (Komponiſt) 124.
Klettenberg, von, J. N. Textors Gattin 4, 9, 13.
Klettenberg, Frl. Suſanna Katharina von 9, 13, 33, 54, 70, 72, 74.
Klima in Weimar 171.
Klinger, Agnes 99.
Klinger, Maximilian 96, 97 ff., 116, 118, 120.
Klopſtock 39, 72, 73, 96, 114.
Knebel 73, 156.
Knigge, Freiherr von 204.
Kobermann, Schauſpieler 175.
Koch, Schauſpieler 185.
Komödienhaus 175.
Kotzebue 313.
Krankheit des Gatten 153, 157, 164 ff.
Krankheit Wolfgangs 299.
Kranz 132 ff., 155, 197.
Kraus, Direktor 279.
Krauſe 168, 197.
Krespel 45, 60, 66, 81, 124, 257.

Kriegk 55.
Kriegsjahre 227 ff.
Krönung, s. Kaiserkrönung.
Kugelwahl 16.
Küstner 317.

Landolt 164.
Lange, Prokurator 63.
Langer 54, 56.
La Roche, Frau 62, 66, 76, 78, 79, 80, 83, 151, 167, 325, 327, 329, 331.
Lateinische Lettern 246, 247.
Lauchstädt 319.
Lavater 65, 66, 67, 69 ff., 165, 201.
Lebendigkeit der Darstellung 308.
Le Febre, General 243.
Leibstücker 175, 180.
Leichenbegängnis 347.
Lektüre 259, 312.
Lenz 89, 116, 117, 120 ff.
Lenz und Cornelia 116, 121.
Leonhardi 201.
Lerse 318.
Lersner, M. von 46, 94.
Lesekränzchen 261.
Lessing 313.
Leuchsenring 62.
L'hombre 195.
Liebhold 251.
Lieschen, s. Hoch.
Lili 86, 88.
Limprecht 53, 58.
Limpurger 6, 8.
Lindheimer, Cornelius 4.
Lodoiska 323.
Loen, J. M. von 24, 40, 56.
Lübicke 233.
Luftballon 196.
Luise von Mecklenburg (Königin) 204, 206, 209, 211.
Luise, Herzogin von Weimar 280, 327.
Lutz, Frau 23.

Macbeth 179.
Mädchenjahre Elisabeths 8.
Mahomet 316.
Maria Feodorowna 201.
Maria Paulowna 280.
Maximiliane, s. Brentano.
Mayer, Schauspielerin 323 ff.
Meixner, Charitas 46.
Melber 23, 33.
Melber, Dr. Georg 255, 346.
Melber, Frau 195.
Melchior 257.
Meloncini 182.
Merck 61, 62, 71, 82, 108, 115, 147, 162 ff., 167, 168, 196 ff.
Metz, Dr. med. 56, 57.
Mildthätigkeit der Frau Rat 195.
Milius, v., Kommandant 242.
Minna von Barnhelm 180.
Miß Aunt 52.
Mitschuldigen, Die 43.
Möhn 307, 327 ff.
Möller 51.
Moors 41, 257, 273.
Moraldt 71.
Moritz, Hofrat 56, 253.
Moritz, Frau 195.
Moser, von 56.
Mozart 38, 179, 186, 195, 314.
Mozarts Opern 179.
Müller (Maler) 163.
Müller (Schauspielerin) 323.
Münch, Anna Sybilla 60, 77, 89.
Münch, Susanna 60, 66.
Musikleidenschaft 38, 61, 194 ff.

Napoleon 244.
Nationaltheater 192, 317.
Neueste v. Plundersweilern 169.
Nicht mehr als sechs Schüsseln (Drama) 175.
Nicolai 95, 161 ff.
Nicolovius 265, 270 ff.
Nothanker s. Sebaldus N.

Oberon 154.
Oeser 53.
Olenschlager 40, 59.
Operettengesellschaft 181.
Opferfest, Das unterbrochene 314.
Orth, Dr. 40.
Orthographie 306.
d'Orville 87.
Ossian 65.

Paisiello 317.
Palaeophron 302.
Pasquill von Lenz 121.
Passavant 43, 66.
Patenschaft 203.
Patriotismus 231, 245.
Paulsen 197.
Pervonte 154.
Pfannekuchen 208.
Pfenninger 71.
Philotis 258.
Physiognomik 69, 71.
Pistorius, von dem Ursprung der Fehden 68.
Plundersweilern, s. das neueste von P.
Plünderung 241.
Portefeuille 161.
Primas von Dalberg 244, 249, 293, 294.
Prometheus, Deukalion ꝛc. 97.
Puppenspiel 28.
Puppentheater 254.

Quartierherren 205.

Rahel Varnhagen 209.
Ratsherrnstelle in Frankfurt 227.
Ratstitel der Schöffen 7.
Ratstitel Johann Kaspar Goethes 16.
Räuber, von Schiller 179, 187.
Rebhuhn 344.
Recke, Elise von der 203.
Reichardt 195.
Reineck 40.
Reinecke Fuchs 303.
Reinhardt, Lehrer 37.
Reinhard 319.
Reise Wolfgangs in die Schweiz 106, 146.
Reiselust des Rats Goethe 15, 38.
Reisetagebuch Wolfgangs 109.
Religiösität 11, 32, 38, 39, 53 ff., 75, 127, 232, 243, 266.
Rheinufer 245, 249.
Richardson 49.
Riese, J. J. 46, 60, 66, 257.
Ring, F. D. 164.
Robinson, Crabb 68, 274.
Rössel, Maler 213.
Rotes Haus 147, 167.
Rückkehr zur Natur 102.
Runkel, Lisette 46, 60.

Salis-Marschlin 73.
Salzmann 53, 106.
Samstagsmädels 122.
Savigny 343.
Schachspiel 167.
Scharmützel am Bockenheimer Thor 243.
Scherbius 37.
Scherer, W. 43.
Schiller 238, 262, 312.
Schiller, Charlotte 281.
Schlacht bei Handschuchheim 235.
Schlacht bei Mannheim 235.
Schleiermacher 117.
Schleuder eines Hirtenknaben 95.
Schlosser, Eduard 272.
Schlosser, Georg, 63, 64, 121, 126, 128, 269, 270.
Schlosser, P. H. 241, 255.
Schlossers Kinder 263.
Schlosser, Luise s. Nicolovius.
Schmidt, J. G., Pastor 39.
Schmidt, Phil. Nicolaus 254.
Schmieder, Dr. 186.
Schmoll 71.
Schnauß 279.
Schneider, Rat 39, 45.

Schönborn 69.
Schönemann, Familie 86.
— s. Lili.
Schönkopf, Käthchen 53.
Schreiber, Aloysius 187.
Schreiber, Professor W. A. 181.
Schroeter, Corona 61.
Schuler 24.
Schultheißenamt 5.
Schultheß, Frau 71.
Schwartzkopf 261, 262, 290, 297.
Schweitzer, von 46, 242, 249.
Schweizerreise Wolfgangs 106, 146.
Schwester Prinzessin 9.
Sebaldus Nothanker 161.
Seckendorf 145, 159.
Seekatz 36.
Seger, Syndikus 242.
Seidel, Philipp 123, 130, 214.
Seidenraupenzucht 31.
Selbstcharakteristik 180, 193, 199, 214, 218, 232, 235, 244, 309, 310.
Senckenberg 34.
Seylersche Theatertruppe 174, 175, 176.
Silhouette für August 292.
Söhne der Frau Rat, sogenannte 92.
Sömmering 297.
Sparsamkeit des Rats 23.
Spaur, Graf 189.
Spener 55.
Stadion 80.
Stael, Madame de 275 ff.
Stammbuch Augusts 290.
— Elisabeths 54.
Stammbuchblatt für Henriette Schlosser 271.
Starck, Minchen 122.
Starck, Prediger 9, 24, 34, 241, 255.
Steckenpferde 173, 190, 194.
Stegmann, Schauspieler 182.
Steiger, Schauspieler 182.
Stein, Familie von 214, 215, 217, 220, 221.
Stein, Oberstallmeister von 114.
Steitz, Hofrat 241.
Sternheim, Geschichte des Fräuleins 78.
Stock 195, 251, 253.
Stock, Esther 255, 256.
Stock, Ratsherr 255.
Stockum 317.
Stolberg, Auguste von 88, 103.
Stolberg, Grafen 96, 101, 103, 105.
Strang 320.
Straßburg 58.
Strumpfbänder 161.
Studienzeit Wolfgangs 46.
Sturm und Drang (Drama) 101.
Sturm und Drangzeit 93.
Swedenborg 57.

Tabakschnupfen 308.
Tabor, Hofrat 176, 185, 186, 188, 191.
Täntchen (Johanna Fahlmer) 85.
Tapferkeit 232, 235, 242.
Tasso 262.
Tesche 321.
Textor, Anna Christine 9, 24.
— Anna Margarete geb. Lindheimer 4, 7, 9 ff., 59.
— Anna Maria 4, 9, 24.
— das Geschlecht 3.
— Joh. Jost, Dr. jur. 9, 51, 59, 227.
— Johanna Maria 9, 24.
— Joh. Nikolaus 8, 26, 34, 44.
— Joh. Wolfg. d. ält., Professor 4, 7.
— Christoph Heinrich 4.
— Joh. Wolfg. d. jüng., Stadtschultheiß 4, 5, 59.
— Wolfgang, Kanzleidirektor 3.
Theaterangelegenheiten 313 ff.
Theaterbesuch Wolfgangs 37.
Theaterfreuden 172, 314.
Thoranc 31, 33, 35.
Thusnelde 142, 144 ff., 161.
Tieck 343.
Tod Corneliens 121.
— Elisabeths 346.
— des Gatten 165, 166, 172.

Tod der jüngeren Kinder 36.
— Schlossers 270.
Tudou, Eleonore 110.
Tyrannenblut 105, 187.
Tyrannenhaß 104.

Ueberrumpelung Frankfurts 33.
Uffenbach 40.
Umbau des Hauses 28.
Universalmittel 57.
Unzelmann 182, 186 ff., 301, 317, 318.
Unzelmanns Spiel 187.
Urenkel 266.

Valmy, Kanonade 228.
Verkauf des Hauses 251.
Verkehr Wolfgangs in Frankfurt 36.
Vermittelung zwischen Vater und Sohn 22, 27, 34, 61, 77, 114.
Verse Elisabeths 121, 144, 145.
Violinschlüssel 194.
Violoncellospiel Wolfgangs 83.
Volkslieder 102.
Voß. Heinrich, d. j., 295.
— Joh. H. 295.
Vulpius, Christiane 282.

Wachtparade 235.
Wagner, H. L. 96, 162, 175.
Wallacher 248.
Wallenstein 262.
Wartensleben 238.
Weber, Georg 3.
Wedel, Oberforstmeister 146, 147, 152.
Weib, Das leidende, Drama von Klinger 101.
Weimar, Eintritt Wolfgangs 113 ff.
Weimarer Freunde 129.
Weinlese (Schauspiel) 177.
Weinverkauf 252.
Weismann 36.
Weissagung Textors 7, 9, 10.
Wenner 320.
Werbung des Rats Goethe 13, 17.
Werdy 314.
Werke des Sohnes 301.
Werner, Zacharias 282.
Werther 82, 83, 162.
Wetzlar 63.
Weyrauch, Schauspieler 324.
Wieland 22, 80, 131, 143, 154, 156, 281, 329 ff.
Wilhelm Meister 28, 220, 304.
Wilhelmsbad 211.
Willemer 262.
Winter, Peter 314.
Wirtschaftsbücher 286.
Wohnung, die neue 235.
Wreden 110.

Zeichnung des Zimmers für Gustchen 32.
Zickwolf 318.
Ziegesar, Silvia 348.
Zimmermann, Arzt 48, 74, 108.
— Katharina 91, 92.
Zwiespalt zwischen Vater und Sohn 107 ff.
Zwillinge, die (Drama) 119.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Druck von Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H., Leipzig.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY

Due two weeks after date.

MAR 3

RECD LD
JUN 4 '63

IC 67418